

Baltische Monatschrift.

5A

122

—
Herausgegeben

von

Friedrich Dienemann.

—

—
Fünfzigster Jahrgang.

LXVI. Band.

+ 12

N^o 109295.



Riga.

Verlag von Jond & Poliewski.

1908.

Inhaltsverzeichnis.

Band LXVI.

	Seite
Der Estländer H. v. Dahl und der Jenaer Studentenauszug im J. 1792	1
Eigenart der deutschen Geschichte. Von Oberlehrer H. Blum	38
Die Wiedergeburt Preußens. Von H. Lehbert ✓	65
Heinrich Heine. Eine literarische Skizze. Von Karl Krah (Riga)	83
Vier Briefe eines Rigenfers aus Petersburg vom J. 1805	91
Georg von Brevern's Briefe an Theodor Baron Krüdener. Mitgeteilt von Otto M. Stackelberg -Kiwidepäh 107.	153
Rückblick auf die Geschichte der Baltischen Monatschrift beim Beginn ihres 50. Jahrgangs. Von H. Diederichs . ✓	123
Der Afrikaforscher Wilhelm Junker. Von Paul Faldt	193
Der Schmied vom Eiland. Gedicht von Manfred Kyber	218
Wesen und Aufgabe des Elementarunterrichts. Von C. Sörichelmann . ✓	219
Das eiserne Herz. Gedicht von Manfred Kyber	233
Dr. A. Bielensteins „Holzbauten der Letten“. Von Pastor W. Bielenstein -Mesothén	234
Stockholmer Spaziergänge. Von (Henri Olof)	249
An unsere Leser	271

* * *

Beilage: Baltische Revolutionschronik. Vom 21. November bis zum
31. Dezember 1905.

Der Estländer H. v. Dahl und der Jenaer Studentenauszug 1792.

Ein baltisches Gedenkblatt zur Feier des 350jährigen Jubiläums
der Universität Jena.

Am 30. Juli d. J. konnte die Universität Jena auf eine 350jährige Vergangenheit zurückblicken. Das Jubiläum der altberühmten Hochschule wurde unter außerordentlich lebhafter Beteiligung ehemaliger Jenenser festlich begangen.

Auch die baltischen Provinzen hatten allen Anlaß, an diesem Festtage der Jenaer Universität dankbar zu gedenken, mit der sie von jeher lebhaftest Beziehungen unterhalten haben. Namentlich während des ganzen 18. Jahrhunderts zogen sehr zahlreiche Livländer, Kurländer und Estländer zum Studium in die Stadt an der Saale, und auch noch im 19. Jahrhundert haben nicht wenige sich dort ihre wissenschaftliche Ausbildung geholt. Von 1710 — 1765 sind nicht weniger als 509 Balten dort immatrikuliert worden und seit dem Entstehen der Landsmannschaften hat stets auch die der Liv- und Kurländer dort eine ansehnliche Rolle gespielt. Bei dem Friedensfest im J. 1763 zogen auch sie mit ihrer weißen Fahne mit auf, angeführt von ihren Vorstehern v. Saß, Hugenberger, Jäbiken, Hantz und v. Firds. Ihre Fahne ist auf einem zeitgenössischen Bilde, das diese Friedensfeier darstellt, deutlich zu erkennen (vgl. Fabricius, Gesch. der deutschen Korps). Bei der Gründung der Burschenschaft im J. 1815 gehörten zu den ersten neun Vorstehern auch nicht weniger als zwei Kurländer, die stud. jur. Georg Teichert und Gustav Wilpert, und ein Livländer, der stud. jur. Julius Walter. Und als 1816 die Burschenschaft jene schöne Feier zur Erinnerung an den zweiten Pariser Frieden auf dem Marktplatz veranstaltete, da sang sie ein von stud. thol. Karl Christian Ullmann aus Livland, dem späteren Dorpater Professor und Bischof, gedichtetes Lied (vgl. Reil, Gesch. des Jena'schen Studentenlebens S. 181, 207, 365, 374). Am bekanntesten ist aber wohl der Anteil geworden, den einer unser Landsleute an dem berühmten Auszug der Jenaer Studenten im J. 1792 gehabt hat: der Anführer dieses Auszuges war der Estländer Heinrich Dahl.

Zur Jubelfeier Jena's ist eine besondere Festschrift von Ernst Borkowski erschienen, die in geistvoller Darstellung die Vergangenheit der alten Universität

an uns vorüberziehen läßt. Hier wird dieses Studentenauszuges auch gedacht, wenn auch, dem Charakter des Buches entsprechend, natürlich nur in aller Kürze. Es sei gestattet, als ein kleines baltisches Gedenkblatt zur Jubelfeier, die ausführliche Schilderung mitzuteilen, die Heinrich Dahl selbst von diesem Ereignis entworfen hat. Wir verdanken den Hinweis darauf der Güte des Herrn Paul Fald in Riga. Diese Schilderung ist nicht einmal in Reil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens verwertet worden und auch schon daher wohl der Wiedergabe wert. Sie ist in einem sehr seltenen Buche enthalten, das Dahl im J. 1804 veröffentlichte, im zweiten, einen Abriß seines Lebens bietenden Bande (S. 308—255) seiner „Weltgeschichte aus ihrem höchsten Gesichtspunkte betrachtet.“

Wir schicken zunächst einige knappe Lebensdaten über Heinrich Dahl oder, wie er sich selbst nannte, Heinrich von Dahl voraus. Er wurde am 8. April 1770 zu Goldenbeck in Ostland geboren, wo sein Vater Joachim Heinrich († 1796) Pastor war. Sein Großvater Heinrich († 1729) war zuerst Lehrer der griechischen Sprache in Reval gewesen. Zuerst bis zum 15. Lebensjahre zu Hause unterrichtet, wobei er sich einer großen Freiheit und Ungebundenheit erfreute, besuchte er 3 Jahre die Domschule in Reval und bezog sodann, nachdem er wieder zwei Jahre zu Hause verbracht hatte, wie einst auch sein Vater die Universität Jena. Hier hatte er gleich in den ersten Tagen drei Mensuren mit einigen der berühmtesten Fechter unter den Jenaischen Burschen zu bestehen. Er verstand vom Fechten nichts, nahm jedoch die Herausforderung an, ohne sich erst noch einpauken zu lassen. Zwar trug er eine ziemlich starke Verwundung davon, schnitt aber sonst so gut ab, daß er fortan Ruhe hatte und nicht leicht jemand mit ihm anbändeln mochte. Das hatte ihm gleich von vornherein eine geachtete Stellung eingebracht. Bald nach dem Studentenauszug, im Mai 1793 verließ er Jena. Er wurde zuerst drei Jahre lang Hauslehrer in Moskau beim Generalleutnant Jaskow. Im J. 1797 wurde er Feldjäger und reiste als solcher mit Depeschen nach Dresden und Berlin. Dann wurde er nach Omsk geschickt, um auf der sibirischen Linie Feldjägerdienste zu tun, bald jedoch wieder nach Petersburg zurückgerufen. Er ging nun wieder als Feldjäger mit dem russischen Gesandten Fürsten Repnin nach Berlin und Wien. Da traf ihn 1799 ein Mißgeschick; er sollte Depeschen nach Petersburg bringen, erkrankte jedoch unterwegs heftig in Karlsbad und sah sich genötigt die Depeschen per Post weiterzuschicken. Das war ein Dienstvergehen, infolge dessen er es nicht mehr wagte nach Rußland zurückzukehren. Er studierte nun in Wittenberg Handelswissenschaften, wurde dann von einem Hamburger Kaufmann Strothers angestellt. Bald aber ging er nach Leipzig, wo er Sprachunterricht erteilte, und endlich nach Warschau, wo er Hauslehrer bei einem Herrn v. Dangel war und vergeblich auf Begnadigung des Kaisers wartete. Er erhielt sie nicht, auch nachdem er gleichsam zu seiner Rechtfertigung seine Lebensbeschreibung und „Weltgeschichte“, die er dem Kaiser widmete, veröffentlicht hatte. Im J. 1807 machte er seinem Leben durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ende.

§. v. Dahls Darstellung des Jenaer Studentenauszuges nach Erfurt 1792.

„Die akademischen Orden sind bloß auf Erreichung vorübergehender Zwecke auf der Universität gerichtet; die von denselben vorgeschriebenen Verbindlichkeiten in Rücksicht jedes einzelnen Mitgliedes gelten also nur während der Studienjahre dieses letzteren, und wer demnach von denselben eine gefährliche Fortdauer in den bürgerlichen Verhältnissen des Staates glaubt, irrt sich sehr und legt einer Sache eine Wichtigkeit bei, die sie in keiner Rücksicht jemals hatte. Abenteuerliche Vorstellungen vom Ritterwesen; Begierde auf Bällen, bei Konzerten, Schlittenfahrten und andern öffentlichen Aufzügen zu glänzen; und vorzüglich die Notwendigkeit bei manchen Vorfällen in einem furchtbaren Verteidigungsstande aufzutreten: gaben jeder solchen engeren Vereinigung vieler Kräfte das Dasein; und die Erscheinung muß demnach notwendig dort aufhören, wo die hinreichenden Gründe zu derselben fehlen.

Aus dieser Darstellung ergibt sich denn mit leichter Mühe, daß alle Ordensverbindungen, ob sie gleich das nie für den Staat waren noch werden können, was man so oft in Rücksicht derselben gefürchtet hat, dennoch für die Ruhe und den Zweck der Universitäten selbst dadurch sehr nachtheilig sind, daß sie durch ihre wechselseitige Nebenbuhlerschaft einen unaufhörlichen Grund zu gefährlichen Zweikämpfen abgeben und den Studierenden selbst in vielen Fällen seiner Bestimmung nachzuleben hindern. Ich kenne diese Nachteile nur zu sehr aus eigener Erfahrung, und habe demnach sogar während meines akademischen Lebens immer aufrichtig gewünscht, daß die geheimen Verbindungen jeder Art auch auf Universitäten nicht statthätten; allein die Mittel und Wege, die man in dieser Hinsicht von seiten der Akademien eingeschlagen und, oft mit Unrecht, Grausamkeit und Unkunde des Menschen und seiner gesellschaftlichen Verhältnisse geltend gemacht hat, konnte ich immer nur aus dem Grunde meines Herzens mißbilligen. Überzeugt bin ich, daß die genannten Korporationen, als Mißgeburten grauer Vorurtheile, die selbst an dem noch bestehenden abenteuerlichen Gange der öffentlichen Geschäfte und des Privatlebens auf den meisten deutschen Universitäten eine starke Nahrung finden, auch einst von selbst verschwinden werden, wenn die Fackel einer humanen Vernunft auch die bizarren Formen des Herkommens und Schlenbrians dunkler Jahrhunderte in diesen Pflanzschulen der Gelehrsamkeit wird näher beleuchtet und deren Abänderung als notwendig

dargestellt haben. Bis dahin aber wäre es meiner Meinung nach heilige Pflicht für die Lehrer aller Universitäten, unablässig dahin zu streben, den Ordensverbindungen, in welchen sich gewiß viele wackere junge Männer von Geist und Herz befinden, eine solche Richtung zu geben, die der sittlichen und geistigen Kultur der Jugend vollkommen entspräche. Dieses wäre mit leichter Mühe zu bewerkstelligen, wenn man mit einer nur geringen Selbstverleugnung dem egoistischen Grundsatz: „von Andern alles, von sich selbst nichts zu fordern“ entsagen wollte; und man hätte dann nicht nötig, als Gegengewichte gegen die Ordensverbindungen neue Korporationen geistlich einzuführen, die, nach dem Urtheil jedes unparteiischen Kenners, bei allen oben genannten wirklichen Nachtheilen der ersteren, sich auch noch als die gefährlichsten Feinde aller Sittlichkeit und Gesittetheit darstellen.

Nach diesem wenigen von mir Geäußerten über geheime Verbindungen auf Universitäten ist es also leicht zu erachten, daß ich bald nach meiner Aufnahme in eine derselben weder dasjenige darin fand, was mein schwärmerischer Geist suchte, noch die großen Nachteile derselben mir lange verborgen bleiben konnten. Da ich indessen dadurch mit einer Menge, von Seiten ihres Geistes und Herzens sehr achtungs- und liebenswürdiger Menschen in nähere Gemeinschaft trat, so konnte ich mich nachher auch nie entschließen, den auf mich genommenen Verbindlichkeiten durch meinen Austritt aus der Gesellschaft ungetreu zu werden. Ich blieb vielmehr immer der aufrichtigste und beständige Anhänger derselben, aus keiner andern Absicht, als um ein wirklich vorhandenes und nicht zu verhinderndes Übel durch meine Bemühungen, soviel ich dazu beitragen konnte, so unschädlich als möglich zu machen.

Daß die Wirkungen solcher Anstrengungen sowohl von meiner Seite als auch von derjenigen verschiedener meiner gutdenkenden Mitgenossen an dem Orden der *Unitisten* sehr sichtbar wurden, mag die Jena'sche Universität selbst unparteiisch beurteilen, die da weiß, daß die Mitglieder der genannten Verbindung durch Fleiß, Sittlichkeit und Gesittetheit einen sehr guten Ruf behaupteten; und daß ich für meine Person so manchen Zweikampf und unangenehmen Handel rückgängig machte, indem ich in den monatlichen Zusammenkünften die unruhigen Köpfe unter meinen Brüdern durch nachdrückliche Reden und Vorstellungen ununterbrochen zur Achtung gegen jeden Fremden überhaupt und gegen die Mitglieder der andern Verbindungen insbesondere ermunterte — dies müssen alle diejenigen meiner Verbündeten bezeugen, die mit mir zu gleicher

Zeit studierten. In dieser Hinsicht darf ich also ganz ruhig und ohne Erröten vor dem Richterstuhle meines eigenen Bewußtseins stehen; denn es liegt meiner Meinung nach unendlich mehr Verdienst darin, wirklich bestehende, unvermeidliche Übel selbst zum Besten des Ganzen zu lenken, als das Gute bloß, ohne irgend einige Antriebe zum Bösen, zu befördern.

Das Zutrauen, das ich mir demnach bei allen Mitgliedern meines Ordens durch meinen unveränderlichen Charakter zu erwerben Gelegenheit fand, erhob mich endlich auf den Standpunkt eines Hauptes von einigen sechzig Verbündeten. Die aufrichtigste Liebe und Anhänglichkeit der wirklich edlen jungen Männer, deren Kräfte ich damals zu leiten so glücklich war, erwarben mir eine beinahe blinde Folgsamkeit in allen meinen Anordnungen. Jedermann, selbst meine erklärtesten Gegner auf der Universität werden wissen, daß ich eine solche Stimmung in meinem Orden nur zum Guten überhaupt und zum Wohle der Akademie insbesondere benutzte, wozu die unten folgende Erzählung der letzteren Szenen meines akademischen Lebens die Belege enthält.

Diese Auftritte sind es, die mir schon vor 12 Jahren von Übelgesinnten den Namen eines Unruhestifters zuwege brachten; mich späterhin der Gefahr aussetzten, unter der vorigen Regierung Rußland als ein gefährlicher Mensch für den Staat geschildert zu werden, und die man jetzt in der entscheidenden Periode meines Lebens nicht ermangeln wird, womöglich ganz zu meinem Nachtheil bekannt zu machen. Um daher den unangenehmen Wirkungen vorzubeugen, die eine lieblose Verdrehung der Wahrheit für mich haben könnte, schreite ich hier zur genauen und unverstellten Darstellung von Studentenereignissen im 1792sten Jahre in Jena, bei deren Leitung ich mich nicht nur keiner Feigheit in irgend einer Sache bewußt bin, sondern vielmehr überzeugt sein zu können glaube, daß ich durch meine ganze damalige Aufführung das Wohlwollen aller guten Einwohner jener Universität verdient hatte.

Ich meine hier jene bekannte Auswanderung nach Erfurt aller damals in Jena als Studierende vorhandenen Ausländer, deren Zahl sich auf viele Hunderte belief und deren Hauptanführer ich abzugeben bestimmt wurde.

Gehe ich zur Erzählung dieser in mancher Rücksicht gewiß auffallenden Begebenheit schreite, merke ich zuvörderst an, daß sie nie stattgefunden haben würde, wenn sich Se. Durchlaucht der Herzog von Weimar nicht damals außerhalb seines Landes im Felde gegen Frankreich befunden hätte. — Dieser gerechte und

menschenfreundliche Fürst, der sich bei so vielen früheren Vorfällen immer als einen Gönner der Studenten bewiesen hatte, würde auch diesmal durch seine Gegenwart gewiß verhindert haben, daß sich ein einzelner Studierender zum unbeschränkten Despoten aller seiner Mitgenossen aufwarf und sich in dieser Hinsicht durch allerlei falsche, seinem allgemein als sehr unsittlich und hinterlistig anerkannten Charakter angemessene Vorpiegelungen das Zutrauen und den Beistand der Akademie selbst zu erschleichen mußte. Da indessen dieses letzte jetzt der Fall war und den Unterdrückten am Ende nichts weiter übrig blieb, als Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, so wird wenigstens die hier folgende aufrichtige und wahre Erzählung jener oben genannten Aufirrite beweisen, daß dieselben in den Annalen der Studentenunruhen durch ihr ganzes Gepräge Epoche machten und sich vor allen ihren früheren Geschwistern, selbst nach dem Urtheil sehr würdiger Universitätslehrer und rechtlicher Menschen aller Art sehr vorteilhaft dadurch auszeichneten, daß in denselben nichts von dem gewöhnlichen wilden Tumultuieren zur Nachtzeit, wodurch den schuldlosen Einwohnern durch Fenster einwerfen und anderes unsittliches und boshafte Verfahren immer unsäglich Schaden zugefügt wurde, vorkam, sondern alles mit der größten Offenheit am hellen Tage betrieben ward; die ganze studierende Welt nur eine Stimme gegen einen einzigen intriganten Störer der öffentlichen Ruhe in ihrer Mitte hatte; in dieser Hinsicht ganze Wochen hindurch mit der größten Achtung gegen ihre Obrigkeit ihre Beschwerden auf dem Wege der Geseze geltend zu machen sich bestrebte; und nur dann erst, als keine ihrer rechtmäßigen Vorstellungen beherzigt, sie nach Willkür von einem einzigen unsittlichen Studenten beherrscht und ihre Geduld aufs höchste gemißbraucht wurde, — sich mit männlicher Standhaftigkeit zu einer Auswanderung nach einer andern Universität entschloß, die mit der größten Ordnung, Ruhe und Gesittetheit unter den aufrichtigsten Tränen aller Einwohner Jenas im Juni des 1792sten Jahres vor sich ging. Dieser ganze Vorgang nun, von seinem Anfang bis zu seinem Ende, war folgender:

Immer nämlich hatten die Akademien überhaupt jede Gelegenheit begierig benutzt, um den Ordensverbindungen den völligen Untergang zuzuführen. Gegen die Rechtmäßigkeit und den Nutzen solcher Unternehmungen konnte nie ein vernünftiger Mann irgend eine Einwendung machen, und nur die Mittel, zum Zweck zu gelangen, waren, wie ich schon oben bemerkt habe, immer äußerst inkonsequent.

Nie waren sie es aber in einem höheren Grade, als in dem genannten 1792sten Jahre in Jena, wo man in dieser Hinsicht, und um die wohlthätigste Reform, wie man sich ausdrückte, in dem ganzen Sittenwesen der studierenden Welt zu bewirken, einen, durch die allgemeine Meinung hinlänglich als sehr ungefitet, intriguant und boshaft gewürdigten Menschen als Werkzeug gebrauchen wollte.

Dieser Mensch hieß Polygo, war ein Grieche von Geburt und von der Natur mit den herrlichsten Geistesgaben ausgeschmückt, die aber in Vereinigung mit dem schlechtesten Herzen nur desto gefährlicher wurden. Aus Halle relegiert, kam er nach Jena, entsagte dem Orden, in welchem er sich bisher als Mitglied befunden hatte und kündigte sich unter dem Schutze der Universität öffentlich als den Stifter einer neuen Verbindung an, die zum Zweck haben sollte, die 4 in Jena vorhandenen Orden zu stürzen und den Zweikämpfen entgegenzuarbeiten.

Ein solcher angekündigter Zweck verdiente gewiß die aufrichtige Teilnahme jedes rechtlichen Mannes; nur daß ein Polygo zur Ausführung desselben erwählt ward, mußte Verdacht erregen, und wenigstens mußte die Jenaische Universität aus dem einzigen Umstande der Relegation, und daß der genannte Reformator als der wütendste Schläger und Renommist bekannt war, die Reinheit der Absichten eines Menschen bezweifeln, den sie zum unumschränkten Gebieter des akademischen Daseins so manchen wackeren jungen Mannes bestimmte.

Dieser im höchsten Grade intrigante Kopf wußte durch falsche Vorspiegelungen aller Art, durch nachgemachte Namensunterschriften und dergleichen Winkelzüge mehr, der Universität die Meinung beizubringen, daß er alle Studierenden in Jena, die Mitglieder der 4 Orden abgerechnet, auf seiner Seite habe, die alle entschlossen wären, eine neue Verbindung einzugehen, in der künftighin alle Streitigkeiten bloß bei einer Tasse Chokolade abgetan werden sollten. Da nun die genannten 4 Ordensgesellschaften zusammen genommen höchstens die Anzahl von 300 Subjekten ausmachten und die Menge aller Studierenden sich beinahe auf 1000 belief, so glaubte die Universität natürlich, daß Polygo mit seinem vermeinten Übergewicht die übrigen geheimen Gesellschaften leicht in den Staub treten könnte, und erteilte demselben nach solchen falschen Berechnungen die unbeschränkteste Vollmacht, seinen Entwürfen gemäß in der studierenden Welt zu walten, wie er es immer nur für gut fände.

Auf einen solchen mächtigen Beistand sich stützend, begann er erst jetzt gewaltthätig für eine Verbindung zu werben, die vermöge seiner vorigen hinterlistigen Angaben schon vollendet dagestanden hatte. Mit gebieterischem Wesen machte er jetzt jedem fremden Subjekt den Antrag, sich unter die Gesetze seiner zu errichtenden Verbindung zu begeben, und traf er auf eine Weigerung, so mißhandelte er den ihm Widerstehenden tödtlich, verfügte sich hierauf zu dem derzeitigen Prorektor, gab den Beleidigten fälschlich als ein Mitglied dieses oder jenes Ordens an, und den Unglücklichen schützte dann weder sein Fleiß noch seine gute Aufführung gegen eine Relegation, die ihn vielleicht auf die ganze übrige Zeit seines Lebens zum Elend verurtheilte.

Auf diesem sehr verwerflichen Wege hatte jener, von der selbst irre geführten Universität geschützte Reformator des Sittenwesens unter den Studierenden, zwar manchen Proselyten gemacht; allein seine Verbindung war immer noch der Gegenstand des Spottes der übrigen Orden, in denen sich immer der Kern der studierenden Welt befand.

Doch Widerwärtigkeiten aller Art waren nicht geeignet den standhaften und wirklich hellen Geist eines Polygo zurückzuschrecken. Er setzte demnach seine Entwürfe auf dem obengenannten hinterlistigen Wege fort und näherte sich in dieser Hinsicht denn endlich auch meiner Person.

Jedem rechtlichen Manne von gereinigten Grundsätzen, der um meine Mitwirkung zu edlen Zwecken bei mir anhielt, war ich immer bereit, meine Hand zum Unterpfande meiner Genehmigung aus voller Seele darzureichen; nur Polygo durfte von seiten seines Herzens nie in meinen Wirkungskreis gehören, und da ich mich außerdem in meinem Orden mit den edelsten jungen Männern schon einige Zeit hindurch mit höheren, auf die Beförderung der sittlichen und geistigen Kultur gerichteten Zwecken beschäftigte, so konnte ich den Anträgen von Polygo nur ein mitleidiges Lächeln entgegensetzen.

Entrüstet hierüber, versicherte er mich hoch und teuer, daß mein Aufenthalt in Jena nicht mehr von langer Dauer sein sollte, und eilte, mich bei dem derzeitigen Prorektor als das Haupt des Unitistenordens anzugeben. Ich ward vorgeladen und mußte die Relegation unterschreiben, welches nur eine Einleitung zu einer wirklichen Verbannung war, die mich einige Zeit darauf gewiß treffen sollte. Umsonst stellte ich der ungerechten Behörde, vor der ich stand, vor, daß man mir während meines ganzen akademischen

Lebens, das jetzt sich seinem Ende nahte, nicht das mindeste in irgend einer Sache vorzuwerfen habe; umsonst berief ich mich auf die Liebe und Achtung, die ich bei allen rechtlichen Menschen genoß; umsonst erinnerte ich an mein ruhiges und stilles Betragen und an die Befugnis, die ich nach den Gesetzen der ganzen Welt hätte zu fordern, daß man mir erst beweise, ich sei wirklich das Haupt eines Ordens, — man nahm auf nichts mehr Rücksicht, denn ich war nun schon einmal bestimmt, als Opfer der geheimen Machinationen eines unmoralischen Menschen zu fallen.

Tief gekränkt durch eine solche eigenmächtige Verfahrungsart, versicherte ich dem derzeitigen Prorektor, daß wenn man mir einst bei meiner Rückkehr in mein Vaterland Zeugnisse meines Betragens auf der Universität abfordern sollte, ich mit gutem Gewissen die mir bevorstehende Relegation als die beste Empfehlung hervorziehen könnte, weil diese seit einiger Zeit der Preis der exemplarischsten Aufführung geworden wäre, und nach einer solchen Erklärung entfernte ich mich mit Recht erbittert.

An der Thür begegnete ich meinem Widersacher auf seinem Wege zu neuen Nichtswürdigkeiten. Ich faßte ihn sogleich mit derjenigen Herzlichkeit, die mein Temperament von jeher gegen jeden feigen Rabalenmacher äußerte, bei der Hand, schüttelte dieselbe gewaltig und rief ihm zu: Von heute ab sind wir beide erklärte Gegner, aber nur Gegner im offenen Felde, weil ich nie für Hinterlist geschaffen war.

Wirklich sann ich von diesem Augenblick an auf Pläne, wie ich meinem Feinde auf offenem Wege beikommen könnte, welches indessen, trotz der allgemeinen Unzufriedenheit, die dessen eigenmächtiges und herrisches Wesen unter allen Studierenden verbreitet hatte, so lange immer unmöglich war, als die durchgängige Meinung dahin ging, daß Polyko wirklich gegen 700 Subjekte in seiner Verbindung zählte. Ein fürchterlicher Vorgang indessen führte mich in dieser Hinsicht zu einer ganz entgegengesetzten Gewißheit, und seit dieser Zeit trat ich öffentlich gegen meinen Widersacher auf und zwang ihn mir das Feld zu räumen.

Die Landsmannschaft der Ungarn feierte eines Abends mit Musik auf öffentlichem Markte das Thronbesteigungsfest ihres Kaisers. Nach vollbrachter Feierlichkeit ertönte aus dem Haufen der versammelten Studenten eine Stimme, die da rief: Pereat Polytzo! (Untergang dem Polyko!) und Vivat sequens! (es lebe wer da folgt!) — der gewöhnliche Aufruf zu nächtlichen Exzeßen.

Ich mißbilligte sogleich in der Seele diesen inkonsequenten

Schritt wider einen Menschen, dessen Gewandtheit und Ränke aller Art ganz andere Waffen zur Bekämpfung nötig machten; und da ich überdem immer den innigsten Abscheu gegen alles nächtliche Tumultuieren und gegen jeden hinterlistigen Angriff hegte, so ging jetzt mein ganzes Bestreben dahin, alle meine Freunde und Brüder dahin zu stimmen, sich dem lärmenden Zuge nicht anzuschließen. Meine Bemühungen waren von dem besten Erfolg, und nur einer meiner Verbündeten, den ich nicht hatte auffinden können, war bei den mörderischen Szenen, die jetzt vorgingen, mit gegenwärtig gewesen.

Die tumultuierende Gesellschaft bestand aus 40—50 Individuen und hatte als Anführer an ihrer Spitze einen jungen Ankömmling auf der Universität. Dieser Zug begab sich nun gerade nach der Wohnung des Polzko, und während ein Teil davon die Fenster seines Zimmers einschmetterte, ging ein anderer zu ihm herauf, um ihn gefänglich einzuziehen. Der Unglückliche war aus seinem Bett entsprungen und hatte sich in seinen Kleiderschrank versteckt. Seine grausamen Verfolger warfen indessen diesen um und wühlten durch einige Öffnungen desselben mit Degen und Hiebern so lange darin umher, bis der Versteckte, von Todesangst getrieben, hervorsprang, seinen Feinden das Licht ausblies, ans Fenster lief und sich zwei Stock hoch barfuß und im Hemde auf die Straße hinausstürzte. Hier war er indessen aufs Glas seiner zerschlagenen Fenster gefallen, und in seinem Blute liegend, ward er nun von seinen rachsüchtigen Widersachern gefaßt und nackend wie er war in eine benachbarte Straße geführt, wo der Anführer des Tumults ihn auf seinem entblößten Hieber beschwören ließ, daß er keinen angeben wolle, den er auch erkannt haben sollte. Polzko schwor, sah sich aber auch zugleich mit vieler Gegenwart des Geistes in dem vom Monde beleuchteten Kreise seiner Verfolger um, erkannte alle und zeigte sie am andern Tage auch alle bei der Behörde an.

Während dieser in jeder Hinsicht verabscheuungswürdigen Gräuelszenen hatte ich, um auch nicht den entferntesten Schein eines Teilnehmers an einem solchen brandmarkenden Vorfall zu haben, mich mit meinen Freunden in das Haus unseres Speisewirts begeben, von wo aus ich indessen dem traurigen Vorgange zusehen konnte. Hier war es nun, wo ich die wirklichen Verhältnisse Polzko's auf der Universität mit einem Blicke durchschaute. Ich schloß: daß, weil sich niemand von seinen Verbündeten zu seiner Rettung zeigte, da der Zug der ihn so sehr Mißhandelnden

doch nur aus 40—50 Individuen bestand, er auch gewiß noch wenig Teilnehmer an seiner von ihm gestifteten Verbindung habe, und daß alle seine Vorspiegelungen in dieser Hinsicht nur freche Angaben der Unwahrheit sein müßten; und auf diese Rechnung gründete ich einen Plan, den ich nachher im offenen Felde gegen meinen Gegner aufs glücklichste ausführte.

Bei den eben angeführten schauerhaften Auftritten hatte es indessen noch nicht sein Bewenden, sondern der wüthende Zug verfügte sich nach diesen seinen vermeinten Heldentaten zum Hause des derzeitigen Prorektors, zerschmetterte demselben alle seine Fenster, stürmte in den Garten hinein, vernichtete seine Statuen und machte alles dem Erdboden gleich, mit einer Wut, wie man sie kaum bei jungen Männern, die sich der Ausbildung des Geistes und Herzens widmeten, hätte erwarten sollen.

Auch während dieses Vorgangs hatte ich mich mit meinen Freunden in dem Hause eines ehrlichen Bürgers aufgehalten, um bei Gelegenheit Zeugen vorführen zu können, daß ich dergleichen Auftritte von ganzer Seele verabscheute.

Noch dieselbe Nacht war die Nachricht von diesen Vorfällen durch eine Stafette nach Weimar gelangt, und des andern Tages frühe war eine Kommission zur Untersuchung dieser Angelegenheiten in Jena. Ich ward, wie leicht zu erachten, vorgeladen; es konnte mir indessen nicht schwer fallen, mich vor der Behörde der sachkundigen und billigen Richter, vor der ich gegenwärtig stand, in Rücksicht der schmutzigen Auftritte des vorhergegangenen Abends vollkommen zu rechtfertigen, zumal da mein ganzes Betragen im Geheimen von einem Bedell der Universität war beobachtet worden.

Zugleich entschloß ich mich aber auch jetzt die dermalige allgemeine Stimmung auf der Universität zu benutzen, um die Untersuchungskommission durch einen offenen und auffallenden Schritt zu überzeugen, daß Polygo sich das Vertrauen der Akademie auf dem illegalsten und hinterlistigsten Wege zu erschleichen gemußt; daß er durch das herrschendste Verfahren gegen alle seine Mitsstudierende eine allgemeine Unzufriedenheit unter denselben hervorgebracht habe; und daß, wenn auch gleich nach dem Wunsche jedes rechtlichen Mannes, die schauerhaften Szenen des vorherigen Abends der strengsten Ahndung der Gesetze unterworfen werden müßten, es doch auch zugleich die künftige Ruhe der Universität notwendig erforderte, daß ein wirklich unmoralischer Mann, wofür Polygo allgemein anerkannt sei, außer Stand gesetzt werde, mit dem Schicksal der Studierenden nach Willkür zu schalten.

Die Ereignisse, welche diesem zufolge von nun an unter meiner Leitung in Jena statt hatten, müssen von den vorhergegangenen mörderischen Vorfällen aufs genaueste getrennt und unterschieden werden.

Es war 8 Uhr morgens, als ich von der Untersuchung im Schlosse entlassen wurde. Sogleich heftete ich an die schwarze Tafel eine schriftliche Einladung an die ganze studierende Jugend, sich um 11 Uhr in dem sogenannten „Paradies“, einem öffentlichen Spazierort bei Jena, einzufinden, wo ich ihre Meinung in Hinsicht dringender Angelegenheiten einziehen möchte.

Die drei Stunden, die mir in der Zwischenzeit übrig blieben, wandte ich zu Hause dazu an, eine Bittschrift an die durchlauchtigen 4 Fürsten, die Kuratoren der Universität, abzufassen, worin ich in einer unverstellten Sprache die drückende Eigenmacht schilderte, welche Polyko unter dem Schutze der Akademie gegen seine Mitstudierende ohne Unterschied der Person übte; wie kein Studierender ins künftige mehr imstande sei, die Dauer seines akademischen Aufenthalts durch Fleiß und gute Aufführung zu bestimmen, und worin ich endlich im Namen aller Studierenden um den unmittelbaren Schutz der durchlauchtigsten Fürsten selbst flehentlich ansuchte, da für uns in dieser Hinsicht von der Universität nichts mehr zu hoffen sei.

Mit dieser Schrift verfügte ich mich zur angesetzten Stunde ins „Paradies“ und fand hier die ganze studierende Welt versammelt. Sogleich ward um herum ein großer Kreis geschlossen und einige hundert meiner akademischen Genossen bestiegen außerdem die umherstehenden Bäume, um nichts von meinem Vortrage zu verlieren.

Mit lauter Stimme las ich jetzt meinen Aufsatz vor, und nach Beendigung desselben tönte mir von allen Seiten ein enthusiastisches Bravo! entgegen.

Wohlan, meine Freunde und Brüder! erwiderte ich auf solche unzweideutige Zeichen der aufrichtigsten Genehmigung, wenn es denn auch Euer Meinung ist, auf einem offenen Wege uns den gerechtesten Fürsten zur Abstellung unserer gegründeten Beschwerde zu nähern, so beweiset dieses durch Euer Aller Namensunterschrift. Diese begann jetzt unter freiem Himmel und währte drittehalb Stunden ununterbrochen fort, so daß nunmehr die gesamte studierende Welt sich gegen das bisherige Verfahren der akademischen Obrigkeit erklärt hatte. Gewiß das untrüglichsie Merkmal der gerechten Sache der unterdrückten studierenden Jugend!

Nach Verlauf alles dieses stellte ich mich an die Spitze meiner in verschiedenen Kolonnen dastehenden Kameraden und führte sie in dieser Ordnung um 2 Uhr nachmittags in die Stadt und gerade nach dem Schlosse, wo die Kommission in ihren Untersuchungen begriffen war. Meine Anhänger bildeten einen großen Kreis um das Gebäude herum und ich für meine Person ersuchte sie um die Erlaubnis, vor der Untersuchungsbehörde erscheinen zu dürfen, welches mir auch sogleich bewilligt ward.

Mit meiner von allen Studierenden unterschriebenen Bittschrift näherte ich mich mit gebührender Achtung dem Präsidenten der oft genannten Kommission, bat, man möchte den Schritt, den ich hier an der Spitze so vieler Hunderte von Studierenden unternommen hätte, aus keinem widrigen Gesichtspunkte betrachten, sondern überzeugt sein, daß derselbe die durch schmutzige Leidenschaften gestörte Ruhe der Universität einzig und allein zum Zweck habe, und las darauf der Behörde meinen Aufsatz selbst vor, mit der Bitte, denselben an die Durchlauchtigsten Fürsten, an welche derselbe gerichtet war, gelangen zu lassen.

Der Präsident versprach mir dieses, verließ aber zugleich seinen Sitz und nahte sich dem Fenster, aus welchem er das ganze Schloß von Studierenden umringt sah. Wenn Sie denn, fragte er mich darauf, mit so friedlichen Gesinnungen, als Sie vorgeben, gekommen sind, was soll denn jener Aufzug dort? — Ihnen bloß beweisen, war meine Antwort, daß der Grieche Poligo, der Urheber alles bisherigen Unfugs, es gewagt hat, nicht bloß die akademische Obrigkeit, sondern auch selbst die Fürstenhöfe zu hintergehen, indem er fälschlich durch nachgemachte Namensunterschriften hat dartun wollen, daß alle Studierende seine Anhänger wären. Ich, setzte ich hinzu, habe mich schon einiger Zeit zum Gegner im offenen Felde jenes intriganten Kopfes erklärt, und jene dort, indem ich zum Fenster hinaus zeigte, der Kern der studierenden Jugend, alle Ausländer, haben sich für die gute Sache, die ich verteidige, bestimmt. Übrigens stehe ich Ihnen dafür, daß wir in Geduld und mit der größten Ruhe und Gesittetheit die Entscheidung der durchlauchtigen Fürstenhöfe abwarten werden.

Über diese Erklärung bezeugte der Präsident seine Zufriedenheit; ich ward entlassen und eilte zu meinen, mit Sehnsucht meiner harrenden Kameraden. Diese führte ich jetzt auf den großen Marktplatz der Stadt, ersuchte sie hier einen Kreis zu bilden, trat in dessen Mitte und machte meinen begierigen Zuhörern meine Unterredung auf dem Schlosse bekannt, indem ich sie zugleich bei

allem, was gut und edel ist, flehentlichst bat, den gerechten Fürsten, denen wir unsere Sache nun übergeben hätten, aus voller Seele zu vertrauen; in dieser Hinsicht sich auch nicht des geringsten Erzeßes oder irgend einer Selbstirache schuldig zu machen, sondern in Ruhe und unter Erfüllung aller ihrer Pflichten der höheren Entscheidung entgegenzusehen; und überhaupt die Leitung dieser ganzen Angelegenheit mir zu überlassen. Von allen Seiten tönte mir wiederum ein lautes Bravo! entgegen. Alles ging in der größten Ordnung auseinander und kehrte zur Verwunderung aller Einwohner der Stadt zu seiner Bestimmung auf eine Art zurück, als wenn durchaus nichts vorgefallen gewesen wäre. Ein auffallender Beweis, wie sich auch die für so wild ausgeschriene Jugend auf Universitäten durch eine schonende Behandlung zu allem leiten läßt!

Gewiß hatte man meine Bittschrift entweder garnicht an die Fürstenhöfe gelangen lassen, oder man hatte den Verlauf der Dinge ganz zum Nachteil der Studierenden geschildert; denn Polygo begann mit jedem Tage sein Spiel immer frecher und herrischer zu treiben, und jedes gesetzliche Gesuch dagegen ward von der akademischen Obrigkeit selbst mit Hohn gelächter empfangen.

So ging es einige Wochen nach den eben erzählten Ereignissen fort, bis sogar eines Morgens früh zur Verwunderung und Bestürzung der ganzen studierenden Welt eine starke Besatzung mit klingendem Spiel in Jena einrückte und Offiziere und Soldaten laut äußerten, man würde die unruhigen Bursche schon mit dem Bajonett zurechte weisen.

Ein solches Verfahren mußte uns Studierende notwendig innig kränken und erbittern; denn wir hatten ja bis dahin noch nichts begangen, was wider die Gesetze stieß, sondern hatten vielmehr mit der größten Achtung gegen diese letzteren bloß um Abstellung unserer gegründeten Beschwerden angesucht und sollten jetzt durch Bajonette dafür behandelt werden.

Bei so bewandten Umständen trat nun die ganze studierende Welt enger zusammen. Es befanden sich in Jena 13 verschiedene Landsmannschaften; jede derselben erwählte jetzt aus ihrer Mitte zwei Subjekte zur Repräsentation; diese beratschlagten gemeinschaftlich mit mir, dem nun bestimmten Hauptanführer bei den Studentenangelegenheiten, was bei diesem oder jenem Vorfall zu tun sei, und teilten dann die jedesmaligen Resultate solcher Beratschlagungen ihren Landsleuten mit, so daß auf diesem Wege

die ganze studierende Jugend durch das engste Band der Eintracht mit einander verbunden ward.

So vorbereitet zu allem, was da vorgehen könnte, ward ich eines Tages, als die schreiendsten Ungerechtigkeiten kein Ende nahmen und durch die falschen Angaben von Polnko sogar viele Unschuldige in die tumultuarischen Szenen jenes schaudervollen Abends mit verwickelt werden sollten, mit neuen Vorstellungen und Bitten um Abstellung unserer Beschwerden von der studierenden Jugend an den derzeitigen Prorektor abgeschickt. Ich fand diesen Herrn bei dem Kommandanten der Besatzung und entledigte mich mit gebührender Achtung gegen denselben meines Auftrages. Man verlangte die Punkte unseres Gesuchs schriftlich, welches ich sogleich zu bewerkstelligen versprach und mich deshalb in meine Wohnung begab.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, an einem der schönsten Sommertage. Die Stadt war leer von Studenten, die sich auf den nahegelegenen anmutigen Dörfern vergnügten; und nur ich saß einsam auf meinem Zimmer, um die obengenannten Punkte des Gesuchs der studierenden Jugend schriftlich abzufassen.

Alle diese Umstände nun glaubte der derzeitige Prorektor benutzen zu müssen, um einen vielleicht lange entworfenen Plan in Rücksicht meiner in Ausführung zu bringen; denn kaum hatte ich ihn verlassen gehabt, um mich in meine Behausung zu begeben, so hatte er den Befehlshaber der Besatzung aufgefordert, seine Truppen ausrücken zu lassen, um mich, da ich nicht sogleich Widerstand zu erwarten hätte, einzuziehen, und dann, wie er sich ausdrückte, mit den übrigen Studierenden schon fertig zu werden, wenn ich erstlich aus deren Mitte fortgeschafft sei.

Ob ein solches Verfahren offen und edel war gegen einen Menschen, der sich aus den reinsten Absichten zur bloßen Begründung der von Grund aus erschütterten Ruhe der Universität an die Spitze der Studentenangelegenheiten zu stellen gesucht und ganze Wochen hindurch einen aufs höchste gekränkten und mit Recht erbitterten Haufen kraftvoller Jünglinge durch beständiges Zureden, unaufhörliche Bitten und durch die aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit, die er sich unter demselben zu erwerben so glücklich war, in den Schranken der Achtung gegen die Gesetze und die öffentliche Sicherheit zurückgehalten hatte, — dies überlasse ich dem Urtheil des mich richtenden Publikums. Ob es aber auch klug gehandelt war, eine unverhältnismäßige Zahl von Truppen auf eine beispiegellose Art am hellen Tage unter einer gereizten, mut-

vollen Jugend aufziehen zu lassen, darüber mögen die nun folgenden Szenen entscheiden, aus denen erhellt, daß dieser Tag ein furchtbarer Tag für Jena geworden wäre, und sich durch die blutigsten Auftritte in den Annalen dieser Universität würde verewigt haben, wenn ich nicht mit Aufopferung meiner letzten Kräfte und mit Gefahr meines eigenen Lebens meinen von allen Seiten auf die Besatzung wütend eindringenden, mit Mordgewehr aller Art versehenen Kameraden widerstanden hätte.

Diesem zufolge war ich noch mit der schriftlichen Abfassung obengenannter Punkte auf meinem Zimmer beschäftigt, als 7—8 Kur- und Violänder eiligst zu mir hereinstürzten mit dem Zuruf: Freund Dahl, rette dich! die ganze Besatzung ist im Anmarsch auf deine Wohnung, um dich aus unserer Mitte gewaltsam fortzureißen. — Ihr traut mir also die Feigheit zu, erwiderte ich kalt, Euch in dem entscheidendsten Zeitpunkte im Stich zu lassen. Nein, meine Freunde! ich für meine Person werde beweisen, daß ich des allgemeinen Zutrauens, das mich an die Spitze Eurer Angelegenheiten stellte, wert bin; allein ich werde zugleich auch jetzt Gelegenheit haben, an Eurem Betragen sowohl, als an dem meiner übrigen Genossen wahrzunehmen, ob ich die Sache vernünftiger Jünglinge oder bloß aufbrausender Knaben zu leiten bestimmt bin. Wir wollen doch sehen, was die Besatzung verlangt!

Mit diesen Worten warf ich mir meinen Säbel um und eilte, begleitet von meinen wenigen genannten Freunden, nach dem großen Marktplatz Jenas, weil ich hier die Truppen anzutreffen glaubte.

Raum war ich hier angelangt, so sah ich von der entgegengesetzten Seite durch eine enge Straße die Besatzung, aus Infanterie und Kavallerie bestehend und von den beiden akademischen Gerichtsdienern angeführt, heranrücken. Als der ganze Zug auf dem Markt angelangt war, nahte ich mich, obgleich noch immer einzeln dastehend, demselben mit entblößtem Säbel und rief ihm von Ferne ein lautes Halt! entgegen. Die Truppen stellten sich in Reih und Glied mit geschultertem Gewehr, und ich redete den ersten Gerichtsdienner folgendermaßen an: Freund! was bedeutet dieser beispiellose Aufzug zu einer Zeit, wo nicht die mindesten Exzeße begangen worden, sondern die ganze studierende Welt die auffallendsten Proben der Gesittetheit aller Art und der Achtung gegen die öffentlichen Gesetze gegeben hat? Ich habe gehört, daß man sich heimlich meiner Person bemächtigen wolle, und bin deswegen gekommen, mich öffentlich greifen zu lassen. Wohlan, da

bin ich, fassen Sie mich! Zugleich aber auch will ich nicht mehr verantwortlich sein für das grenzenlose Unheil, das durch ein solches schreiendes Verfahren über die Universität wird verhängt werden.

Beruhigen Sie sich, war die Antwort des mich zitternd bei der Hand fassenden Bedells, dieses war nie unsere Absicht; im Gegenteil sind Sie in der Meinung der Akademie selbst sehr gut angeschrieben und sie vertraut vollkommen Ihrem Einfluß zur Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung.

Wenn dieses ist, erwiderte ich, warum läßt man am hellen Tage Bajonette blitzen unter einer Jugend, die sich nur zu willig gezeigt hat, sich zu allem Guten auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Schonung leiten zu lassen. Ihr Aufzug ist in jeder Hinsicht unklug, und machen Sie, daß er vom Markt verschwinde und nie wieder ohne Ursache am hellen Tage statt habe, weil meine Kräfte sonst nicht hinreichen werden, mein den Fürstenhöfen gegebenes Versprechen zur Erhaltung der Ruhe bis zur Entscheidung unserer Angelegenheiten zu erfüllen.

Während ich diese Unterredung führte und die Truppen sich bereiteten den Marktplatz zu verlassen, hatten sich alle Studierende bei dem Gerücht, daß ich gefänglich eingezogen sei, von den umliegenden Dörfern wieder in der Stadt eingefunden, waren in Masse mit Säbeln, Pistolen, Ofengabeln, Knütteln und anderem Gewehr auf dem Markt erschienen und näherten sich jetzt mit einem wütenden Geschrei der Besatzung.

In dieser fürchterlichen Krise, wo das Leben so vieler Menschen durch einen unklugen Schritt der akademischen Obrigkeit in Gefahr gesetzt war, werden alle Einwohner Jenas wissen, daß ich mich mit der Fläche meines entblößten Säbels bittend und flehend dem zerstörend eindringenden Strome meiner aufs äußerste erbitterten Kameraden entgegenwarf, dadurch den Truppen Zeit verschaffte, ihre Stellung zu verlassen und auf diesem Wege dem schrecklichsten Blutbade und dem unabsehbarsten Unglück der Universität vorbeugte.

Raum aber war die Besatzung verschwunden, als sich die ganze Wut der Studierenden gegen mich kehrte und mich unter den bittersten Vorwürfen der Verrätereï beschuldigte, weil ich verhindert hätte, daß die ganze Besatzung niedergemacht wurde.

Ehe Ihr mich verurteilt, meine Freunde, erwiderte ich ruhig, so schließt erstlich einen Kreis und hört meine Meinung. Nun stellte ich den Erbitterten mit lebhaften Farben und mit gerührter Stimme die schrecklichen Folgen der Verbrechen vor, zu denen ihre

unüberlegte Hitze sie bald verleitet hätte. Ich beschwor sie nochmals, die Leitung ihrer Angelegenheit mir zu überlassen und versichert zu sein, daß, wenn wegen falscher Vorspiegelungen aller Art unsere Gerechtsame nicht beherzigt würden, uns ein unfehlbares Mittel übrig bliebe, unsere Sache auf eine Art durchzuführen, wo man uns nicht nur auf keine Weise zu verfolgen befugt wäre, sondern wir auch selbst unseren erklärtesten Gegnern Achtung gegen unser Betragen abnötigen würden. Ein lautes Vivat! tönte meiner Rede entgegen*.

Es war 8 Uhr Abends (17. Juli), da alles dieses vorgegangen war und ein Gerichtsdiener der Universität zu mir trat mit der Bitte, mich aufs Schloß zu verfügen, um mich hier mit einigen versammelten Professoren und dem Kommandanten der Besatzung über die Studentenangelegenheiten freundschaftlich zu besprechen. Ich forderte erstlich eine Ehrenversicherung von jenen versammelten Herren, daß man meine Person nicht zurückzuhalten gesonnen sei, und nachdem ich diese erhalten hatte, verfügte ich mich bewaffnet zu der angezeigten Gesellschaft.

Die vorhergegangenen Szenen hatten mein ohnehin warmes Blut in eine brausende Bewegung gesetzt, und so kann man sich leicht die Stellung denken, in der ich mich vor die mich betrachtenden Herren hinpflanzte. Den Befehlshaber der Besatzung fragte ich zuvörderst, ob er nach dem, was er vorgehn gesehen, noch überzeugt sei, uns unruhigen Bursche, wie sich seine Truppen ausgedrückt hatten, durch Bajonette zurechtweisen zu können. Es ist wahr, fügte ich hinzu, die Geschichte vergangener Studentenauftritte hat genugsam bewiesen, daß einzelne Soldaten ganze Scharen tumultuierender Studenten mit ihren bloßen Springstöcken auseinandergetrieben haben; und es muß daher desto auffallender gewesen sein, zu sehen, wie sich diesmal die studierende Jugend in einer vernichtenden Stimmung und völlig furchtlos einer Abtheilung von Kavallerie und Infanterie, von der sie wußte, daß sie scharfgeladenes Gewehr bei sich trug, entgegenwarf. Dort aber, fuhr ich fort, siegte immer über bloß einzelne Parteien der Studierenden das eigene Bewußtsein ihres Unrechts; und hier steht die gesamte studierende Welt da im Gefühl ihres Rechts und ihrer Unschuld, fest entschlossen, sich nur durch Vernunft und Willigkeit leiten lassen zu wollen.

*) Die ganze bisher erzählte Szene ist in Kupfer gestochen und muß noch in verschiedenen Exemplaren in Jena vorhanden sein. (Anm. Dahls.)

Man erteilte mir in dieser Unterredung erneuerte Versicherungen, die gerechten Beschwerden der Studierenden abzustellen, wogegen ich von meiner Seite versprach, bis zur völligen Entscheidung der Angelegenheiten die öffentliche Ruhe zu erhalten, insofern jeder Schritt zur neuen Reizung von seiten der Akademie selbst vermieden würde.

Mein Aufenthalt auf dem Schlosse hatte indessen meinen Kameraden zu lange gedünkt. Sie hatten geglaubt, daß man mich gefangen zurückhalten wolle, und hatten sich in dieser Meinung wiederum auf dem Markt versammelt, um mich, wenn ihr Argwohn gegründet wäre, durch Sturmlaufen zu befreien.

In einer dumpfen Stimmung fand ich sie demnach bei meiner Zurückkunft alle auf dem Pflaster des Marktplazes gelagert. Meine Erscheinung war das Zeichen zu einer allgemeinen Bewegung und zur Bildung eines Kreises. Mit der äußersten Anstrengung meiner beinahe gänzlich verschwundenen Stimme machte ich meinen Kameraden das Resultat meiner letzten Unterredung auf dem Schlosse bekannt, bat sie abermals flehentlichst, in Geduld und Ruhe der gewiß gerechten Entscheidung unserer Angelegenheiten entgegenzusehen und ohne die geringsten Erzeße zu ihren Pflichten zurückzukehren. Ein lautes Jauchzen war die Antwort meiner Zuhörer, und in einer Viertelstunde herrschte in ganz Jena eine Stille, wie man sie nach einem so furchtbaren Tage gewiß nicht erwarten durfte.

Es schien indessen, als wenn die akademische Obrigkeit mit der Mäßigung und Gesitttheit der Studierenden durchaus nicht zufrieden wäre; denn alles, was bei den angezeigten Umständen nur erbittern konnte, ward gegen dieselben in Bewegung gesetzt. So war es denn auch früh des andern Tages (18. Juli) nach den kurz vorhergegangenen belehrenden Auftritten und nach dem heiligsten Versprechen von seiten des Prorektors, jede neue Reizung zu vermeiden, daß einige meiner Freunde zu mir kamen, um mich zu benachrichtigen, daß eine Verordnung an der schwarzen Tafel erschienen sei, worin jeder Studierende unter Strafe der Relegation aufgefordert ward, alle seine Waffen, sogar bis auf seinen Spazierstock, abzuliefern.

Es war augenscheinlich, daß man uns nur außer Verteidigungszustand setzen wollte, um mit unsrem Schicksal nach Willkür zu schalten, weil man sonst nicht eine solche Verordnung erlassen hätte, die völlig unnötig war, da wir uns unserer Waffen noch in keinem Falle zu irgend eines Menschen Nachteil bedient hatten.

Wohl denn, erwiderte ich entschlossen, zu weit getriebene Geduld ist Schwachheit, und will man uns durchaus wider Wissen und Willen der gerechtesten Fürsten als Leibeigene und Kinder behandeln, so mag unser Betragen von nun an beweisen, daß wir Männer zu sein fähig sind. Fort, meine Freunde! benachrichtigt die studierende Welt, daß ich mich sogleich in ihrer Mitte befinden und die jetzt zu nehmenden Maßregeln mit ihnen verabreden werde.

Diesem zufolge erschien ich bald nachher auf öffentlichem Markte und fand alle Studierende in Gruppen nach ihren Landsmannschaften verteilt. Zu jeder derselben begab ich mich besonders und überzeugte sie, daß aus dem ganzen Verfahren gegen uns wahrzunehmen wäre, daß wir uns bloß als ein Spielballen in der Hand der akademischen Obrigkeit befänden; daß unsere Angelegenheiten gewiß entweder garnicht vor die Durchlauchtigen Kuratoren der Universität gebracht, oder doch ganz zu unsrem Nachteil entstellt worden; und daß wir folglich durch einen entscheidenden und auffallenden Schritt die menschenfreundlichsten Fürsten in den Stand setzen müßten, die Wahrheit zu erfahren und unsere unbilligen Verfolger zur Rechenschaft zu ziehen. Jena, meine Freunde, fügte ich hinzu, ist eine Stadt, die nur von Studenten ihren Lebensunterhalt zieht; der durchaus größte Teil der Studierenden besteht aus Ausländern, die ihren künftigen Aufenthalt, wo es ihnen nur immer gefällt, zu nehmen befugt sind; die nicht sehr weit von hier gelegene Universität Erfurt wird uns mit offenen Armen aufnehmen; laßt uns entschlossen dahin wandern, und wir werden die guten Wirkungen dieses Schrittes bald erfahren, indem unsere Unterdrücker dann die gerechte Ahndung des Fürsten befürchten und diesem zufolge uns unsere Gerechtsame zugestehen müssen.

Die allgemeine Meinung erklärte sich sogleich für meinen Vorschlag; alles war zur Auswanderung entschlossen und der folgende Tag zur Ausführung dieses Entschlusses festgesetzt.

Diese Stimmung war nicht etwa die vorübergehende Wirkung kindischer Aufwallungen, — sie war nicht mit derjenigen zu vergleichen, die späterhin die Studierenden ebenfalls, aber ohne einen feststehenden Entwurf, auf die benachbarten Dörfer und Berge von Jena auswandern ließ, von denen sie endlich nach einigen Tagen wieder ungebeten in die Stadt zurückkehren mußten. Nein, hier stand die ganze studierende Jugend da und hatte nur eine Stimme, die: zu beweisen, daß sie als vernünftige und gesittete junge Männer ihre Gerechtsame standhaft zu behaupten wüßte.

Dem zufolge wurden sogleich die schleunigsten Anstalten getroffen, um am andern Tage (19. Juli) mit Hab und Gut und in der besten Ordnung einen Ort zu verlassen, wo wir so viele Wochen hindurch mit der größten Achtung gegen die Geseze vergebens um Befriedigung unserer billigen Forderungen angesucht hatten.

Eine gehörige Menge großer Fuhrwagen waren mit unseren Habseligkeiten beladen; jede der auswandernden Landsmannschaften hatte sich eine Fahne zur Erhaltung der Ordnung auf dem bevorstehenden Marsche verfertigen lassen; der größte Teil der Studierenden war mit einem Säbel und einem Paar Pistolen bewaffnet, und in dieser Stellung erwartete jede Landsmannschaft in einem besonderen Hause, vor welchem immer zwei Schildwachen ausgestellt waren, mit Begierde den folgenden Tag, um sich ins Paradies zu begeben, von wo aus der ganze Zug angeordnet werden sollte.

Als die Universität jezt sah, daß sie es mit entschlossenen Jünglingen zu tun hatte, so geriet sie in große Bestürzung und schlug jezt neue Wege ein, um ihre Mißgriffe womöglich wieder unschädlich zu machen. In dieser Hinsicht ward zuvörderst der Bedell von dem derzeitigen Prorektor an mich abgeschickt, mit dem Auftrage, mich auf eine Tasse Kasse zu Sr. Magnifizenz einzuladen, welche sehnlichst wünschte, alle bisherigen Irrungen auf der Universität beizulegen. Meine Antwort war, daß ich nach allem, was bisher vorgegangen sei, in einer solchen Einladung eine neue Schlinge, die man unsrer Gutmütigkeit legen wolle, zu mutmaßen genötigt wäre; daß mich der größte Teil meiner zur Auswanderung fest entschlossenen Kameraden einer Verrätereie gegen ihre Angelegenheiten schuldig machen würde, wenn ich mich jezt noch zu Sr. Magnifizenz verfügen wolle, und daß es mir folglich unendlich leid täte, ihre gütige Einladung nicht annehmen zu dürfen.

Jezt versammelte sich der ganze akademische Senat, und nach einer äußerst stürmischen Sitzung, in welcher sich die Herren Professoren gegenseitig die bittersten Vorwürfe wegen ihres Verfahrens gegen uns gemacht haben sollen, ward mir gesezlich anbefohlen zu erscheinen. Meine Antwort auf einen solchen Befehl war die nämliche, die ich kurz vorher dem Prorektor hatte zukommen lassen, mit dem Zusatz, daß alle am folgenden Tage nach Erfurt auswandernden Studierenden sich zwischen den Mauern Jenas in keine Unterhandlungen mehr einzulassen entschlossen wären.

Nach allen diesen fehlgeschlagenen Schritten erschien endlich ein landesherrliches Rescript, welches allen Landeskindern, deren

Zahl sich indessen nicht viel über 200 belief, unter Verlust der künftigen Versorgung aufs strengste untersagte, an der bevorstehenden Auswanderung mit teilzunehmen. Dies war ein fürchterlicher Schlag für diesen kleinen Teil der Studierenden; denn der Enthusiasmus für die gerechte Sache war so groß und so allgemein, daß diese letzteren nur durch einen solchen Befehl von ihrer Mitwirkung zurückgehalten werden konnten und diese Notwendigkeit uns übrigen daher nur unter den heißesten Tränen ankündigten.

Unter solchen Auftritten war die Nacht, die letzte Vorgängerin des entscheidenden Tages, eingebrochen. Die Stille des Grabes ruhte über ganz Jena; alle Studierenden überließen sich in ihren Quartieren dem Schlummer, und nur die Besatzung war unter den Waffen, weil sie an Studentenszenen dieser Art, wo alles mit der größten Gefitttheit betrieben ward, noch garnicht glauben konnte und daher immer noch fürchtete, unser Auszug würde unter den größten Exzeßsen vor sich gehen.

Raum graute der für Jena unvergeßliche Tag (19. Juli), so schallte es auch schon durch alle Straßen: ins Paradies, fort ins Paradies! Die livländische Landsmannschaft, die mit den Russen, Est-, Liv-, Kurländern und Polen ungefähr 70--80 Individuen ausmachte, fand sich mit ihrer großen weiß atlaknen Fahne zuerst an dem Orte ihrer Bestimmung ein; und nach und nach erschienen auch alle übrigen Abteilungen, unter denen verschiedene indessen mit tumultuarischem Lärmen und entblößten Säbeln sich näherten.

Nachdem alles versammelt war, richtete ich an meine mir innig anhängenden Kameraden folgende wenigen Worte: Freunde und Brüder! der heutige Tag muß einen großen Teil Deutschlands überführen, daß die gewöhnlich als zügellos, wild und ungestüm ausgeschrienen Studenten auch der größten Sittlichkeit, Gefitttheit, Mäßigkeit und Vernunft fähig sind. Ganze Wochen hindurch haben wir für unsere Gerechthame auf eine Art gehandelt, wie sich selbst nach dem Urtheil der würdigsten Männer in den Annalen der Universität kein Beispiel findet. Auch unsere letzte Trennung von unfrem bisherigen Aufenthalt zeichne sich daher durch ein vorteilhaftes Gepräge von allen früheren Studentenauftritten aus. In schwermütiger Stimmung mögen wir der ebenso schwermütigen Musik folgen, die uns zu dem Tore der Stadt herausleiten wird. Sittlichkeit, Gefitttheit und stille Würde bezeichne unsern Zug und übergebe unsere Unterdrücker dem durchbohrenden Gefühle, daß sie gute, vernünftige und gefühlvolle Jünglinge durch Unrecht und

rauhes Betragen aller Art von sich gescheucht haben. Steckt daher Eure Säbel in die Scheide, meine Freunde! und zieht sie nur dann erst wieder hervor, wenn es gegründet sein sollte, wie ich gehört habe, daß sich die Besatzung unserem Auszuge ohne alle Befugnis widersetzen wolle; denn in diesem Falle wollen wir Gewalt mit Gewalt vertreiben; als mutvolle Männer uns einen rechtmäßigen Weg zu unserem Ziele bahnen; und ich werde mich dann bestreben, Euch an meiner Person ein Nichtzeichen in Eurem ganzen Verfahren aufzustellen.

Die vernünftigen jungen Männer, zu denen ich sprach, fühlten die Wahrheit meiner Vorstellungen, und alle Säbel waren sogleich in ihrer Scheide. Jetzt ging das Losen unter den Landmannschaften, in welcher Ordnung sie die Kolonnen formieren sollten, vor sich, und nur der livländischen wurde einstimmig ohne alle Vorkehrungen die Stelle der anführenden Abtheilungen zugestanden.

So geordnet setzte sich jetzt die ganze Masse in Bewegung. An der Spitze des Zuges blasende Instrumente aller Art, die durch die schmelzendsten und schwermütigsten Töne ein ruhiges und gesittetes Daherschreiten von ferne ankündigten; und am Schluß schwer beladene Frachtfuhren, die nur zu deutlich bewiesen, daß wir eine bloße Farce zu spielen nicht gesonnen waren. Durch zwei Reihen auf beiden Seiten aller versammelten und laut schluchzenden Bürger und Einwohner der Stadt zog diese imponierende Masse langsamen Schritts über den Markt nach dem Tore hinaus, welches auf die Straße nach Weimar und Erfurt leitet. Keine laute Stimme ließ sich hören, alles war in sich gekehrt, und nur stillschweigend reichten hie und da mit tränendem Blick sich trennende Bekannte die Hand zum Zeichen fortwährender Freundschaft.

Eine große Bestürzung bemächtigte sich bei so bewandten Umständen unserer Verfolger; denn jetzt kamen auch alle Bürger Jenas mit den dringendsten Vorstellungen ein und versicherten, daß auch sie zur Erhaltung ihres Daseins uns nachziehen müßten, wenn wir nicht wieder zurückberufen würden.

Wir Studierende setzten indessen unsern Weg auf Weimar zu fort. Der Tag begann drückend heiß zu werden und mit großer Begierde strebte daher jeder von uns das Gasthaus Ketschau auf dem halben Wege nach Weimar zu erreichen, um auf irgend eine Art sich zu seinem bevorstehenden Marsche zu stärken. Da indessen der Gastwirt hieselbst auf einen so starken Zuspruch nicht vorbereitet

war, so konnte nur ein geringer Theil von uns befriedigt werden, und eben daher von verschiedenen Seiten ein lautes Murren und Drohen, nach Jena zurückzukehren. Hier war es denn auch, wo ich mich der Vorstellung des Moses an der Spitze der Israeliten in den Wüsten Arabiens nicht enthalten konnte. Erneuerte Ermunterungen indessen von meiner Seite brachten auch wiederum neue Harmonie unter meine unzufriedenen Kameraden, und in dieser Stimmung setzte sich dann die gesamte Masse abermals zur Vollendung ihrer Reise in Bewegung.

Angelangan in einem Gehölz nahe bei Weimar, ritten uns aus dieser Stadt zwei angesehenen Männer von öffentlichem Charakter entgegen, und stellten uns vor, wir möchten nach Jena zurückkehren und versichert sein, daß man alle unsere Beschwerden abstellen würde. Die Sachen waren indessen zu weit gediehen, als daß ein solcher Rückzug mehr statthaben konnte. Mit aller diesen Männern gebührenden Achtung erwiderte ich demnach im Namen aller Studierenden, daß wir unser Quartier am nämlichen Tage in dem Dorfe Nora auf Erfurter Gebiete aufzuschlagen gesonnen wären, und daß wir folglich nur dort, frei von dem nachtheiligen Einflusse, der sich bisher bei unsrem tadellosesten Verfahren zwischen den Mauern Jenas immer geäußert hätte, zu unterhandeln bereit sein wollten, und nach dieser Äußerung setzten wir unsern Zug weiter fort.

Raum waren wir solchergestalt zum Gehölz hinaus, in dessen Niederung die Stadt Weimar vor uns lag, so sahen wir den Kommandanten dieses Ortes, begleitet von zweien Husaren, uns entgegenpressen. Der Anführer! war die Frage. Hier ist er! meine Antwort. Ich habe Ihnen meine gemessenste Order mitzutheilen, die dahin geht, die strengsten Maßregeln gegen Sie zu ergreifen, sobald Sie sich unserer Stadt auf 200 Schritte nähern! Während einer solchen Erklärung hörte man verschiedene Schüsse aus Kanonen und kleinem Gewehr fallen. Diese Drohung wirkte einen Augenblick auf die Masse meiner Kameraden; ich bemerkte eine wellenförmige Bewegung in dem Ganzen und sogar verschiedene Subjekte, welche sich bereiteten nach Jena zurückzueilten. In dieser dringenden Lage, wo das Beispiel einiger Furchtsamen unsern ganzen Zug mit einer völligen Auflösung bedrohte, beschwor ich die beiden achtungswürdigen Repräsentanten der mecklenburgischen Landsmannschaft, die Herren von Bassowise, ihre standhaften und mutvollen Landsleute aus der Mitte des Zuges, in der sie sich befanden, an das Ende des Zuges zu führen, und die Wenigen,

die ihre Freunde in dem entscheidendsten Augenblick verlassen zu wollen sich nicht scheuten, sogar mit Gewalt von ihrem Vorhaben zurückzuhalten. Unterdessen suchte ich selbst meine Kameraden zu überreden, daß die oben angeführte Drohung durchaus nicht fähig sein dürfte, Männer zu schrecken; daß wir alle Ausländer und zum Theil Untertanen mächtiger Regenten wären, und man es also nie wagen dürfte, solange wir dem Lande, in dem wir uns befänden, weder irgend einen Schaden zugefügt hätten, noch zuzufügen gesonnen wären, mit Mordgewehr gegen uns zu verfahren, weil sonst unsere Landesväter mit ernster Stimme das Blut ihrer schuldlos gefallenen Kinder zurückfordern würden. Darauf wandte ich mich zum Kommandanten und bewies ihm, daß er uns als Reisende betrachten müsse, die nach der übelsten Behandlung in Jena ihren Aufenthalt zu verändern gesonnen wären, und er also, da unser Weg uns über Weimar führte, uns nicht ohne die größte Unbilligkeit denselben unterjagen könne. Übrigens, setzte ich hinzu, hätte man an unserem ganzen bisherigen Betragen wahrgenommen, daß wir als gefittete junge Männer kämen, und als solche möchte man uns nicht länger hindern, den Ort unsrer Bestimmung zu erreichen. Marsch Kameraden! und der Zug ging vorwärts.

Der Kommandant sprengte zurück in die Stadt, und als wir an den Schlagbaum beim Tore anlangten, fanden wir diesen niedergelassen, die Wache unter dem Gewehr und den Befehlshaber uns mit der einnehmendsten Freundlichkeit anzeigen, daß wir unsern Weg um die Stadt herum auf die Erfurter Straße hinaus nehmen möchten, zu welchem Behufe derselbe uns seine beiden Husaren als Wegweiser mitgab.

Solchergestalt gelangten wir denn ohne die geringsten Hindernisse auf die entgegengesetzte Seite von Weimar gerade auf die Straße nach unserem bestimmten Standquartier Nora hinaus. Es war ein drückend heißer Tag. Erschöpft waren wir alle in einem hohen Grade, vorzüglich aber ich, der ich mehr einem dem Grabe Erstiegenen, als einem Lebendigen ähnlich sah und mich auch wirklich meinen letzten Stunden nahe glaubte.

Zu einer solchen Entkräftung trug außer den vorhergegangenen Anstrengungen die starke Gemütsbewegung, die ich bei Weimar hatte, ungemein viel bei, vorzüglich da ich mich auf einmal von allen meinen Kameraden treulos verlassen dachte. Diese nämlich hatten sich unter der Menge der Einwohner der Stadt, welche an diesem Tage alle in Bewegung waren, verloren, so daß ich mich nur noch von einigen Kur- und Rioländern umgeben sah, mit

benen ich am Ende einsam meinen Weg nach dem Orte unsrer Bestimmung fortsetzte.

Eine halbe Stunde von Weimar kam uns der Reichsgraf von Castell mit seinem würdigen Hofmeister nachgefahren und führte uns Erfrischungen an Obst und Wein aller Art zu. Durch sie wiederum etwas gestärkt, eilte ich nun mit meinen wenigen Gesellschaftern das Erfurter Dorf Nora zu erreichen. Ich langte hier endlich gegen Abend an und erstaunte nicht wenig, als ich hier die ganze Masse der Studierenden schon vor mir fand, die sich nach ihren Landsmannschaften einquartiert und ihre Fahnen zu den Fenstern herausgesteckt hatten. Ein frohes Jauchzen tönte mir von allen Seiten entgegen, und nachdem ich jeder Abtheilung meiner Kameraden meinen Besuch abgestattet, legte ich mich so erschöpft nieder, daß ich gegen einige meiner Freunde meine Verjornis äußerte, nicht weiter handeln zu können.

Einige Stunden Ruhe indessen, deren ich wirklich seit einigen Wochen durch alle erzählten Ereignisse in einem hohen Grade beraubt gewesen war, gaben mir meine völlige Stärke und Gesundheit wieder, und der folgende Tag (20. Juli) fand mich zu allen Anstrengungen abermals bereit.

Zuvörderst wurden jetzt Deputierte an den damaligen Herrn Roadjutor von Dahlberg nach Erfurt abgeschickt, um bei demselben die Erlaubnis auszumitteln, seine Universität beziehen zu dürfen. Diese ward uns schriftlich zugesandt unter der Bedingung: alle unsere Pistolen abzuschießen, unsere Fahnen zusammenzuwickeln und in Ruhe und Ordnung, wie bisher geschehen, uns der Residenz zu nähern. Mit dieser Erklärung fuhren zwei andere Abgeordnete nach Weimar, um daselbst anzuzeigen, daß wir am folgenden Tage unsern Einzug in Erfurt zu halten gesonnen wären.

In Jena sah es mittlerweile unter den Bürgern ebenfalls sehr stürmisch aus. Ihres Unterhalts durch die vorerwähnte Auswanderung durchaus beraubt, bereiteten sie sich uns mit Haß und Gut nachzuziehen, wenn wir nicht innerhalb einer bestimmten Zeit zurückkehrten. Bei so bewandten Umständen ward man denn in Weimar mit Erstaunen gewahr, daß von der akademischen Obrigkeit die Angelegenheiten der Studierenden aus einem sehr falschen Lichte dargestellt und diesen letzteren großes Unrecht zugefügt worden; und einer solchen Einsicht bedurfte es nur, um nach menschenfreundlichem Willen eines abwesenden Fürsten, der sich immer als einen wohlwollenden Beschützer der studierenden Jugend gezeigt hatte, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Diesem zufolge fanden sich die beiden Herren, welche Tags vorher uns im Gehölz von Weimar entgegengeritten waren, bei uns in dem Dorfe Nora ein, um sich mit uns über die vorgefallenen Irrungen zu berathschlagen. Alle Studierenden vergnügten sich größtenteils in Erfurt, und nur die Repräsentanten und ich waren in Nora zurückgeblieben, um die Ereignisse zu leiten.

In der Versammlung dieses Theils der ausgewanderten Studenten begannen demnach die Unterhandlungen, die uns bestimmten, nach Jena zurückzukehren. Es konnte nicht schwer fallen, sich mit Gerechtigkeit liebenden Männern einzuverständigen, denen unsere Angelegenheiten bisher immer falsch waren vorgestellt gewesen. Die beiden Hauptpunkte unsrer Verhandlungen betrafen den durch die allgemeine Meinung als unmoralisch verurtheilten Griechen Poligo und den derzeitigen Prorektor (Ulrich). Nachdem wir in dieser Hinsicht durch auffallende Beweise dargethan hatten, daß ersterer die drückendste Eigenmacht gegen seine Mitstudierenden ausgeübt hatte und hierin von dem letzteren aus eigennützigen Absichten ganz gegen den gewöhnlichen Lauf gerechter Geseze war unterstützt worden, so ward denn auch unser Verlangen vollkommen gebilligt und zugestanden, welches dahin ging, daß ersterer noch vor unsrer Ankunft in Jena diese Universität auf immer mußte verlassen haben, und letzterer sein Amt einem andern übergeben sollte. Die übrigen Punkte waren unwesentlich und betrafen bloß die Anordnung unseres froheren und glänzenderen Rückzuges.

Bei allen diesen Verhandlungen war indessen selbst von den Ausgewanderten ausdrücklich darauf angetragen worden, daß die Gräueltzenen, welche dem gerechten Kampfe der Studierenden um ihre Gerechtsame vorangegangen waren, aufs strengste untersucht und die Schuldigen der Ahndung der Geseze unterworfen werden sollten, — ein Beweis, daß beide Erscheinungen sehr genau von einander müssen unterschieden werden.

Es war 4 Uhr nachmittags, als unsere ebengenannten Geschäfte vollendet waren und ich darüber ein schriftliches Dokument ausgefertigt erhalten hatte. Mit diesem begab ich mich sogleich nach Erfurt zu meinen Kameraden, erhielt ihre vollkommene Beistimmung und bat sie demnach, sich am folgenden Tage vor Anbruch desselben wieder unter ihren Fahnen einzufinden, um sich nach Jena zurückzugeben. Da indessen dieser Rückzug in jeder Hinsicht glänzender und fröhlicher, als der Auszug den Umständen nach sein konnte, vor sich gehen sollte, so hatten wir Repräsentanten alle uns mutige Pferde aus Erfurt und Weimar kommen lassen,

und die übrigen Studierenden, obgleich zu Fuß, hatten sich dennoch auch in ihre glänzendsten Kleidungsstücke eingehüllt.

Raum war die Sonne am Horizont emporgestiegen (23. Juli), so saß alles zu Pferde und hatte sich alles unter seinen Fahnen geordnet. Mit entblößtem Seitengewehr, fliegenden Fahnen und klingendem Spiel setzten wir uns jetzt auf Weimar zurück in Bewegung. Eine halbe Viertelstunde von dieser Stadt kamen uns die beiden Herren, welche den Tag vorher bei uns in Nora gewesen waren, sehr freundschaftlich entgegengeritten, um uns in die Stadt zu führen. Als wir uns dem Tore nahten, wo die Wache unter dem Gewehr stand, äußerten eben diese Herren ihren Wunsch gegen mich, daß wir, indem wir die Wache vorbeizögen, unsere Säbel in die Scheide bringen möchten. Ich will sehen, erwiderte ich, was mein Beispiel zu wirken vermag, da die Zeit zu kurz ist, um mich darüber mit meinen Kameraden zu besprechen. Als ich jetzt mit meinem Pferde hart an der Wache stand, steckte ich meinen Säbel ein, warf bloß einen bittenden Blick rückwärts auf die mir Nachfolgenden — und in einem Augenblick war alles Seitengewehr in der Scheide. — Welch eine Warnung für die Lehrer auf Universitäten, die unaufhörlich über die Wildheit und Rauheit der Studierenden klagen, da es doch in ihrer Macht stünde, durch ein schonendes, zutrauliches und humanes Betragen die studierende Jugend zu allem, was sittlich und gesittet ist, mit leichter Mühe zu leiten!

Nachdem solchergestalt der ganze Zug von vielen Hunderten die Wache vorbeigegangen war und meinem Beispiele zufolge das Seitengewehr wieder entblößt hatte, nahm derselbe unter einem unglaublichen Zufließen des Volkes und der übrigen Einwohner von Weimar seine Richtung in der größten Ordnung dem Markte zu, wo die beiden würdigen Professoren, die jetzt verewigten Herren Döderlein und Walch unserer harrten und uns mit der diesen edeln Männern eigentümlichen Innigkeit zur glücklichen Beendigung unserer Angelegenheiten und zur frohen Rückkehr nach Jena aufrichtig Wohl wünschten.

Nicht lange darauf waren wir zu den Mauern Weimars heraus und befanden uns solchergestalt nach einen paar Stunden schon nahe an der Abfahrt des sogenannten Schneckenberges, der ins Mühltal bei Jena führt, als wir einen langen Zug von einigen Hunderten unserer in dieser Universität durch das oben genannte Reskript zurückgehaltenen Kameraden uns jubelnd entgegenkommen sahen. Bald standen sie in ihren mit Laub umwundenen Hüten, mit ihrer gemeinschaftlichen Fahne und mit ihrem

Anführer uns gerade gegenüber, und dieser letztere bewillkommnete uns jetzt mit einer herzlichen Anrede, die von unserer Seite erwidert ward. Hierauf theilte sich der Zug der Entgegengekommenen; wir Ausgewanderten rückten durch die beiden, uns enthusiastisch begrüßenden Reihen unserer Brüder hindurch; diese schlossen sich jetzt an uns an, und in dieser Ordnung ging es den Schneckenberg hinab ins Mühltal hinein.

Als wir uns der nicht weit von Jena gelegenen Ölmühle, einem gewöhnlichen Spazierorte der Studierenden näherten, wurden wir die ganze, unserer Ankunft mit Sehnsucht harrende Bürgerschaft der Stadt gewahr, welche uns ebenfalls mit ihrem Anführer, mit Erfrischungen aller Art und mit einigen kleinen Stadtkanonen entgegengekommen waren. Nachdem das Geschütz bei einer Annäherung von ungefähr 20 Schritten unserer ersten Kolonne zu unserer Begrüßung abgefeuert, die Freude der Bürgerschaft über unser Wiedererscheinen durch ihren Anführer uns in einer ungezierten, aus dem Herzen fließenden Anrede geäußert, und diese von meiner Seite im Namen meiner Kameraden durch eine Gegenklärung erwidert worden, so setzte die ganze studierende Welt ihren Zug fort; die Bürger schlossen sich an diesen an, und in einer solchen Ordnung geschah der Einmarsch der drei Tage aus Jena entfernt gewesenen Studierenden unter dem unglaublichsten Jubel der zuschauenden Einwohner in den Bezirk einer von uns allen im Grunde innigst geliebten Stadt.

Von dieser ganzen eben beschriebenen Menschenmasse ward jetzt auf dem großen Marktplatz Jenas noch zum letzten Mal ein dreifacher Kreis geschlossen, aus dessen Mittelpunkt hinaus ich an der Spitze aller Repräsentanten zu Pferde an meine Kameraden eine kleine Ansprache hielt, in der ich die Notwendigkeit schilderte, jetzt nach einer gerechten Entscheidung unsrer Angelegenheiten ruhig zu unseren Pflichten zurückzukehren und diesen mit erneuerten Anstrengungen obzuliegen. Darauf brachte ich noch nach Studentensitte ein dreimaliges, von allen meinen versammelten Freunden laut nachgesprochenes Hoch! dem abwesenden Landesfürsten und der Autorität der Gesetze; und nun begaben sich alle Studierende mit der edeln und gesitteten jungen Männern anständigen Ruhe und Ordnung in ihre Wohnungen zurück, während ich mit den Repräsentanten immer noch zu Pferde, die Fahnen nach dem akademischen Senatshause begleitete, wo die beiden Bedelle uns erwarteten, die genannten Fahnen von uns in Empfang zu nehmen und dieselben in dem SitzungsSaale aufstellten. — —

So endigten sich Ereignisse, welche unter einer aufs äußerste erbitterten Jugend ganze Wochen hindurch ohne die geringsten Erzeße, immer nur am hellen Tage und mit der größten Achtung gegen die Gesetze und die öffentliche Sicherheit, stattfanden. Sie unterschieden sich von allen ähnlichen Studentenauftritten durch ein solches Gepräge sowohl, als auch dadurch, daß nicht etwa einzelne Abteilungen aus kindischem Mutwillen, wie es gewöhnlich der Fall ist, tumultuierend auftraten, sondern die ganze studierende Welt mit unüberwindlichem Enthusiasmus für Gerechtsame kämpfte, die derselben durch weise Landesgesetze zugesichert waren, welche indessen in Rücksicht ihrer durch den Eigennuz und die kleinlichen Leidenschaften einzelner Individuen beispiellos verletzt wurden.

Die Rolle, die ich in diesen Begebenheiten spielte, hat mir schon gleich anfangs und auch noch späterhin von einigen mir nicht wohlwollenden Menschen verschiedene nachtheilige, selbst meine Ruhe im Staate bedrohende Urtheile zugezogen; allein ich darf desfalls völlig unbekümmert sein, da mein eigenes Bewußtsein und die allgemeine Meinung derer, die mich handeln sahen, in dieser Sache völlig zu meinem Vortheil entschieden haben.

Die Ruhe der Jenaischen Universität war durch kleinliche Leidenschaften von Grund aus erschüttert; die dermalige akademische Obrigkeit war gesonnen, ohne Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse der Studierenden, die sie garnicht kannte, eigennützige Absichten eines relegierten, unmoralischen Menschen mit Gewalt durchzusetzen, und zitternd sah unter solchen Umständen jeder gute Einwohner Jenas der ununterbrochenen Erneuerung schon vorgefallener Gräueltaten entgegen, als ich mich aus den reinsten Absichten entschloß, mich an die Spitze der Studentenangelegenheiten zu stellen, und dahin zu streben, diese im offenen Felde und frei von allen schmutzigen Rücksichten einer glücklichen Beendigung zuzuführen. Ob mir dieses gelungen ist, darüber mag die vorstehende unverstellte Erzählung jener Begebenheit und der allgemeine Enthusiasmus und die ungeheuchelte Liebe entscheiden, die ich von meinen gleichzeitigen akademischen Genossen sowohl, als auch von den ehrlichen Einwohnern Jenas und der umliegenden Flecken und Städte zu erfahren so glücklich war.

Ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen währte mein Aufenthalt noch in Jena fort, und die Akademie muß mir selbst das beste Zeugnis geben, daß ich das Ansehen, welches ich durch die erzählten Auftritte in der ganzen studierenden Welt errungen hatte, in Vereinigung mit dem Prorektor und anderen würdigen Univer-

sitätslehrern nur zu sittlichen Zwecken gebrauchte. Die Zweikämpfe, die sonst fast täglich vorgefallen waren, unterblieben jetzt während der letzten sechs Monate meines akademischen Lebens gänzlich; denn ich widerlegte mich denselben vereinigt mit meinem Orden, ohne daß ich befürchten durfte, von unruhigen Köpfen für mutlos gehalten und darnach mißhandelt zu werden, zumal da meine Verbindung damals aus den beherztesten Fechtern bestand, die ihre Kraft nur für höhere Zwecke gerne beschränkten, und ich selbst in früheren Zeiten einen furchtbaren Duell mutvoll bestanden hatte. Meinem Orden bemühte ich mich, noch vor meiner Abreise, durch den Beistand einiger edlen und denkenden Männer eine innere Form zu erteilen, die geeignet wäre, der eigentlichen Bestimmung eines Studierenden nicht nur garnicht Abbruch zu tun, sondern dieselbe vielmehr mit vereinten Kräften zu befördern und dadurch ein wirklich bestandenes Übel völlig zum Nutzen des Ganzen umzuschaffen.

Nach solchen Vorkehrungen, bei denen ich die reinste Absicht hatte der Universität, selbst bei meiner Entfernung von derselben, noch zu nützen, verließ ich im Mai des 1793ten Jahres unter den unzweideutigsten Äußerungen der aufrichtigsten Zuneigung der Studierenden sowohl, als aller guten Einwohner Jenas diesen Ort, wo ich unter Geist und Herz erhebenden Beschäftigungen die drei glücklichsten Jahre meines Daseins verlebt hatte, und kehrte, trotz meiner Aussichten einer ehrenvollen Laufbahn in der Fremde, in mein Vaterland zurück, voll der beherztesten Entschlüsse, dem Interesse desselben und meiner Monarchin alle meine in der besten Blüte stehenden Kräfte hinzuopfern.

* *

Im Anschluß hieran sei es gestattet, auch noch eine andere Darstellung des Jenaer Studentenauszuges zum Abdruck zu bringen, die dies Ereignis in humoristischer Weise, in biblischem Stil, behandelt. Sie ist zwar schon mehrfach gedruckt (bei Reil, Gesch. des Jenaer Studentenlebens S. 262 ff., und im Inland 1861 Nr. 35 unter dem Titel: Nachricht von einem baltischen Helden.), doch wird ein Wiederabdruck hier um so eher am Plage sein, als die früheren Drucke nicht gerade überall leicht zur Hand sind. Die Anmerkungen sind von Herrn P. Falck hinzugefügt worden.

*

„Es begab sich zu der Zeit, da Ulrich¹ Landpfleger in Israel war, daß das Volk des Herrn² sehr gedrückt war und viel zu leiden hatte, und es war Jammer und Wehklagen an allen Enden. Und der Herr erhörte sein Wehklagen und nahm sich seiner an und sprach:

Mich jammert meines Volks und ich will einen Mann aus ihrer Mitte erwecken, daß er ihr Führer sei aus diesem Lande der Trübsal. Und er sahe gnädiglich an seinen Knecht Dahl aus dem Lande der Iiven und sandte seinen Engel herab, daß er ihm erscheine.

Da trat der Engel des Herrn zu seinem Knechte Dahl in der Nacht und tat seinen Mund auf und rebete also:

Ich habe gesehen das Elend meines Volkes in dem Lande Jena, und habe ihr Geschrei gehört über die, so sie trüben, und habe ihr Leid erkannt. Und bin herniedergefahren, daß ich sie errette und ausführe aus diesem Lande in ein gut und weit Land, darinnen Milch und Honig fließt, nämlich an den Ort der Erfurter, Göttinger, Erlanger, Hallenser und Leipziger. So gehe denn hin und ich will dich zum Landpfleger senden, daß du mein Volk aus der Philister Lande führest, und ich will mit dir sein und das soll das Zeichen sein, daß ich dich gesendet habe.

Und er tat also, wie ihm der Herr gesagt hatte; der Herr aber verstockte das Herz des Landpflegers, daß er sprach: Du und dein Volk sollen nicht von dannen ziehen.

Und der Engel erschien ihm abermals im Gesicht und sprach: Darum so gehe hin zum Volke des Herrn und mache daß es sich in Stämme zerteile und Älteste aus seiner Mitte erwähle, je zwei und zwei ein jeglicher Stamm. Und siehe des andern Tages ging der Knecht hin und tat also, wie ihm der Herr befohlen hatte, daß er tun sollte.

Und das Volk teilte sich in zehn Stämme, die da sind die Auren und Iiven³, Rheinländer, Reichsländer, Holsteiner, Ungarn, Kursachsen, Franken, Westphalen, Hannoveraner und Mecklenburger und erwählte Älteste aus ihrer Mitte und folgte ihnen.

Es begab sich aber des folgenden Tages, des 17. des Mondes Juli, daß der Auserkorene wandelte fürbaß auf dem Markt; da

¹) Prorektor in Jena 1792.

²) d. h. die Studenten.

³) Zu der Landsmannschaft der Iivländer in Jena hielten sich nach H. v. Dahl (Selbstbiographie S. 339) nicht nur alle Liv-, Est- und Aurländer, sondern auch einige Polen und Russen.

umgab ihn der Kriegsknechte Schar mit Spießen und Stangen. Und der Knecht des Herrn schrie laut und sprach: Siehe Herr, man will mich fahen mit Spießen und Stangen, daß man mich verderbe vor dieser Welt.

Aber der Herr hörte sein Schreien und sprach: Fürchte dich nicht, mein Knecht Dahl, denn ich bin mit dir und ich will nicht, daß du verderben sollst vor diesen Leuten.

Und die Worte erschollen laut, daß es sein Volk hörte und kam zu helfen dem Auserkorenen in der Not. Der Kriegsknechte Schar aber war sechzig. Und das Volk kam samt seinen Ältesten mit Schwertern und Bogen und es war eine Menge Volks beisammen. Und siehe, es entstand eine große Furcht unter den Kriegsknechten und sie sprachen: Des Volkes ist viel und der Herr ist mit ihnen, und wer kann mit dem rechten?

Und sie zogen von dannen und der Herr tat ein Zeichen, daß das Roß, da der Kriegshauptmann aufsaß, fiel und das Bein brach auf ebenem Marktt. Dieses alles aber begab sich um die sechste Stunde, da die Sonne sich neigte von Westen.

In derselben Nacht erschien der Herr abermals seinem Knechte im Gesicht und sprach: Umgürte deine Lenden und beschuhe deine Füße und zeuch in ein Land, das ich dir zeigen werde, und das ganze Volk mit dir.

Und es geschah wie der Herr geredet hatte. Des andern Tages früh um die zweite Stunde versammelte sich des Volks viel im Garten des Herrn¹ und ein jeglicher hatte seine Habe bei sich.

Und jeglicher Stamm stellte sich je vier und vier nebeneinander und seine Ältesten vor ihm und zogen von dannen, und ein jeglicher Stamm hatte sein Panier und Zeichen vor sich nach ihrer Väter Weise, auf daß sie sich nicht zerstreuten, sondern beisammen blieben.

Und ein Chor Geiger und Pfeifer zog vor ihnen her gegen das gelobte Land Erfurt, und sie weineten sehr zu verlassen ihre Stätte, da sie gewohnt hatten, und die Philister weineten mit ihnen und legten vor dem Tore der Stadt ihre Habe auf Kamele und Wagen zehn an der Zahl.

Der Herr aber ließ regnen über die Stadt der Philister gewaltiglich in derselben Nacht, so daß ihre Felder und Gärten

¹) „Paradies“ bei Jena genannt, von wo aus die Studenten am 19. Juli 1792 früh den Auszug aus Jena über 400 an der Zahl antraten.

überschwemmten und ihre Flüsse aus den Ufern traten. Und der Herr ging vor seinem Volke her und trocknete ihre Stege und führte sie trocken durch das Thal des Todes, das da heißt das Mühlthal.

Es begab sich aber, da das Volk eines Feldweges von dannen zog, daß der Abgeordnete des hohen Rates, der da hauset in der Stadt des ganzen Landes, die man nennet Weimar, dem Volke entgegenkam und zu ihm sprach: Zieheth nicht von dannen, sondern kehret um zu euren Hütten, auf daß man euch Recht widerfahren lasse.

Da redete der Knecht des Herrn und sprach: Mit nichten werden wir wieder umkehren und wieder zurückziehen in der Philister Lande. Denn wir ziehen von dannen, wie der Herr uns gesagt hat, bis unsere Feinde gelegt sind zum Schemel unserer Füße.

Darauf wandelte das Volk wieder fürbaß um die Stadt Weimar, allwo der hohe Rat sein Wesen treibet, und ließen die Stadt gen Mittag, denn der Herr wollte nicht, daß sein Volk durch die Stadt zöge und sich mit ihren Töchtern vermischte, denn sie waren böse.

Und als sie hinter der Stadt waren, lagerte sich das Volk ins Gras, je zehn und zehn, daß man des Volkes Menge schätzte und ihnen zu essen und zu trinken gäbe. Und siehe, als sie geschätzt wurden, waren ihrer vierhundert, ohne ihre Knechte und Treiber.

Und die Bewohner der Stadt weinten und wehklagten, daß das Volk nicht genug hätte, um seinen Hunger zu stillen, und sandten ihre Weiber und Töchter zu ihnen, die sprachen: Ihr Kinder des Herrn, es jammert uns, daß ihr nicht genug habet zu essen und wir dürfen euch nichts reichen, denn unsere Obern sind böse und schmälern auf euch.

Und der Herr sättigte sein Volk, daß es aufstand und von dannen zog gen Mohra¹, ein fast kleines Städtlein auf der Grenze des gelobten Landes.

Es war aber um die dritte Stunde, als das Volk seine Hütten aufschlug in diesem Städtlein und die Bewohner brachten ihnen von den Früchten des Landes, auf daß sich die Fremdlinge erholten von der Hitze des Tages.

Und das Volk hauste allda drei Tage lang², denn es war

¹) Der Ort liegt in der Nähe von Erfurt.

²) Vom 20.—23. Juni 1792 zogen sich die Verhandlungen der Studenten hin. In Erfurt wollte man sie freundlichst aufnehmen und insofgedessen zog

hier gut sein und sie hatten Geiger und Pfeifer aus dem gelobten Lande und tanzten in Reigen und aßen und tranken und waren fröhlich und guter Dinge. —

Es geschah aber den Tag vor dem Sabbath, daß der hohe Rat sich versammelte und sprach: Es ist nicht gut, daß die Menge Volks aus unsrer Stadt gegangen ist. Denn sie haben viel Gold und Silber mitgenommen, das sie von den Leuten derselben Stadt geborgt. Lasset sie uns wieder rufen, daß sie ihre Wohnungen kehren und ihres Amts pflegen; lasset uns ihnen Gutes tun, denn sie sind gut und der Herr ist mit ihnen.

Und sie schickten Abgeordnete in ihre Gezelte, die sprachen: Kehret wieder um! Schon sind eure Feinde gelegt zum Schemel eurer Füße und Freude und Jauchzen soll vor euch hinziehen.

Da erschien der Herr seinem Knecht Dahl abermals im Gesicht und sprach: Stehe auf mit deinem Volke und ziehe wieder gen Jena, denn es soll dir da wohlgehen und du sollst das gelobte Land finden, das ich deinen Vätern verhießen habe und du und dein Stamm sollen voranziehen.

Und du sollst für deinen Stamm ein neues Panier machen lassen; denn das alte ist nicht gut. Darum so sende deinen Gehülfen Bock ins gelobte Land und ich will mit ihm sein, daß er das Panier machen lasse.

Und der Knecht des Herrn tat, wie ihm befohlen war und sandte seinen Gehülfen Bock, und der Herr war mit ihm, daß er machen ließ ein groß weißseidnes Panier und es schmückte mit rot- und weißseidenen Franzen und ließ darein stecken mit rotem Bande die Worte, die ihm der Herr gesagt hatte: Vivat libertas academica.

Das Panier aber gefiel dem ganzen Volke sehr, denn der Herr hatte es so bestellt. Und am ersten Tage der Woche um die dritte Stunde machte das Volk sich auf samt seinen Wagen und Kameelen, und folgten dem Panier die übrigen Stämme samt seinen Ältesten.

Es begab sich aber, daß die Menge Volks durch die Stadt des hohen Rates zog und in das Thal des Todes kam. Siehe,

Jena andere Seiten auf, d. h. versprach 1) die sofortige Entfernung des Unheilstifters Poljko; 2) da der Prorektor Prof. Dr. Ulrich nicht abgesetzt werden konnte, daß alle Studentenangelegenheiten der Geh. Justizrat Prof. Dr. Waldh leiten werde; 3) vollständige Amnestie aller durch Poljko ungerechter Weise Verlegierten; 4) ehrenvollen Rückzug durch Weimar und Jena und Aufbewahrung der 10 Fahnen in der Aula.

da kamen zwei Männer nach dem Herzen Gottes daher gerollt auf einem feurigen Wagen. Und er hielt die Räder des Wagens und bändigte die feurigen Rosse, daß sie still standen durch seine gewaltige Hand, auf daß die Männer beamtigten das heilige Volk, das da stand und sich musterte.

Und sie begaben sich weg von dem Wagen und naheten sich dem Volke. Da sprach Döderlein, der Hohepriester und sein Suffete Walch¹, den ihm der Herr an die Seite gegeben hatte, daß er ihm zum Munde sein sollte:

Ihr Männer, lieben Brüder, wißt, eure Klagen sind zu des Herrn Ohr gedungen und er hat sein Volk mit gnädigen Augen angesehen und ich will euch Frieden schaffen in dem Lande, daraus ihr gewandert. Kehret um in eure Behausungen und seid guten Mutes, denn die Töchter des Landes warten eurer und der Herr wird alles zum Besten lenken.

Als nun das Volk kam an den Berg, der die Schnecke heißt², siehe, da kam ihnen entgegen der übrige Teil des Volkes mit Geigern und Harfen an ihrer Spitze und ihren Ältesten und Herold aus dem Lande der Russen³ und umhalseten ihre zurückkommenden Brüder und streueten Zweige auf ihren Weg und bekränzten ihre Häupter mit Laub.

Auch die Philister mit ihren Weibern und Rebsweibern, Söhnen und Töchtern, Kindern und Kindeskindern kamen dem Volke entgegen bis an den Ort, der da heißt die Papiermühle⁴, und reichten ihnen die Getränke des Landes, Ziegenhainer Bier mit Zitronen angetan, auf daß sie sich erquickten.

Siehe, da tat sich die Erde auf und es ging ein Feuer auf wie die Blitze des Himmels, und es erscholl ein Krachen des Donners, daß die Berge erbebten⁵.

Das Volk aber fürchtete sich nicht, sondern zog festen Mutes seinen Weg, denn der Herr war mit ihnen und sie hatten gute Sache. Und sie zogen in die Tore der Stadt mit Hörnern und Trompeten in ihrer Mitte und Jubel und Jubelgeschrei erscholl an allen Enden.

¹) Beide Professoren, welche für die gerechte Sache der Studenten eintraten.

²) Der Schneckenberg führt ins Mühltal bei Jena.

³) Nämlich die inländischen Studenten der 4 Fürstentümer, deren Herrscher Kuratoren der Universität Jena waren.

⁴) Dehlmühle bei Jena.

⁵) Gemeint sind hier die kleinen Böller und Kanonen, welche die „Philister“ zur Feier der Rückkehr „krachen“ ließen.

Die Töchter der Stadt aber lagen in den Fenstern der Häuser und freuten sich sehr, daß das Volk, das aus fremden Landen kommen war, zurückkehrte in ihre Stadt.

Und die Philister folgten dem Zuge und riefen: Heute ist unserem Lande großes Heil widerfahren. Die Kinder des Herrn aber steckten ihre Schwerter in die Scheide und legten ihre Paniere nieder zum ewigen Gedächtnis in den Häusern des hohen Rats, die da heißen die Kollegien, und aßen und tranken und waren guter Dinge bis an das Ende ihrer Tage.“ —



Eigenart der deutschen Geschichte.

Von
Oberlehrer R. Blum.

s sei mir gestattet, im Folgenden auf einige eigenartige Seiten der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes einzugehen. Ich beabsichtige nicht etwas Erschöpfendes zu geben, sondern nur einige markante Eigentümlichkeiten der deutschen Geschichte durch den Vergleich mit der Entwicklung andrer Völker schärfer zu beleuchten. Die Wissenschaft der Völkerpsychologie ist noch nicht so weit entwickelt, daß man mit einiger Sicherheit von einem allgemein anerkannten Volkscharakter sprechen und aus ihm als dem gegebenen Kern die Schicksale einer Nation mit einleuchtender Notwendigkeit ableiten könnte. Dagegen läßt sich der Einfluß der Umgebung, der räumlichen und zeitlichen Verhältnisse auf das Leben des Einzelnen, wie die Entwicklung der Völker mit größerer Sicherheit feststellen.

I.

Versuchen wir es zunächst die Frage zu beantworten, welchen Einfluß die Eigenart des geographischen Schauplatzes auf die geschichtliche Entwicklung des deutschen Volkes gehabt hat. Ein Vergleich mit andern Ländern Europas wird uns die Beantwortung der Frage erleichtern.

Je klarer die Natur selbst die Grenzen eines Gebiets gezogen hat, je weniger der innere Zusammenhang dieses Gebiets durch natürliche Hindernisse gestört wird, um so sicherer ist sein der- einstiger Zusammenschluß zu einem Staatengebilde im Verlauf

der Geschichte zu erwarten; und umgekehrt, je zweifelhafter die natürlichen Grenzen eines Gebiets sind, je mehr es im Innern durch Bergketten, Wüsteneien und unpassierbare Sümpfe in Einzellandschaften zerlegt wird, um so zweifelhafter erscheint das Gelingen des politischen Zusammenschlusses, um so mehr Zeit nimmt der Prozeß in Anspruch und um so unsicherer erscheint die Dauerhaftigkeit eines Erfolges. Die sichersten Grenzen haben Gebiete, die auf mehreren Seiten von inselarmen Meeresküsten umschlossen oder durch unübersteigbare Gebirge abgesperrt sind; die unsichersten Grenzen bilden weitgedehnte offene Ebenen.

Ein Blick auf die Karte Europas lehrt, daß Deutschland in dieser Beziehung hinter den meisten andern Ländern unseres Erdteils zurücksteht. Die günstigsten Vorbedingungen für den Zusammenschluß zu einem Staat und die Abwehr fremder Eindringlinge hat in Europa wohl Großbritannien, wenn man die beiden Gebirgsländer Wales und Schottland abrechnet. Seine steilen Küsten ersparen ihm noch jetzt die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. So gelingt denn schon im 9. Jahrhundert der Zusammenschluß, der nur zeitweilig von den dänischen Wikingern aufgehoben wird. Seit der normannischen Eroberung ist England nie wieder zersplittert worden; im 12. Jahrhundert beginnt die Eroberung von Wales, im 14. die Versuche, Schottland anzugliedern, die im J. 1707 endgültig von Erfolg gekrönt werden.

Raum weniger günstig wäre die Lage der skandinavischen Halbinsel. Aber der unwegsame Gebirgsriegel der Rjölen trennt die Ost- und Westhälfte so schroff von einander, daß sich trotz gemeinsamer Abstammung diesseit und jenseit derselben Völker mit verschiedener Sprache und verschiedenem Nationalcharakter entwickelt haben. Der Versuch, sie zu einem Staatesgebilde zusammenzufassen, der mehrfach, zuletzt im 19. Jahrhundert, gemacht wurde, ist vor kurzem, vielleicht für immer, gescheitert.

Von der Natur begünstigt scheinen auch die Pyrenäische und Apenninische Halbinsel: von 3 Seiten vom Meere umgeben, im Norden durch hohe Gebirge von den Nachbarländern getrennt, liegen ihre natürlichen Grenzen unverrückbar fest, und wir sollten erwarten, dort von altersher bestehende geschlossene Staaten zu finden. In der That drängte die geschichtliche Entwicklung der pyrenäischen Halbinsel im Laufe des Mittelalters einem solchen

Zusammenschluß zu, der mit der Verbindung Aragoniens und Kastiliens gegen Schluß des 15. Jahrhunderts und der Angliederung Portugals im Jahre 1580 endgültig erreicht schien. Doch war dieser Zustand nicht von Dauer. Der geographische Grund liegt offenbar darin, daß der Geschlossenheit der äußeren Grenzen ein Mangel an innerem Zusammenhang gegenübersteht: das gesamte Innere der Halbinsel ist erfüllt von weitgedehnten öden Hochflächen. So hat sich an der isolierten westlichen Peripherie ein spanischer Dialekt zu einer selbständigen Schriftsprache, dem Portugiesischen, entwickeln können, wie das gleichzeitig mit dem von der plattdeutschen Sprache abgeplitterten Niederländischen geschah. Mit der selbständigen Schriftsprache entstand ein auf seine Eigenart eiferfüchtiges Nationalgefühl, das zur Sprengung der Union zwischen Spanien und Portugal führte. So ist es bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, die pyrenäische Halbinsel zu einem Staate zusammenzuschließen.

Mehr Erfolg hat die apenninische Halbinsel gehabt, aber spät genug ist es zur Einigung des Landes gekommen: auch hier steht der Geschlossenheit der äußeren Grenzen jener Mangel an innerem Zusammenhang gegenüber. Die Apenninen lösen die Halbinsel in eine Reihe mehr oder weniger isolierter Landschaften auf. Mit dem Einbruch der Langebarden in Italien verläuft denn auch die Geschichte des Nordens in andere Bahnen, als die des Südens, in dem Griechen, Araber, Normannen und Spanier der Reihe nach gebieten. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fließen der Norden und Süden in eine geschichtliche Einheit zusammen. Dies Ergebnis im Gegensatz zu der Entwicklung der pyrenäischen Halbinsel wurde dadurch erleichtert, daß dank dem großen Florentiner Dante der toskanische Dialekt seit dem 14. Jahrhundert sich die Geltung einer allitalienischen Schriftsprache errang und alle übrigen Dialekte aus dem Felde schlug. Die „divina comedia“ spielte in Italien dieselbe Rolle, wie die Bibelübersetzung Luthers in Deutschland.

Von der Natur begünstigt erscheint ferner die Gestaltung der Grenzen Frankreichs. Im Norden, Westen und Süden vom Meere bespült, von Spanien durch die Pyrenäen, von Italien durch die Alpen, von Deutschland durch den Wasgenwald getrennt, scheint nur die nordöstliche Grenzstrecke unsicher und verschierbar.

Die Geschichte bestätigt uns dieses Ergebnis. Seit den Tagen der Karolinger, besonders seit der Auflösung des burgundischen Reiches, ist die französische Ostgrenze beständig hin und her verschoben worden, im Ganzen zu Gunsten Frankreichs. Auch der innere Zusammenhang des Landes ist inniger als in Spanien und Italien: von der Mündung der Schelde bis zum Fuß der Pyrenäen erstreckt sich eine zusammenhängende Ebene. Nur das Rhonegebiet ist durch einen Kranz von Gebirgen von dem übrigen Frankreich getrennt und nähert sich seiner natürlichen Beschaffenheit nach dem nördlichen Italien. Hier bestand seit den Karolingern das burgundische Reich, hier wurde die provençalische Sprache gesprochen, hier erreichte die geistige Kultur früh eine so hohe Blüte, daß Nordfrankreich dahinter zurückstehen mußte, bis die Albigenserkriege im Anfang des 13. Jahrhunderts diese ganze Kultur zertraten und der geistige Schwerpunkt dauernd auf den Norden verlegt wurde. In den beiden folgenden Jahrhunderten wurde dann das Rhonegebiet auch politisch Frankreich einverleibt, die Grenze rückte bis zu den Alpen vor und der Pariser Dialekt gewann als Schriftsprache die Oberhand über das Provençalische.

Unvergleichlich viel ungünstiger ist die Gestaltung der Grenzen und des inneren Zusammenhanges in dem von dem deutschen Volke bewohnten Gebiet, so ungünstig, daß nur etwa Polen und die Balkanhalbinsel ebenso unvorteilhafte natürliche Bedingungen für die Entwicklung eines geschlossenen Staates aufzuweisen haben. Nur im Norden und Süden bilden Nord- und Ostsee einerseits, die Alpen anderseits unverrückbare natürliche Grenzen. Im Westen fehlt, abgesehen von der kurzen Strecke des Wasgenwaldes, eine sichere Grenze gegen Frankreich, im Osten hängt die norddeutsche Tiefebene in ihrer ganzen Ausdehnung mit der polnischen und weiterhin russischen Ebene zusammen. Nirgendwo gibt es in diesen Gebieten eine Linie, die man mit einiger Sicherheit als die natürliche Grenze Deutschlands bezeichnen dürfte. Die Folge ist gewesen, daß die politischen und nationalen Grenzen an dieser Stelle sich im Lauf der Geschichte beständig verschoben haben. Im Westen hat, wie bereits erwähnt, Frankreich davon Vorteil gezogen. Die französische Grenze liegt heute viel weiter östlich, als in der Entstehungszeit des französischen Staates und Volkes, in den Tagen der letzten Karolinger. Ja, die Ungunst politischer

Verhältnisse hat im Bunde mit den geographischen dazu geführt, daß ein reindeutscher Stamm, die Niederfranken, die Verbindung mit der Hauptmasse des deutschen Volkes gelöst, seinen Dialekt zu einer selbständigen Schriftsprache entwickelt und ebenso wie die Portugiesen auf der pyrenäischen Halbinsel ein selbständiges Staatswesen begründet hat, das von einer Vereinigung mit Deutschland nichts wissen will. So kommt es, daß das Mündungsgebiet des größten deutschen Stromes, des Rheins, im Besitz eines entfremdeten Volkes und Staates ist. — Im Osten hat umgekehrt das deutsche Volk im letzten Jahrtausend von dem Fehlen natürlicher Barrieren Vorteil gezogen. Während in den Tagen der Karolinger die östliche Grenze deutscher Siedelungen in der norddeutschen Tiefebene Elbe und Saale darstellten, erreichen jetzt die vorgeschobenen Posten geschlossener deutscher Ansiedlungsgebiete die Mündung der Memel. Vom 12. bis zum 14. Jahrhundert wurde das Gebiet zwischen Elbe, Saale und Oder und die Ostseeküste bis zur Memelmündung germanisiert. Aber die Gestalt der nationalen Grenze gegenüber dem politischen Gebiet zeigt ein zerrissenes zufälliges Aussehen, und niemand wird dieser Grenze eine ebensolche Dauerhaftigkeit zuschreiben wollen, wie sie beispielsweise dank den Pyrenäen die spanisch-französische Grenze besitzt. Das Ergebnis ist: kein Land Westeuropas besitzt auf so weite Strecken unsichere natürliche Grenzen, wie das von den Deutschen bewohnte Gebiet.

Und zu dieser Unsicherheit der Grenzen gesellt sich ein Mangel an innerem Zusammenhang, wie ihn in so hohem Grade in Europa nur noch die Balkanhalbinsel aufzuweisen hat, die es ja bekanntlich auch nie zu staatlichem Zusammenschluß gebracht hat. — Scharf scheiden sich die nördliche und südliche Hälfte, Tiefebene und Gebirgsland voneinander, getrennt durch jene gewaltige Kette von Gebirgen, die sich vom Knie des Rheins bis zu den Quellen der Oder hinzieht und den Römern als Einheit erschien, der sie den Namen des hercynischen Waldes beilegte. Noch bis tief ins Mittelalter hinein waren diese Berge von unwegsamen Urwäldern bedeckt, so daß der Verkehr zwischen den süddeutschen Stämmen und den Niedersachsen bis auf die Eroberungskriege Karls d. Gr. weniger rege war, als der Verkehr letzterer mit Dänen und Angelsachsen. Nur Karl d. Gr. ist es zu danken, daß nicht schon damals

in größerem Maßstabe geschah, was durch die Begründung der holländischen Nation später in kleinerem Maßstabe sich vollzog: die Abtrennung eines großen Theils der Deutschen von der Hauptmasse, der Zusammenschluß der Sachsen und Dänen zu einem fremden feindseligen Staatswesen, das in seiner politischen und geistigen Entwicklung eigene Wege gegangen wäre.

Auch die Flußsysteme der nördlichen Tiefebene zeigen kaum einen Zusammenhang mit dem südlichen Gebirgsland. Nur der Rhein stellt die Verbindung her, und weiterhin die Elbe, die aus dem böhmischen Gebirgskessel herabströmt. Wenn irgendwo im Bereiche des locker verbundenen Gebiets zwischen den Alpen und dem Meere ein natürliches Zentrum nachgewiesen werden könnte, eine natürliche Verbindung zwischen Süden und Norden, eine Landschaft, die von der Natur selbst berufen wäre, in diesem Teil Europas dieselbe Rolle zu spielen, wie Moskowien in Rußland und Isle de France in Frankreich, — so müßte sie in Böhmen gesucht werden. Aber gerade dieses Gebiet war, noch ehe es zur Bildung eines deutschen Staates und Volkes gekommen war, in den Stürmen der Völkerwanderung von einem zähen slawischen Völkchen besiedelt worden, das einem engeren Zusammenschluß norddeutscher und süddeutscher Stämme bis heute ernsthafte Hindernisse entgegensetzt: die sparsame Gunst der geographischen Bedingungen wurde durch die Ungunst einer historischen Zufälligkeit ins Gegenteil verkehrt. — Die meisten Länder Westeuropas sind in der glücklichen Lage, daß die Mündungen der in ihnen entspringenden Flüsse innerhalb der natürlichen Grenzen des Gebiets liegen. Für Süddeutschland ist es verhängnisvoll, daß die Lebensader des ganzen Gebiets, die Donau, im weiteren Verlauf Länder, die auf keine Weise in die natürlichen Grenzen Deutschlands eingerechnet werden können, durchströmt und endlich in unerreichbarer Ferne mündet. Das Donauesystem ist die große Ausnahme unter den Flußsystemen Europas, und an dieser Ausnahme ist nahezu ein Drittel Deutschlands beteiligt. Die Folge davon ist, daß der natürliche Zusammenhang des deutschen Gebiets noch lockerer, die zentrifugale Tendenz noch stärker wird. Die am mittleren Donaulaufe wohnenden Stämme schauten flussabwärts nach Ungarn und der Balkanhalbinsel; dort gab es Interessen zu verteidigen, die ihnen näher zu liegen schienen, als die Interessen ihrer nord-

deutschen Volksgenossen. Das historische Ergebnis dieser zentrifugalen Tendenz ist die Begründung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die demnach in gewissem Sinne von der Donau geschaffen worden ist, wie Ägypten vom Nil. Allerdings, zur Ausbildung einer selbständigen Schriftsprache wie in den Niederlanden ist es bei den Deutschen Österreichs nicht gekommen.

Ungeheuer ist demnach der Einfluß der geographischen Gestaltung Deutschlands auf die historische Entwicklung des deutschen Volkes. Im Mittelalter gravitierte der Süden mehr nach Italien als nach der nördlichen Tiefebene mit ihren selbständigen Flußsystemen; der Norden ging lange Zeit seine eigenen Wege. Der Verkehr erfolgte auf dem Umwege durch das Rheingebiet. Erst eine Zeit mit reicher entwickelten Verkehrsmitteln überwand das durch den hercynischen Wald gegebene Hindernis und führte Süden und Norden enger zusammen. — Dagegen gelang es nicht, die Wirkungen der Besetzung des böhmischen Gebirgskessels durch die Czechen einerseits und der donauabwärts gerichteten zentrifugalen Tendenz des deutschen Südostens anderseits aufzuheben. Ebenso wenig ließen sich die Folgen der nationalen Verselbständigung der Niederländer beseitigen. Der Mangel an innerem Zusammenhang, die ungünstige geographische Gestaltung des deutschen Gebiets haben zur Folge gehabt, daß der politische Zusammenschluß später erfolgte, als in den andern Ländern Westeuropas, ausgenommen Italien, und bis heute unvollständig geblieben ist. Niemand wird mit Bestimmtheit behaupten wollen, daß die heutige Gestalt der Grenzen des deutschen Reiches in demselben Sinne Anspruch auf unabsehbare Dauer habe, wie etwa die Gestalt der Grenzen Spaniens oder Italiens oder Frankreichs, für die höchstens unbedeutende Verschiebungen in Betracht kommen können.

II.

Die Geschichte mancher Völker läßt sich mit einem wohlgebauten Drama vergleichen, das vom ersten bis zum letzten Akt von einer einheitlichen, stetig fortschreitenden Handlung getragen wird, so daß jeder folgende Akt die in den vorhergehenden geknüpften Fäden weiterführt bis zu dem Höhepunkt, unter Umständen bis zu der Schlussskatsrophe. Unter einem ästhetischen Gesichtspunkt gesehen, gewährt die Geschichte solcher Völker ein Verstand

und Schönheitsfönn gleichermaßen befriedigendes Schauspiel. Die Entwicklung der Handlung erfolgt von innen heraus, ohne dem Zufall eine entscheidende Rolle zu gönnen, die angeschlagenen Töne finden Zeit, vollständig auszuklingen. Der Einheit der Handlung entspricht die Einheit des Orts.

Einen solchen Aufbau zeigt z. B. die Geschichte des römischen Volkes. Die Entwicklung der Verfassung, das Wachstum der Grenzen, die Umbildung des Stadtstaats zum Weltreich vollzieht sich mit unaufhaltsamer logischer Konsequenz. Auf den Sturz der Monarchie folgt die Adelsheerrschaft, auf den Kampf der Stände der Ausgleich der politischen Rechte und die Periode der großen Eroberungen unter der Leitung der vermögenden Geschlechter patrizischer wie plebejischer Herkunft. Das gewaltige Wachstum des Staates führt zur Bereicherung und Korruption des neuentstandenen Amtsadels, zur Verarmung des Bauernstandes infolge der unaufhörlichen, in fremden Ländern zu führenden Kriege. Die patriotisch gesinnte Nobilität der punischen Kriege bildet sich zu der egoistischen, korrumpierten Optimatenpartei der jugurthinischen und sullanischen Zeiten um. Der ehrenfeste Bauernstand der guten alten Zeit erliegt wirtschaftlich den militärischen Anforderungen und der Konkurrenz der von Sklaven bewirtschafteten Latifundien; er wird zum käuflichen Proletariat. Mit innerer Notwendigkeit tritt damit an die Stelle der bisher maßgebenden beiden Faktoren, des Senats und der Volksversammlung, ein neuer dritter Faktor: das dem siegreichen Feldherrn ergebene Söldnerheer. An die Stelle der Republik tritt die Militärmonarchie, die Verfassung des Stadtstaats bildet sich um zur Verfassung des Weltreichs. Nicht mehr die Interessen der städtischen Bevölkerung Roms sind maßgebend. Der Imperator stützt sich auf das Heer und die Sympathien, die ihm die gute Verwaltung der Provinzen sichert. Immer weiter schreitet die Verschmelzung der Provinzialbevölkerung mit den Römern fort, immer weiter breitet sich die Romanisierung aus. Der Höhepunkt der römischen Geschichte wird im 2. Jahrhundert nach Christo erreicht. Aber der Höhepunkt birgt zugleich den Keim des Verfalls in sich. Mit der weiterschreitenden Vermischung mit den unterworfenen Völkern erfolgt nicht nur eine weitere Verbreitung, sondern auch eine fortschreitende Verflachung und Barbarisierung der Kultur. Der Rückgang des

geistigen Lebens, die Abnahme der militärischen Tüchtigkeit, die Erschlaffung der patriotischen Impulse führten dann dazu, daß das römische Reich unter den Stürmen der Völkerwanderung zusammenbrach.

Wir sehen, die römische Geschichte gleicht einem kunstvoll in Akte gegliederten Drama, das mit innerer Konsequenz dem Höhepunkt und der Schlußkatastrophe zudrängt. Die Geschichte anderer Völker gleicht einem weniger kunstvoll gebauten Drama, in dem die Einheit der Handlung und des Orts nicht gewahrt ist, in dem begonnene Entwicklungen jäh unterbrochen, in jeder Szene neue Motive aufgenommen und später fallen gelassen werden, in dem ein oft wiederholter Ortswechsel neue Personen mit neuen Zielen auf die Bühne bringt. Wohl kann diese oder jene Szene ein geschlossenes, ästhetisch befriedigendes Bild enthalten, aber einen harmonischen Gesamteindruck hinterläßt ein derartiges Drama nicht. Zu dieser Art von Dramen gehört auch, um es gleich vorweg zu nehmen, die Geschichte des deutschen Volkes, wenn man die letzten 1000 Jahre ins Auge faßt. Ganz anders allerdings wird unser Urteil ausfallen, wenn wir uns auf die Geschichte der letzten 250 Jahre beschränken. Denn erst mit dem Aufsteigen Preußen-Brandenburgs kommt die Einheitlichkeit und der stetige Fortschritt in die deutsche Geschichte, den wir in der römischen Geschichte bewundern, und der der englischen Geschichte der letzten 1000 Jahre ihren unvergleichlichen Reiz verleiht.

Gestatten Sie mir, dies Urteil näher zu begründen.

Im 9. Jahrhundert löste sich aus dem Schoß des karolingischen Weltreichs das heutige Deutschland. Eine deutsche Nation gab es damals noch nicht. Die 4 großen Stämme der Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern lebten ohne nähere Verbindung mit einander, ohne das Bewußtsein, einem gemeinsamen Volke anzugehören, jeder Stamm mit eigener Sprache, eigener Sitte, eigenem Recht. Erst die späteren Heerfahrten nach Italien ließen das Gefühl der Gemeinsamkeit und Verwandtschaft aus dem Gegensatz zu den Wälschen emporenwachsen. Erst im 10. Jahrhundert entstand der Name der Deutschen. Der führende Stamm waren im karolingischen Reich die Franken gewesen. Aber im Anfang des 10. Jahrhunderts kam mit Heinrich I. die Führung an die Sachsen, eine vom nationaldeutschen Standpunkt aus günstige Wendung, da die

wichtigste Aufgabe des eingeeengten jungen Staats, wenn man die Dinge unter dem landläufigen Gesichtspunkt der Machtpolitik betrachtet, die Ausdehnung nach Osten auf Kosten der Elbslaven war, zu deren Lösung die Sachsen die berufensten waren. Doch die Dynastie war kurzlebig, die Germanisierung des Ostens geriet nach verheißungsvollem Anfang ins Stocken, der Urenkel Heinrichs I., Otto III., stirbt seiner Heimat entfremdet, die Sachsen als Barbaren verachtend, im fernen Italien. Der historische Schwerpunkt wird mit der Wahl Heinrichs II. von Baiern nach Süddeutschland verlegt. Sachsen löst sich seitdem mehr und mehr vom übrigen Deutschland und geht eigene Wege. Mit den salischen Kaisern kommt die Führung wieder an den Stamm der Franken. Heinrich der III. stellt die Grenzen der deutschen Ostmark im Kampf mit den Ungarn endgültig fest. Seine Nachfolger reiben ihre Kräfte im Kampf mit dem Papsttum auf. Als der Friede notdürftig wiederhergestellt ist, stirbt mit Heinrich V die Dynastie aus. Noch einmal kommt mit der Wahl Lothars die Führung an die Sachsen. Damals beginnt der zweite große Vorstoß gegen den slavischen Osten. Durch die Vermählung seiner Tochter mit dem welfischen Baiernherzog bereitet Lothar die engere Verbindung der beiden durch ihre kolonisatorischen Aufgaben im Nordosten und Südosten wichtigsten deutschen Stämme, der Sachsen und Baiern, vor. Aber die Wahl des Hohenstaufen Konrad wirft das ganze Werk wieder über den Haufen. Zwar die Sachsen setzen auf eigene Hand unter der Führung Heinrichs des Löwen, Albrechts des Bären und der Wettiner ihre kolonisatorische Tätigkeit fort. Aber der historische Schwerpunkt Deutschlands wandert wieder nach dem Süden, nach Schwaben, dem die italienischen Verhältnisse weit näher lagen als der Kampf mit den Slaven. Die Zertrümmerung der Macht Heinrichs des Löwen durch Barbarossa im Jahre 1180 war vom Standpunkt der nationalen Interessen aus ein Nachteil. Wohl schritt auch nach der Katastrophe im 13. Jahrhundert, während die letzten Hohenstaufen mehr und mehr Italiener wurden, der deutsche Einfluß nach Osten fort: der deutsche Orden besetzte und kolonisierte das Gebiet der Weichselmündung und übernahm das Erbe der Schwertbrüder an der Duna. Aber nur mit Mühe wurden Konkurrenten wie die Dänen abgewehrt. Sachsen löste sich nach dem Sturze des Löwen in kleinere Territorien auf, die zu

einer einheitlichen Aktion unfähig waren. Dasselbe geschah gleichzeitig mit der Entfremdung und dem Sturz der Hohenstaufen in Schwaben und Franken.

Der historische Schwerpunkt Deutschlands wanderte im 13. Jahrhundert nach dem Osten in die Kolonisationsgebiete. In den nächsten 100 Jahren ringen die Habsburger von Österreich, die Wittelsbacher von Baiern, die Luxemburger in dem halbslavischen Böhmen um die Führung in Deutschland. Daneben spielt der deutsche Orden unter Winrich von Kniprode und der Hansebund unter Führung von Lübeck eine große Rolle, während im Westen der Rhein zur sogenannten „Pfaffengasse“ wird und am Fuß der Alpen der Schweizer Bund sich langsam vom übrigen Deutschland löst. Die Luxemburger von Böhmen sind es dann, die Deutschland den Rücken kehren und ihre Blicke nach Südosten donauabwärts zu richten beginnen. Bis auf die Gegenwart dauernden territorialen Gewinn haben sie Deutschland nur durch die Angliederung Schlesiens geschaffen.

Die Erben ihrer Politik werden im 15. Jahrhundert die Habsburger, die nach mancherlei Mißerfolgen im 16. Jahrhundert Böhmen und zum Teil Ungarn endgültig gewinnen und damit den Grund zu der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und der heutigen Entfremdung des deutschen Südostens legen. Noch im 15. Jahrhundert gewinnen sie aus dem burgundischen Erbe die sogenannten „17 Provinzen“, das alte Gebiet der Nordfranken, um im folgenden Jahrhundert durch Preisgabe an Spanien auch deren Entfremdung dem übrigen Deutschland gegenüber vorzubereiten.

Während so im 15. und 16. Jahrhundert das Haus Habsburg glanzvoll emporsteigt, doch nicht zum Heile der politischen Macht Deutschlands, gewinnen im Nordosten 2 Staaten auf altem Kolonisationsgebiet, Kursachsen unter den Wettinern und Brandenburg unter den Hohenzollern, eine bescheidenere Bedeutung, während der Orden durch die aufsteigende litauisch-polnische Macht und die Hanse durch das Aufblühen der Niederlande, Dänemarks, Schwedens und endlich Englands lahm gelegt werden. Holstein kommt zum Schaden der Hanse im 15. Jahrhundert in dänische Hände. Das baltische Kolonisationsgebiet verliert im 16. Jahrhundert jeden Zusammenhang mit dem Reich.

Kurfachsen wird im 16. Jahrhundert der Hort der Reformation gegenüber dem Hause Habsburg, Baiern im Beginn des 17. Jahrhunderts durch Maximilian die Burg der Gegenreformation.

Ein wichtiges Ergebnis von dauernder Bedeutung für den politischen Zusammenschluß Deutschlands hat die 400jährige verlustreiche und unstete Periode vom Sturz der Hohenstaufen bis zum Westfälischen Frieden gehabt: sie schenkte Deutschland eine allgemein anerkannte Schriftsprache. In den Tagen der Hohenstaufen dominierte der bairisch-österreichische Dialekt. Die Anfänge unserer heutigen Schriftsprache führen auf den Sprachgebrauch der kaiserlich-luxemburgisch-böhmischen Kanzlei zurück. Von Luther aufgenommen und bereichert, wurde diese Sprache durch die Bibelübersetzung die allgemein anerkannte Schriftsprache. Die sprachliche Einigung erleichtert die staatliche. Eine Tatsache, wie die Ausbildung des niederfränkischen Dialekts zur selbständigen Schriftsprache, die eine politische Angliederung der Niederlande fast ausgeschlossen erscheinen läßt, ist seit dem endgültigen Siege der Sprache Luthers wohl unmöglich geworden.

Der große 30jährige Krieg endlich räumt mit der Unübersichtlichkeit und Unstetigkeit der bisherigen geschichtlichen Entwicklung auf und schafft die Situation, aus der sich in unaufhaltbarer Entwicklung die gegenwärtige politische Gestaltung Deutschlands ergeben hat. Österreichs Ansprüche auf unumchränkten Einfluß in Deutschland werden zurückgewiesen, seine Anteilnahme an den deutschen Angelegenheiten wird geringer, der Elsaß wird ohne erheblichen Widerstand Frankreich überlassen. Die Siege Prinz Eugens verlegen den Schwerpunkt seiner Interessen endgültig nach dem Osten. Baiern beginnt seine einflußreiche Stellung infolge der fortschreitenden Konsolidierung Österreichs einzubüßen und sucht zeitweilig — ohne Erfolg — an Frankreich eine Stütze zu gewinnen. Den größten Gewinn im Westfälischen Frieden heimt dagegen unter den deutschen Territorialfürsten der große Kurfürst ein, nachdem Branddenburg durch die Angliederung Preußens den entscheidenden Vorsprung vor dem Nachbarn Kurfachsen gewonnen hat. Die Siege über Polen und Schweden, die Schlachten von Warschau und Jehrbellin lenken die Aufmerksamkeit Europas auf den kleinen Staat und stärken ihn soweit, daß auch die Bildung eines neuen

Staats an seiner Westgrenze, des Kurfürstentums Hannover, trotz dessen Verbindung mit England seit Anfang des 18. Jahrhunderts, sein Wachstum nicht gefährden kann. Ebenso ungefährlich bleibt die Verbindung Kurpfalzens mit dem zerrütteten Polen. Der Sohn des großen Kurfürsten, Friedrich I., erhält den Königstitel, dessen Sohn Friedrich Wilhelm schafft den mustergültigen Beamtenstand, auf dem Preußens Größe beruht. Friedrich d. Gr. bringt dann die Entscheidung. Die Eroberung und Behauptung Schlesiens im Kampf mit halb Europa stellt Preußen den Großmächten ebenbürtig an die Seite, macht es zum gefährlichen Rivalen Österreichs in Deutschland und gibt ihm einen nie mehr einzuholenden Vorsprung gegenüber seinen Nachbarn, Kurpfalz und Kurhannover. Rußland muß es sich gefallen lassen, daß Preußen sich an der Teilung Polens beteiligt.

Die Kriege Napoleons zertrümmern das alte Reich, Österreich verzichtet auf die deutsche Kaiserkrone, aber auch für Preußen scheint ein Rückschlag einzutreten: es verliert seine polnischen und westfälischen Erwerbungen, während Baiern, Württemberg und Kurpfalz, von Napoleon begünstigt, gewaltig an Umfang zunehmen, besonders auf Kosten der geistlichen Fürstentümer, und mit dem Königstitel ausgestattet werden. Doch die „Freiheitskriege“ stellen Preußen in erweitertem Umfange wieder her, nur daß es zum Heile der nationalen Ausgestaltung Deutschlands seine rein polnischen Erwerbungen mit Warschau an Rußland überlassen muß; der deutsche Bund wird wiederhergestellt, doch ohne die frühere unerhörte Zersplitterung: die geistlichen Fürstentümer bleiben beseitigt, Baiern, Württemberg, Baden u. a. behalten ihren erreichten Umfang. Österreich und Preußen teilen sich in die Hegemonie, ein Zustand, der mit Notwendigkeit zum Zusammenstoß führen mußte, wie seiner Zeit der Dualismus der Hegemonie in Hellas. Die Siege von 1866 zwangen Österreich, aus dem deutschen Bunde auszuschneiden und damit eine schon im 14. Jahrhundert begonnene Entwicklung abzuschließen. Der norddeutsche Bund unter Führung des durch Angliederung Hannovers und einiger kleinerer Staaten erweiterten Preußens wurde begründet und durch den Anschluß Süddeutschlands während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 zum deutschen Reich umgestaltet. Schon 1864 wurde Schleswig den Dänen, 1871 Elsaß-Lothringen den Franzosen ab-

genommen. Von ursprünglich zum deutschen Reich gehörigen, von einer kompakten deutschen Bevölkerung bewohnten Gebieten liegen also nur Holland, Nordbelgien, die östliche Schweiz und Deutsch-Österreich außerhalb der Grenzen des deutschen Reiches. In den 80er Jahren endlich begann Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik, es erwarb Kolonien in Afrika und Australien und Hafensplätze in Ost-Asien, um seiner gewaltig anwachsenden Bevölkerung überseeische Absatzgebiete und neue Ernährungsmöglichkeiten zu schaffen.

Sie sehen aus dieser Übersicht, daß erst seit 250 Jahren der einheitliche und stetige Zug in die deutsche Geschichte kommt, den die Geschichte Englands seit dem Zusammenschluß der angelsächsischen Königreiche, die Geschichte Frankreichs seit den ersten Kapetingern, die Geschichte Rußlands seit dem Emporkommen Moskaus zeigt. Was dahinter zurückliegt, ist eine unerquickliche, ästhetisch unbefriedigende Aufeinanderfolge von mißlungenen Anläufen, die der deutschen Geschichte mit Recht den Vorwurf der Unübersichtlichkeit und Unstetigkeit eingetragen haben. So spricht Hebbel von der Ergebnislosigkeit der älteren deutschen Geschichte. Nur etwa die griechische Geschichte kennt einen annähernd so häufigen Wechsel des historischen Schwerpunkts. Wie dieser sich in Deutschland von Sachsen nach Franken, von da nach Schwaben und endlich in die östlichen Kolonisationsgebiete verschiebt, um nach dem 30jährigen Kriege sich in Brandenburg zu fixieren, so schiebt er sich in Hellas von Sparta nach Athen und wieder zurück, von da nach Theben, nach Phokis und endlich nach Makedonien. Nicht umsonst ist Preußen Deutschlands Makedonien genannt worden. Die Parallele ist allzu verlockend. Und so wie man mit Makedonien eine neue Geschichtsepochē beginnen läßt, obgleich es die hellenische Kultur übernahm, so darf man auch mit dem großen Kurfürsten eine neue Epoche der deutschen Geschichte beginnen lassen und behaupten, daß die Geschichte des deutschen Volkes jünger ist, als die seiner westlichen Nachbarvölker, ja selbst die Rußlands.

III.

Höchst eigenartig, ohne Parallele im übrigen Europa, ist ferner der bundesstaatliche Charakter der deutschen Verfassung, die Vereinigung einer ganzen Reihe fürstlicher und städtischer Terri-

torien zu einem Gesamtstaat unter der Führung des Mächtigsten unter ihnen. Wie ist es gekommen, daß diese Reste des Mittelalters, diese Erinnerungen an den Lehnstaat, in Deutschland erhalten blieben, während sie in Frankreich, dem typischen Feudalstaat des eigentlichen Mittelalters, bis auf den letzten Rest geschwunden sind? Sind doch beide Staaten aus derselben Wurzel, dem karolingischen Reich, emporgewachsen, und zu wie verschiedenen Ergebnissen hat die bisherige innere politische Entwicklung geführt!

Das wichtigste Merkmal des modernen Staats ist ein zahlreiches besoldetes, nicht erbliches Beamtentum, das die Befehle seiner Auftraggeber, mag es nun ein Monarch oder ein Parlament sein, prompt ausführt. Erst durch das besoldete Beamtentum ist der Staat ein ebenso wichtiger Faktor für die Gestaltung des Lebens geworden, wie die Wirtschaftsformen, die Religion und Sitte, endlich seit einigen Jahrhunderten auch die Wissenschaft und Kunst. In einem naturalwirtschaftlichen Zeitalter aber ist ein besoldetes Beamtentum unmöglich, und weder das karolingische Reich, noch die aus ihm hervorgegangenen Staaten haben ein solches Beamtentum besessen. Die Beamten konnten nur mit Landbesitz besoldet werden, der stets die Tendenz zeigt, erblich zu werden. Die Erblichkeit des Landbesitzes aber zieht die Erblichkeit der Ämter nach sich; — so entsteht der Lehnstaat. Er war in Frankreich vom 10. bis zum 13. Jahrhundert noch weit schroffer entwickelt, als in Deutschland. Dennoch ist es den französischen Königen gelungen, durch eine kluge Hauspolitik und umsichtige Ausnutzung der seit dem 13. Jahrhundert beginnenden Geldwirtschaft ihn nach und nach zu beseitigen und an seine Stelle den modernen Beamtenstaat zu setzen. Von den deutschen Königen ist diese Aufgabe entweder überhaupt nicht begriffen oder zu spät in Angriff genommen worden.

Allerdings ist der Erfolg der französischen Könige mindestens in ebenso hohem Grade der Langlebigkeit ihrer Dynastien zuzuschreiben, wie ihrer Umsicht. Während bei der Kurzlebigkeit der deutschen Königsgelechter der Nachfolger immer damit beginnen mußte, das ihn bedrohende Werk seines Vorgängers zu zerstören.

Als die sächsischen Könige die Festigung des deutschen Reiches in Angriff nahmen, versuchten sie es vergeblich oder doch nur mit

halbem Erfolge, der Erbllichkeit der höchsten Ämter, des Herzogs- und des Grafenamts, entgegenzutreten. So kam Otto d. Gr. auf den Gedanken, als Gegengewicht gegen den Laienadel die Geistlichkeit, bei der die Gefahr der Erbllichkeit ausgeschlossen war, mit Amtsbefugnissen und Verwaltungsbezirken auszustatten. Er legte damit den Grund zu den späteren geistlichen Fürstentümern. Aus den Kreisen der Geistlichkeit gingen von nun an die höchsten Reichsbeamten hervor. Vorbedingung der günstigen Wirkung einer solchen Verfassung war selbstverständlich, daß die Besetzung der geistlichen Ämter ganz in den Händen des Königs lag, und daß der König einen gewissen Einfluß auf die Päpste, die seit Bonifacius als Häupter auch der deutschen Kirche galten, ausübte. Das führte Otto nach Italien, und damit begannen die Romfahrten der deutschen Könige, die anfänglich um deutscher innerpolitischer Zwecke willen unternommen wurden, später aber die Aufmerksamkeit der Könige mehr und mehr von den Aufgaben in Deutschland selbst ablenkten. Schon Otto des Gr. Enkel, Otto III., ist dieser Versuchung erlegen.

Etwa ein Jahrhundert hat die Ottonische Verfassung, im Ganzen zum Heile Deutschlands, bestanden; dann erwies es sich, daß sie schwere innere Gefahren in sich barg. Der Kampf mit dem Papsttum begann. Deutschlands Unglück wollte es, daß in dem gefährlichsten Moment, als Kardinal Hildebrand mit seinen Forderungen hervortrat, ein unmündiger Knabe auf dem Throne saß. Das Papsttum gewann einen Vorsprung, der nicht mehr einzuholen war. Jeder Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles hörte seit der Kreierung des Kardinalkollegiums auf; ein bescheidener Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Ämter in Deutschland wurde in dem Wormser Konkordat mit Mühe gerettet. Die Macht, mit der Otto d. Gr. im Interesse des Reiches die deutsche Kirche ausgestattet hatte, schlug nun zu dessen Nachteil aus. Und während des 50jährigen Kampfes war auch die Macht des weltlichen hohen Beamtenadels gegenüber dem Königtum so gewachsen, daß sie bereits den Charakter einer erblichen Landesfürstengewalt gewonnen hatte.

Die Hohenstaufen beschränkten sich auf Schwaben und Franken, überließen fast den ganzen Rest Deutschlands den mächtigsten der Laienfürsten, den Welfen, um in Italien, das ihnen näher lag,

freie Hand zu haben, und suchten eine Stütze an dem während des Investiturstreits und der ersten Kreuzzüge emporgekommenen niederen Adel, dem sogenannten Rittertum, zu gewinnen. Es ist bewunderungswürdig, wie viel sie mit so unsicheren Mitteln zu erreichen, welche Rolle sie in der internationalen Politik zu spielen wußten. Deutschland haben sie nicht genützt, sondern geschadet. Sie beuteten Deutschlands Kräfte für die Ziele ihrer italienischen Politik aus. Die nationalen Aufgaben besorgten ihre Gegner, die Welfen. Und als der Versuch, den inneren Frieden aufrecht zu erhalten, scheiterte und mit der Zertrümmerung der welfischen Machtposition endete, da bedeutete dies Ergebnis nach außen hin keinen Gewinn für Deutschlands Wachstum in östlicher Richtung, nach innen keinen Gewinn mehr für die Macht der deutschen Könige, die ihre italienische Politik der Heimat allzu sehr entfremdet hatte; und so wurde durch den Sturz des Löwen das dem Laienadel günstige Ergebnis des Investiturstreits nur verstärkt; nur daß an die Stelle der großen Stammesherzogtümer Territorien von mittlerer Größe traten, so daß in Deutschland schließlich überhaupt niemand mehr eine imponierende Machtposition besaß. Vielleicht, daß Heinrich VI. sich mit Erfolg der Entwicklung der Dinge entgegengestemmt hätte, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Doch ein Versuch, das Wahlrecht zu beseitigen und die Erblichkeit der Kaiserwürde durchzuführen, scheiterte. Und nach seinem Tode brach jener verhängnisvolle Bürgerkrieg zwischen Hohenstaufen und Welfen aus, den Papst Innocenz III. benutzte, um den Verzicht selbst auf das Wormser Konkordat zu erlangen. Friedrich II. endlich, nur den italienischen Verhältnissen zugewandt, erkannte die seit dem Investiturstreit in Deutschland erfolgte Umwandlung der geistlichen und weltlichen Reichsbeamten in Landesfürsten mit eigenem Münz-, Befestigungs- und Gesetzgebungsrecht offiziell an und gab ihnen die Hauptquelle der königlichen Einkünfte, die Zölle, preis. Und das zu einer Zeit, wo der durch die Kreuzzüge bewirkte Aufschwung des Handels, das Wachstum der Städte, die beginnende Geldwirtschaft den allmählichen Ersatz des erblichen Lehnsbeamtentums durch ein modernes, besoldetes Beamtentum ermöglicht hätten. Die neue Geldwirtschaft ist nicht mehr dem Königtum im Kampfe mit den großen Vasallen, sondern diesen im Kampfe mit ihren Untervasallen zugute gekommen.

Anders verlief, wie schon gesagt, die Entwicklung in Frankreich, wo die Könige bescheiden Hauspolitik trieben, sich nicht durch italienische Ziele ablenken ließen, die Kirche nicht mit so großen Machtbefugnissen ausstatteten, daß der Verlust der Investitur den Bankrott der Zentralgewalt herbeiführen mußte, die beginnende Geldwirtschaft umsichtig für staatliche Zwecke auszunutzen wußten und so den Grund zur Vernichtung des Lehnswesens und zur vollständigen Einigung Frankreichs legten.

Das Ergebnis der inneren Entwicklung von den sächsischen Kaisern bis auf Friedrich II. ist in Deutschland nie wieder vollständig erschüttert worden. Aus dem Kreise der Landesfürsten sonderte sich ein bevorzugter Kreis, das Kurfürstenkollegium, aus. Die Versuche Maximilians, die Zentralgewalt zu stärken, die fürstliche Gewalt einzuschränken, scheiterten, ebenso die Karls V und Ferdinands II. Die Reformation trug dadurch, daß sie auch die kirchlichen Verhältnisse der Willkür der Landesherren auslieferte, nur zur Stärkung der fürstlichen Gewalt bei. Der westfälische Friede gestand den Landesfürsten sogar das Recht des Bündnisses mit fremden Staaten offiziell zu. Das „deutsche Reich“ war ein leerer Begriff, die Bezeichnung eines lockeren Staatenbundes geworden. Die Napoleonische Zeit brachte den Zusammenbruch der schwerfälligen Maschinerie, die Beseitigung der geistlichen Fürstentümer, die Verminderung der Zahl der Kleinstaaten und das Wachstum der größeren auf deren Kosten. Aber diese erhaltenen Reste des Mittelalters erwiesen sich als so lebenskräftig, daß die Begründung des neuen deutschen Reiches nicht in den Formen des zentralisierten Staats, sondern nur in den Formen eines Bundesstaats erfolgen konnte. Schon die Beseitigung Hannovers erregte solche Unzufriedenheit, daß die deutsche Regierung noch jetzt mit ihr zu rechnen gezwungen ist. Wenn nicht ein neuer Sturm über Europa hinbraust, wird die deutsche Kleinstaaterei als Rest des mittelalterlichen Lehnsstaats wohl noch langen Bestand haben.

IV

Die herrschende politische Weltanschauung eines Volkes ist das Ergebnis seiner geschichtlichen Erfahrungen. Ein Volk, das seine größten Erfolge Massenbewegungen verdankt, in dem die Erinnerung lebendig ist, daß die Gestaltung seiner äußeren und

inneren politischen Lage das Ergebnis der Tatkraft nicht einzelner hervorragender Männer, sondern breiter Schichten des Volkes ist, pflegt eine demokratische Weltanschauung zu haben. Umgekehrt ein Volk, das unter dem Eindruck steht, daß Massenbewegungen nicht zum Ziele führten, daß die wichtigsten Ziele seiner Politik von einzelnen hervorragenden Männern auf Wegen erreicht wurden, die anfänglich das Mißtrauen der öffentlichen Meinung erregten, pflegt eine aristokratische Weltanschauung zu haben.

Eine ausgesprochen demokratische Weltanschauung haben die Bürger der nordamerikanischen Union. Kein Wunder, denn die größten Erfolge der Union, die Befreiung der Kolonien von dem Joche Englands, die Niederkämpfung der Sklavenstaaten des Südens waren das Ergebnis von Massenbewegungen, denen gegenüber selbst hervorragende einzelne Männer, wie Washington und Lincoln, eine bescheidene Rolle spielten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Ergebnis ein völlig abweichendes gewesen wäre, wenn die Tatkraft dieser Männer nicht in die Entwicklung der Dinge eingegriffen hätte.

Ebenso ist die politische Weltanschauung der Engländer demokratisch. Schon die Vernichtung der spanischen Armada von 1588 war eher der patriotischen Begeisterung des ganzen Volkes, das auf eigene Hand den Kleinkrieg zur See führte, als der überlegenen Leitung der Regierung zu verdanken. Die riesigen englischen Kolonien, auf denen die wirtschaftliche Größe Englands beruht, sind von privaten Handelskompagnien ohne maßgebende Mitwirkung der Regierung erworben worden. Die beiden erfolgreichen Revolutionen des 17. Jahrhunderts, denen England seine parlamentarische Regierung verdankt, sind Bewegungen breiter Volksschichten gewesen. In England zuerst beginnen Massenmeetings und Massenpetitionen den Gang der Politik zu beeinflussen. Und ebenso ist die Parlamentsreform von 1832 durch eine Bewegung, die das ganze Volk ergriff, erzwungen worden. Nirgendwo in Europa wird die sogenannte öffentliche Meinung mit solchem Respekt behandelt, wie in England. In einem Kampfe zwischen den regierenden Klassen und der öffentlichen Meinung steht der Engländer von vornherein auf der Seite der Massen. Der Engländer ist sich bewußt, daß sein Vaterland seine ungeheuren Erfolge der unermüdlichen Tatkraft des ganzen Volkes verdankt

und betrachtet jede monokratische oder aristokratische Bevormundung mit Mißtrauen und Widerwillen.

Ähnlich war die Stimmung in Athen nach den Siegen über die Perser. Perikles feierte in seinen Reden, Sophokles in seinen Dramen, Herodot in seiner Geschichte die demokratischen Ideen der Freiheit und Gleichheit. Erst die Mißerfolge des peloponnesischen Krieges bringen den Rückschlag, der schon bei Thukydides seinen Ausdruck findet, bis er bei Plato in der Erklärung gipfelt, die demokratische Verfassung sei die schlechteste aller Verfassungen.

Wie verhält es sich nun damit in der deutschen Geschichte? Verdankt das deutsche Volk seine größten Erfolge imposanten Massenbewegungen, wie wir sie in England finden, oder der Leitung und Bevormundung einzelner im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung handelnder hervorragender Männer?

Die Antwort kann nicht schwer sein: Zweimal im Lauf der Geschichte ist das deutsche Volk von einer gewaltigen Massenbewegung ergriffen worden. Das erste Mal im 16. Jahrhundert, als es sich um die kirchliche und soziale Reform und die Befreiung von Rom handelte; das zweite Mal im 19. Jahrhundert, als es die politische Einigung erreichen wollte. Beide Male sind die Massenbewegungen kläglich gescheitert; die Ziele sind zum Teil wohl erreicht worden, aber auf Wegen, auf denen die öffentliche Meinung sie nicht suchte, von Männern, die vor der Klarstellung des Ergebnisses von ihr mit erbittertem Haß verfolgt wurden. Ich will versuchen, das kurz zu begründen.

Die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts war nicht eine ausschließlich religiöse, sondern auch eine politische, insofern sie ein starkes Kaisertum herbeisehnte, und eine soziale, insofern sie die Bauernbefreiung und demokratische Reform der Städteverfassung sich zum Ziele setzte. Gerade dadurch gewann sie den Charakter einer Massenbewegung. Das von den gebildeten Führern der Bauernbewegung aufgestellte Programm umfaßte nicht nur religiöse, sondern auch politische und soziale Forderungen, deren Erfüllung erst das 19. Jahrhundert gebracht hat. An der Unreife und Maßlosigkeit der Massen scheiterte das seinen Zielen nach großartige Unternehmen. Die politische und soziale Bewegung sahen sich zum Stillstande verurteilt, die religiöse Bewegung geriet unter die Bevormundung der Fürsten unter wachsender Teilnahm-

losigkeit der breiteren Volksschichten. Der schmalkaldische Krieg schien auch sie mit der Ausrottung und Rückkehr zu Rom zu bedrohen. Da rettete der „Judas von Meißen“, der Verräter Moritz von Sachsen, wenigstens die Reste des Protestantismus durch seinen erneuten Verrat an dem Kaiser. — Das klägliche Ergebnis der stolzen Bewegung, zu deren Beginn Hutten ausgerufen hatte, es sei eine Lust zu leben, war der Augsburger Religionsfriede mit dem famosen Grundsatz „cujus regio, ejus religio“. Es kam dazu, daß ein katholischer und protestantischer Fürst um den Glauben ihrer Untertanen eine Partie Schach spielten. Nur eine vollständige Erschlaffung und Teilnahmslosigkeit des Volkes macht ein derartiges Ergebnis faßlich. Damals soll sich der gegen sogenannte Höherstehende kriechende, unterwürfige Charakterzug ausgebildet haben, der dem Engländer z. B. an dem Deutschen auffällt.

Einen weit erfreulicheren, wenn auch in den Grundzügen ähnlichen Verlauf nahm die zweite große Bewegung, die das gesamte deutsche Volk ergriff: die Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts. Die Not der napoleonischen Zeit weckte das Nationalgefühl, die Freiheitskriege wurden in der Hoffnung geführt, der Preis werde ein starkes geeintes Deutschland sein. Die Enttäuschung führte zu einem starken Anwachsen der demokratischen, fürstenfeindlichen Bewegung, die in der Revolution von 1848 zum Ausbruch kam. Wie seiner Zeit die Bauernbewegung von 1525, so scheiterte der Versuch, mit demokratischen Mitteln ein einiges Deutschland aufzubauen, an der politischen Unreife nicht nur des Volks im engeren Sinne, sondern auch der Gebildeten. Friedrich Wilhelm IV wies die ihm von dem Frankfurter Parlament angebotene Kaisertrone zurück, da sie nach Revolution rieche. Was der Volksbewegung nicht gelungen war, das gelang dem verhassten Junker Bismarck, den die öffentliche Meinung mit einer Erbitterung ohne Gleichen verfolgte. Als man dann zur Besinnung kam, war das Ergebnis ein tiefes Mißtrauen gegen demokratische Bewegungen überhaupt, eine Befestigung der monarchisch-aristokratischen Weltanschauung, die trotz aller Proteste gegen Byzantinismus heutzutage noch als die herrschende in Deutschland angesehen werden kann. Auch Bismarck rief ja nach der Kunde von dem Siege bei Sedan aus: „Jetzt ist die Herrschaft der monarchischen Weltanschauung für die nächsten 100 Jahre in Deutschland gesichert!“

V

In meinen Ausführungen habe ich versucht nachzuweisen, einen wie großen Einfluß die geographische Beschaffenheit Deutschlands auf die Gestaltung seiner Grenzen, den Zeitpunkt seines politischen Zusammenschlusses und die Stetigkeit seiner Entwicklung gehabt hat. Ich versuchte weiterhin nachzuweisen, wie die heutige Verfassung Deutschlands durch Vorgänge des frühen Mittelalters und die politische Weltanschauung des deutschen Volkes durch Erfahrungen der letzten Jahrhunderte mitbestimmt ist. Das Ergebnis der Beschäftigung mit geschichtlichen Studien ist die Erkenntnis, in wie hohem Grade die Gegenwart von der Vergangenheit beeinflusst und wie unfertig sie in vielen Beziehungen noch ist. — *Πάντα ῥεῖ* sagt der alte jonische Philosoph Herakleitos, das heißt „Alles fließt“.*



*) Ohne allem in dem obigen Artikel Gesagten beistimmen zu können, glauben wir doch, daß um des vielen Anregenden willen, das darin enthalten ist, unseren Lesern diese Gedankenreihe willkommen sein wird.

Die Red. der „Balt. Mon.“

Berichtigungen.

In dem Aufsatz „Der baltische Humorist Dr. Schulz-Bertram“ Balt. Monatschr. Heft 6 sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

- §. 318 Z. 2 von oben: statt: Die Rhinoplastica — lies: De Rhinoplastica.
§. 320 Z. 5 „ „ sind die Worte: und „die Ruinen von Ani“ — auf §. 321 an Z. 6 anzuschließen.
§. 323 Z. 1 „ „ statt: v. Unger — lies: v. Unzer.
„ Z. 5 von unten: lies: ist stets das Böse, das man läßt.
§. 325 Z. 17 von oben: statt: Birne — lies: Börne.
§. 326 Z. 8 „ „ statt: Stebismus — lies: Im Strabismus.
„ Z. 11 von unten: statt: darin — lies: daran.
„ Z. 12 „ „ statt: humorische — lies: humoristische.
§. 327 Z. 2 von oben: statt: Enys -- lies: Enags.
§. 328 Z. 8 von unten: statt: Enaz-Gora — lies: Enag-Gora.
§. 329 Z. 5 „ „ statt: Fragen — lies: Fraßen.
§. 330 Z. 15 „ „ statt: S. E. v. Grotthuß — lies: J. E. v. G.
-



De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen
rein, im Gebrauch sparsam.

== $\frac{1}{2}$ kg. genügt für 120 Tassen. ==

Höchste Auszeichnungen

auf div. Ausstellungen u. a.:

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

Goldene Medaillen:

Lüttich 1905 — Diplôme d'honneur:
„Höchste Auszeichnung.“



Ges. geschützt.

==
Fabrik gegr. 1790.
==

die Dragoner zum Teil entwaffnet. Einem der Dragoner war es gelungen ein Pferd zu besteigen und nach Sunzel zu reiten, wo ebenfalls 20 Dragoner unter einem Kornet stationiert waren. Der Kornet begab sich sofort mit seiner Abteilung nach Raipen, die Bande war jedoch inzwischen verschwunden.

22. November. Der Kriegszustand wird über Livland durch Allerhöchsten Erlaß an den Dirigierenden Senat verhängt.
21. Nov. Seßwegen. Kämpfe bei Seßwegen. Nach der Ermordung der Brüder v. Aderkas (vgl. zum 16. Nov.) wurde der Kreischefgehilfe v. Kenngarten mit 40 Kosaken und 2 Offizieren aus Wenden nach Seßwegen geschickt, um die revolutionären Banden womöglich zu zersprengen. Am 20. abends langten sie hier an und teilten sich dann in zwei Abteilungen: die eine zog nach Libbien, die andere führte v. Kenngarten selbst nach Selsau. In Selsau war das Gutshaus nach dem Abzug des Arrendators total demoliert worden, selbst die Möbel in kleine Stücke zerhauen. Die zurückgebliebene treue Wirtin war von den Revolutionären mit den Worten: „Wenn dieser Hund fort ist, so sollst Du wenigstens sterben!“ schwer verwundet worden. Da die Revolutionäre sich bereits zerstreut hatten, so trat Herr v. Kenngarten mit seinen Kosaken am 21. Nov. um 4 Uhr nachm. den Rückzug nach Seßwegen an. Ungefähr nach 2 Werst wurde aus dem Hinterhalt auf ihn, als er etwas hinter den Kosaken zurückgeblieben war, eine Salve abgegeben, die aber ihr Ziel verfehlte. Nach mehrfachen Schüssen seinerseits und einigen Salven der zu Hülfe eilenden Kosaken hörte das Schießen aus dem Hinterhalt auf. Kurz vor Seßwegen, wo zur Rechten des Weges zwei Wäldchen und zur Linken ein Wäldchen und eine Tannenhecke lagen, wurde die Abteilung wiederum plötzlich unter ein heftiges Kreuzfeuer genommen, das von über 1000 Schützen unter regelrechten militärischen Kommandorufen unterhalten wurde. Die Kosaken und v. Kenngarten erwiderten das Feuer, und es entwickelte sich ein förmliches Gefecht, das über eine Stunde dauerte; 2 Kosaken wurden verwundet, 3 Pferde getötet, mehrere verwundet, die Brettdroschke v. Kenngartens und die Kleider vieler Kosaken waren von Kugeln durchlöchert. Auf gegnerischer Seite dürften die Verluste bei weitem größer gewesen sein, da man vielfach Stöhnen und Aufschreien hörte. Die Kosaken hielten sich tapfer, so daß der Feind trotz seiner unverhältnismäßigen Uebermacht und der eintretenden Dunkelheit den offenen Angriff nicht wagte und es den Kosaken möglich wurde, langsam gegen Seßwegen vorzurücken, das endlich um ca. 8 Uhr abends erreicht wurde. Dort war kurz vorher auch die nach Libbien abkommandiert gewesene Abteilung der Kosaken

eingetroffen, die garnicht bis Libbien gelangt, sondern durch in drei Hinterhalten liegende große Haufen in heftige Kämpfe, bei denen der Feind sich sogar militärischer Hornsignale bedient hatte, verwickelt worden war und schließlich hatte umkehren müssen — mit mehreren Verwundeten und nach Verlust einiger Pferde. Da während der Nacht ein Ueberfall auf Sekwegen erwartet wurde, so verschanzte man sich in dem turmartigen Stall. Doch erfolgte kein Angriff und am andern Morgen mußte, nachdem der Kreischefgehülfe vergeblich versucht hatte aus Modohn Infanterie heranzuziehen, wegen Munitionsmangels nach Wenden zurückgekehrt werden. Unterwegs hatte die Truppe wieder verschiedene Zusammenstöße mit bewaffneten Haufen, die aber ohne längere Kämpfe durch wohlgezielte Schüsse der Kosaken zerstreut und vertrieben wurden. Am 24., abends, wurde Wenden erreicht. —

Diese Affaire hatte den Beweis geliefert, daß es sich nicht mehr um Ueberfälle einzelner Haufen handelte, sondern um einen organisierten bewaffneten Volksaufstand.

22. November. Lubahn (Evl.). Ueberfall auf das Pastorat und gefährvolle Flucht der Bewohner. Ein Augenzeuge berichtet: Nachdem die erste Volksversammlung hier in der Lubahnschen Kirche stattgefunden hatte und da jeder Verkehr durch Post und Telegraph zerstört war, reiste Pastor Kade in Begleitung eines andern Herrn am 15. November nach Riga, wurde aber in Laudohn an der Weiterfahrt verhindert und mußte umkehren. Zwischen Freidrichswalde und Meiran begegnete er seiner Familie, die in Begleitung und unter dem Schutze des Herrn v. R., eines Gastes und Freundes, in eiligster Flucht Lubahn verlassen, zwei Damen, drei Kinder und ein Dienstmädchen. Den Anlaß zur Flucht gaben zwei Ueberfälle auf das Pastorat mitten am Tage. Am 17. Nov. war eine Bande von ca. 60 Mann, mit Gewehren und Knütteln bewaffnet, direkt vom Meeting kommend, erschienen, hatten das ganze Haus durchsucht und die Repetierbüchse und den Hirschfänger des Herrn v. R. geraubt. Ein Widerstand wäre vielleicht möglich gewesen, doch wurde er aufgegeben, da auf Succurs von keiner Seite zu rechnen war und Verwundungen oder Tötungen von Angreifenden den Untergang der Bewohner des Pastorats nach sich gezogen hätte. — Am andern Tage morgens drang vom nahe gelegenen Walde aus eine Bande von ca. 40 Mann, zum Teil verummmt, mit falschen Bärten und geschwärzten Gesichtern, ins Pastorat und verlangte nach „den Kisten mit Waffen und Nagaken“, von denen ihnen gemeldet sei. Wieder das Phantasiegeespinnst von der „schwarzen Sotnja“! Das Pastorat und alle Gebäude, auch Futter- und

Getreidevorräte, sogar Kohlfässer wurden auf das genaueste untersucht, das Archivgewölbe erbrochen. Man fand und raubte des Pastors alten Vorderlader, man nahm Geld vom Schreibtisch und Nagaita und Peitsche des Herrn v. R. Die Pastorin und Herr v. R. erhielten Schläge mit der Nagaita.

Nach Abzug der Bande verließen die Einwohner das Pastorat und flüchteten unter den Schutz der auf dem Gute Meiran stationierten Kosaken. Auf der weiteren Flucht bot das Gut Friedrichswalde mit 9 Kosaken und mehreren Herren Schutz und Obdach. Nach 4tägigem Aufenthalt entschlossen wir uns zur Fahrt nach Stockmannshof auf Biegen oder Brechen, zumal wir erfuhren, daß die große Bahn noch gehe, wohl aber bald still stehen werde. Von einem Sozialistenführer wurde uns fest versichert, daß wir unbehindert würden passieren können. Am 22. November früh morgens brachen wir auf in 3 zweispännigen Equipagen, in jeder eine männliche und weibliche Person und ein Kind. Es folgten ein Zweispänner und Einspänner mit Gepäck. Nach 4 Werst passierten wir ein Wäldchen. Da ertönt ein Signalschuß tiefer im Walde; die erste Equipage, in ihr Herr v. R., die Pastorin und ein Kind, befindet sich noch in der Mitte des Wäldchens, plötzlich krachen Schüsse mit direkter Zielung auf die Insassen (es war offenbar auf das Leben des Herrn v. R. abgesehen), doch die Pferde, wild geworden, sprengen im schnellsten Lauf mit dem leichten Wagen davon; da erst ertönen Rufe aus dem Walde: „Haltet, haltet“, mehrere Mann stürzen aus dem Walde und feuern den Fliehenden nach, ohne zu treffen. Die zweite Equipage, in der Pastor Rade saß, kommt nun in das Salvenfeuer. Rot blizt es auf aus dem Walde, Schüsse krachen, Kugeln pfeifen um die Fahrenden, da bäumt sich ein Pferd, durch einen Kopfschuß getroffen, hoch auf, die Equipage wird durch das stürzende Pferd krachend in den tiefen Graben gezogen. Die nachfolgenden Equipagen halten. Das Schießen hat aufgehört, Pulverdampf zieht wie Nebel über die Straße und zerteilt sich im Walde. Niemand ist getroffen, dem Pastor sind die Füße durch den Wagen gequetscht, doch wer achtet darauf. Man ist froh, mit dem Leben davongekommen zu sein; die Kinder weinen. Allmählich kommen aus dem Hinterhalt, aus dem Walde bewaffnete Leute. Man unterhandelt mit ihnen, sie durchwühlen das Gepäck nach Waffen und verschwinden, da sie nichts gefunden, im Walde. Der zerbrochene Wagen und die Pferde werden entfernt, die der Equipage Beraubten verteilen sich auf die übrigen Fahrzeuge und fliehen weiter. — Die auseinander gesprengten Flüchtlinge langten dann auf verschiedenen Wegen und in drei Partien an ihrem Bestimmungsort an.

22. Nov. Riga. Pastor Treu von der Trinitatis-Kirche wird auf dem Heimwege auf dem 2. Weidendamm von einer Bande junger Leute überfallen und trotz energischer Gegenwehr aus dem Wagen gerissen, geschlagen, verwundet und beraubt. In zwei bereitstehenden Fuhrmannsdroshken suchten die Räuber alsdann das Weite.
22. Nov. Riga. Zwei Angestellte der Fabrik „Prowodnik“ werden abends beim Pulverturm überfallen, wobei der eine von ihnen, Aug. Waldmann, durch einen Schuß in den Kopf sofort getötet, der andere, A. Petrow, verwundet wurde.
22. Nov. Kurtenhof (bei Riga). Die Monopolbude wird von 5 Bewaffneten überfallen und um 975 Rbl. Geld beraubt.
22. Nov. Altenwoga (Livl.). Auf eine Dragonerpatrouille werden aus dem Walde etwa 30 Schüsse abgegeben. Der Weg war mit Telephondraht von der zerstörten Leitung gesperrt. Ein Pferd wurde leicht verletzt. Erwartet wurde der Kreischefgehülfe v. Petersenn, welcher zufällig aber mit einer andern Patrouille in Taurup geblieben war.
22. Nov. Dorpat. Erzeß in der Realschule. Gegen 40 streifende Schüler der oberen Klassen drangen morgens gewaltsam in den Schulsaal und in die Garderobe, wobei sie mehrere Türen zertrümmerten. Unter Geschrei und Gesang revolutionärer Lieder schleuderten sie Stinkbomben, etwa 20 an der Zahl. Ein entsetzlicher Gestank erfüllte sofort die Räume, so daß die Schüler der unteren Klassen sich schleunigst davonmachen mußten. Nicht genug damit, zerstückte die tumultuierenden Schülerbande auch Fensterscheiben und warf von der Straße aus Stinkbomben in die Wohnung des Direktors und in die Kanzlei.
22. Nov. Ruffschen (Kr. Tuckum, Kurl.). Auf Herrn G. von Boetticher, Sohn des Besitzers von Ruffschen, wird auf einer Fahrt viermal aus dem Hinterhalt geschossen.
22. November. Fellin. Auf einem Volksmeeting im „Põllumeeste Selts“ trugen die Verhandlungen einen ganz sachlichen Charakter. Die Chronik registriert daraus folgendes: Die „Sakala“ hatte, gestützt auf Zitate aus der Apostelgeschichte, das Verlangen ausgesprochen, die Prediger mögen, was ihren Unterhalt anlange, einzig auf freiwillige Liebes Spenden der Gemeinden gestellt werden. Dem trat der Leiter der Versammlung H. Hansson mit Entschiedenheit entgegen, indem er darauf hinweist, daß sich seit der Apostel Zeiten die Verhältnisse und Lebensbedingungen wesentlich verändert hätten. Eine Resolution in dieser Frage wird von der Versammlung nicht gefaßt. — Ferner behandelte die Versammlung den in

Jellin in der Bildung begriffenen „Selbstschutz“ Gegenüber den Bemängelungen, welche dieses Institut von seiten des „Sakala“-Redakteurs A. Peet erfährt, wird vom Präses mit Nachdruck auf den Nutzen des Selbstschutzes hingewiesen, indem zugleich dem einmütigen Zusammenschluß der Esten mit den Deutschen, welche letztere bei den Verhandlungen bereitwillig ihr Entgegengekommen gezeigt hätten, verständnisvoll das Wort geredet wird.

23. Nov. Riga. Der Verkäufer in einer Monopolbude in der Revaler Straße wird überfallen und durch Revolvererschüsse ermordet.
- Das Kontor der Dehrlrichschen Fabrik in Mühlgraben wird von etwa 12 Bewaffneten abends um 3000 Rbl. beraubt.
23. November. Dorpater Kreis. Das Phantom des „schwarzen Hunderts“ Ein Privatbrief (in der „Nordl. Ztg.“) schildert die Wirkung dieses Phantoms im Sagnitschen Gebiet: In der Nacht vom 22. auf den 23. Nov. schickte die Karolensche Gemeinde an die Sagnitsche einen Eilboten mit dem Hülfseruf: „Das schwarze Hundert ist da; kommt uns zu Hülfe und gebt die Botschaft weiter!“ Um 1 Uhr jagten die Estafetten durch die Gefinde. Bei den aus dem Schlafe Geweckten wirkte der strenge Befehl: „Alle Mann in Waffen müssen zum Gemeindehause aufbrechen!“ geradezu furchtbar. Die Männer zogen sämtlich ab. Die Frauen sind vor Schreck vielfach erkrankt, manche ernstlich; sie blieben unter Tränen zurück. Die Nachricht von 3—4000 auf Karolen ziehenden Bewaffneten, die alles rauben, Kinder schlachten, Frauen schänden, hat unser Kirchspiel in fieberhafte Aufregung versetzt. Durch unseren Hof zogen früh morgens die M.'schen Männer, bewaffnet und ernst. Graf Berg-Sagnitz wurde um Hülfe gegen den Feind gebeten. — Jetzt erweist es sich, daß nichts davon wahr ist. Die Boten aus Karolen sind zurück; dort ist nichts. In Harjel ist der schwarze Teufel auch nicht, in Lettland, von wo Telegramme gekommen sind, ist er auch nicht. Die Sagnitsche Gemeinde hat Boten zum Kreischef geschickt, um Soldaten zu bitten, ebenso die Heiligenseesche. Der Schrecken setzt sich weiter fort. Aber schon beginnt die Erkenntnis, daß es ein blinder Alarm und Schreck war, die Erregung zu beschwichtigen.“
23. Nov. Smiltēn. Der Besitzer von Schloß Smiltēn Fürst Lieven wird bei seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatz aus dem fernen Osten von den Leuten mit einer Ehrenpforte mit der Inschrift: „Wer Liebe säet, wird Liebe ernten“ empfangen, nachdem das Schloß etwa eine Woche lang von revolutionären

Banden besetzt gehalten war, die auch dem Verwalter W. Gaetgens nicht gestatteten, mit seiner Familie abzureisen.

24. Nov. Riga. In der Bickernschen Str. unweit der Fabrik „Phönix“ wird nachts ein Polizeinachtwächter ermordet.
24. Nov. Mömershof (Livl.). Ermordung des Kreis-
chefgehilfen v. Hennings. Um 1 Uhr nachts erschien
eine Bande von 60—70 Mann vor dem Wohnhause v. Hennings',
der seine kleinen Kinder nebst Kinderfrau und 2 Dragoner zu
seinem Schutze bei sich hatte. Die Bande forderte, daß der
Sekretär des Kreischefgehilfen Marimowitsch heraus-
kommen solle, worauf sie die Antwort erhielten, daß er nicht
da sei. Nun verlangten sie die Auslieferung der Waffen.
v. Hennings erklärte jedoch, solange er lebe, werde er die
Waffen nicht herausgeben. Darauf begann die Bande das
Haus mit Kugeln zu überschütten und setzten es in Brand.
Einer der Dragoner wurde im Hause verwundet. Die Kinder-
frau konnte, als das Haus schon in Flammen stand, die Kinder
durch eine Hintertür retten. — v. Hennings und der zweite
Dragoner machten nun einen verzweifelten Ausfall und wurden
sofort beide niedergemacht. Der verwundete Dragoner kam
im brennenden Hause um.
25. Nov. Bad Baldoyn (Kurl.). Die Forstei wird von ca.
80 Bewaffneten überfallen, die den Oberförster entwaffnen und
das Haus nach Waffen durchsuchen.
25. Nov. Rukulin (Miol.). Eine bewaffnete Bande von 26
meist fremden Leuten überfällt spät abends zuerst eine kleine
Landbude, raubt einen Teil der Ez- und Rauchwaren und
wirft alles übrige hinaus in den Schmutz. Dann wird die
Verwalterwohnung umzingelt, Waffen geraubt und endlich auch
das Gutshaus nach solchen durchsucht. Gefunden wird ein
dem Diener gehöriger Revolver.
25. Nov. Tabifer (Miol.). Ein Haufe von über 200 Leuten,
darunter ca. 40 Bewaffnete, schließt gewaltsam die Monopol-
bude und legt das Gemeindesiegel an die Thür. Auch im Krüge
wird der Verkauf von Bier und Wein dem Krüger verboten,
ebenso wie dem Krüger des Sabjerschen Kruges Charlottenhof.
25. Nov. Lysohn (Livl.). Nachdem schon einige Tage zuvor
(19. Nov.) ein großer Haufe Bewaffneter nach Demolierung
der Türen in die Forstei eingedrungen war und nach Waffen
gesucht hatte, wird am 25. Nov. das Gutshaus überfallen,
vieles demoliert, einige Waffen und andere Gegenstände ge-
raubt, worauf im gewaltsam erbrochenen Spirituskeller 700
Wedro Spiritus durch Auslaufenlassen vernichtet werden.

25. November. Jrm lau (Kurl.). Ermordung Dr. Adolf Katterfelds. Doktor Katterfeld, der erst vor kurzem vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt war, saß am 25. Nov. gerade mit seiner Gemahlin und einigen hierher geflüchteten Nachbarn an der Mittagstafel, als ein Haufe bewaffneter Bauern ins Haus drang, die lärmend sofort die Auslieferung aller Waffen forderten. Da aber Dr. Katterfeld schon einige Tage vorher sämtliche Waffen fortgeschafft hatte, so nahm die Bande eine rücksichtslose, aber erfolglose Hausdurchsuchung vor und verließ darnach sehr verstimmt die Wohnung. Die Gesellschaft im Doktorat setzte sich wieder zur unterbrochenen Mahlzeit nieder, in der Meinung, daß damit ebenso wie an anderen Orten der Ueberfall beendet und alle Gefahr überstanden sei. Eine Dame aus der Nachbarschaft ging unterdessen auf die Veranda hinaus, um ihrem Hunde zu pfeifen. Im selben Augenblick erhob sich auf dem Hof ein wüstes Gebrüll. Dr. Katterfeld trat hinaus und wurde von einem Kugelregen empfangen, jedoch nicht getroffen. Nachdem er in die Stube zurückgetreten war, wurde das Haus so heftig beschossen, daß Kugeln durch alle Zimmer flogen. Erkennend, daß es jetzt zu Ende gehe, nahm Doktor Katterfeld von seiner Gattin Abschied. Gleich darauf drangen freche Kerle wieder in die Stube und stellten den Hausherrn dafür zur Rede, daß er geschossen habe. Als er dieses entschieden in Abrede stellte, da er ja, wie die Hausdurchsuchung soeben klar erwiesen habe, nicht eine einzige Schußwaffe bei sich habe, wurde ihm erklärt, er stehe der Sozialdemokratie im Wege und er sei mit daran schuld, daß sie in dieser Gegend nicht raschere und größere Fortschritte gemacht habe; dafür müsse er jetzt büßen. Diesen Worten folgte die Tat auf dem Fuße: über den Kopf der an ihrem Gatten gelehnten Doktorin hinweg, so daß ihr Haar vom Schuß versengt wurde, feuerte einer der Mörder aus seinem Revolver den Schuß durch den Hals und die Schulter des Hausherrn. Der Tod erfolgte augenblicklich, so daß er niederstürzend seine Gattin mit zu Boden riß.

25.—29. November. Riga. Zweiter Generalstreik.

Am Vorabend des Streiks, am 24. Nov., war eine Versammlung der Eisenbahnbeamten und Arbeiter in die Werkstätten der Station einberufen worden. Der riesige Saal war überfüllt. Um 6¹/₂ Uhr nachmittags wurde die Versammlung von dem revolutionären Agitator „Maxim“ eröffnet, jenem „Maxim“, dessen Name in aller Munde war und von dem man doch bis heute nicht sicher weiß, wer er gewesen; jedenfalls war er ein sehr beredter Jude; nach einigen soll er eigentlich Moischke Sokolowski geheßen haben. Die Versamm-

lung war nicht gestattet worden, was der Chef der Eisenbahn-Gendarmerie Rittmeister Tschember auch mitgeteilt hatte. Allein die Versammlung beschloß, nicht auseinanderzugehen, erregt namentlich unter dem Eindruck des Gerüchts, daß der Kriegszustand eingeführt sei. — „Da ertönte“, — so schildert ein lebhafter Bericht der „Rišk. Wedom.“ die nun folgende Szene, — „von einem der Ausgänge eine Stimme, die zum Auseinandergehen aufforderte. Der Vorsitzende beruhigt die Menge und fragt, wer ums Wort bittet. Es erweist sich, daß der Gendarmen-Rittmeister ums Wort bittet. „Genossen, der Herr Rittmeister hat das Wort. Bitte, sich auf die Tribüne zu bemühen, von dort ist nichts zu hören.“ Es ertönen Rufe „nichts zu hören“, „in die Mitte“. Der Rittmeister weigert sich auf die Tribüne zu treten und erklärt laut: „Ich spreche so, daß es alle hören können — gehen Sie auseinander, meine Herren, sonst werde ich genötigt sein.“ Des Lärmes wegen war es unmöglich, die letzten Worte des Rittmeisters zu verstehen. Es entstand eine Panik, die Damen und auch viele Männer — zu ihrer Schande sei's gesagt — stürzten an die Ausgänge. Unglücklicherweise war die Pforte geschlossen, man drängte sich durch die kleinen Türen, es entstand ein fürchterliches Gedränge, viele strauchelten an den Türschwellen und fielen zu Boden. Trotz des Geschreis und Lärms gewann Maxim wieder Gewalt über die Menge und beruhigte die Versammlung. Maxim wendet sich an den Rittmeister mit der Bitte, sich nicht zu vergessen, und erinnert ihn daran, daß er sich nicht mehr unter dem Regime der alten Wirtschaft befinde, worauf der Rittmeister aufbrausend ausrief: „Ich werde diesem Subjekt zeigen!“ und sich an den Offizier einer hinter ihm stehenden Kompanie des Vermischen Regiments mit dem Rufe wandte: „Schießt!“ Aber der Offizier erwiderte in scharfer Weise dem Rittmeister, daß er ohne dreimalige Warnung durch die Signalthörner das Kommando zum Schießen nicht geben werde.“

Nachdem sodann zwei Signale gegeben waren, stob die Versammlung auseinander, jedoch konnte sie noch rasch den Beschluß fassen, in den Ausstand zu treten. Man rief: „Laßt uns streifen, wir weichen der bewaffneten Gewalt und gehen auseinander!“ — Aus einigen auf dem Bahnhof zur Abfahrt bereitstehenden Lokomotiven wurde sofort der Dampf ausgelassen und später erloschen auch die Lichter. Am andern Morgen wurde die Station mit Militär besetzt. Somit hatten sich auch die Eisenbahner dem Streik der Post- und Telegraphenbeamten angeschlossen. — Die lettische — bisher mehr oder weniger kachiert — sozialdemokratische „Deenas Tapa“ ver-

öffentliche abends einen Artikel, der mit den offenen Worten schloß: „Es lebe die Revolution!“

Am 25. November morgens wurde der Generalstreik durch Maueranschläge bekannt gemacht. Auf allen Fabriken wurde nun die Einstellung der Arbeit beschlossen und sofort durchgeführt. Auch die Tramways und die städtischen und Augsburger Dampfer stellten ihre Fahrten ein. Die Fuhrleute wurden zum Streik gezwungen und sämtliche Lastfuhrleute feierten. Alle Magazine und Läden, Gasthäuser, Restaurationen und Bier- und Branntweinbuden, mit Ausnahme der Kolonialbranche, wurden geschlossen — Handel und Wandel stockte. — Die Theater waren geschlossen, auch die Zeitungen mußten, da die Säger sich dem Generalstreik nicht entziehen konnten, ihr Erscheinen einstellen. Ein starkes Militäraufgebot war überall auf den Straßen verteilt, Kosakenpatrouillen ritten umher; auch Verbandswagen des „Roten Kreuzes“ waren aufgefahen. Bereits um 9 Uhr abends herrschte auf den Straßen vollständige Stille.

Die Ritterschaft wendet sich an den Kaiser und den Ministerpräsidenten Witte, die Stadtverwaltung von Riga an Witte mit dem Gesuch um Aufhebung des Kriegszustandes, der eine große Erregung unter der Bevölkerung hervorgerufen habe.

Die nächsten Streiktage zeigten dasselbe Bild. Ueberall lautlose Stille; man wußte nicht, was die nächsten Stunden bringen würden. Das beklommene Gefühl wuchs, als die Nachricht verbreitet wurde, daß starke Versammlungen in den Vorstädten beobachtet worden seien. Die Situation spitzte sich zu, als an verschiedenen Stellen Kanonen aufgeführt wurden. Doch auch diese Tage und Nächte verließen, ohne daß es zu Massenausbreitungen gekommen wäre.

Jeden Augenblick erwartete man den Beginn von Straßenkämpfen. Man wußte, daß die organisierten Arbeiter bewaffnet waren, daß sie sogar fertige Säcke hatten, die sie nach Aufreißung des Pflasters mit Sand füllen sollten zum Bau von Barrikaden, daß sie Verbandplätze und Aerzte und Hülspersonal zur Hülfeleistung bestimmt hatten.

Am 27. Nov. nachmittags telegraphierte der Gouverneur Sweginzew dem Minister des Innern: „Alle Besatzungen der Flußschiffe haben begonnen zu streiken; es ist keine Verbindung mehr mit den ankommenden Schiffen. Ein Kreuzer muß geschickt werden und zwei Torpedoboote. Das Land hat sich erhoben; heute ist der Verkehr auf der Baltischen Bahn unterbrochen worden. Militär kann zu Schiff geschickt werden. Eilig muß Militär geschickt werden. Ihre Kuriere sind in Walf

aufgehalten worden.“ — Diese Depesche wurde zweifellos durch eine Indiskretion im „Syn Otetschestwa“ veröffentlicht und dann in Riga von der revolutionären „Deenas Lapa“ abgedruckt unter der höhnischen Ueberschrift: „Der Gouverneur Sweginzew weiß nicht, was er machen soll.“

Außerhalb und innerhalb der Stadt, im „Ulej“, im Gewerbeverein, auch im deutschen Stadttheater (27. Nov.) wurden Meetings abgehalten, auf denen wiederum der geheimnisvolle „Marim“ vielfach als Redner auftrat. Es wurde namentlich über die städtische Selbstverwaltung verhandelt, wobei ausgeführt wurde: Der jetzigen bourgeoisen Stadtverwaltung seien die Bedürfnisse der armen Klassen vollständig unbekannt, für die sie nichts getan habe. Sie müsse daher gestürzt werden. Das solle jedoch nicht auf gewalttätige Weise geschehen, sondern auf friedlichem Wege, so wie auf dem Lande die Gemeindeverwaltungen durch die Exekutivkomitees gestürzt würden. Die Stadt müsse in Wahlbezirke eingeteilt und dann unter Anwendung des viergliedrigen Wahlrechts neue Stadtverordnete gewählt werden; dann werde die alte Ordnung von selbst stürzen. Auf solcher Basis werde es den Bewohnern ein leichtes sein, gegen die Regierung zu kämpfen, da die neue Stadtverordnetenversammlung die Aufgaben der revolutionären Zeit realisieren werde, nämlich die Organisation einer städtischen Miliz, Boykott der Administration, Bewaffnung des revolutionären Proletariats, Unterstützung der Arbeiter während der politischen Streike usw. Das sozialdemokratische Föderativkomitee werde der neuen Stadtverwaltung mit allen Mitteln hilfreich zur Seite stehen. —

Am 28. November wogten in der inneren Stadt große Menschenmassen hin und her. Auf den Meetings Tags zuvor war nämlich die Bevölkerung aufgefordert worden, ihre Einlagen aus den Kron- und städtischen Banken und Sparkassen herauszunehmen. Dieser Aufforderung wurde denn auch Folge geleistet und in Strömen zogen die Leute namentlich zu der in der Ralkstraße belegenen städtischen Sparkasse, auf die nun förmlich Sturm gelaufen wurde. — Um 3 Uhr nachmittags dringt ein Haufe halbwüchsiger Jungen in das Gebäude des Friedensrichter-Plenums ein und fordert die Angestellten in den Kanzleien auf, ihre Solidarität mit dem streikenden Proletariat durch Arbeitseinstellung zu beweisen. Die eingeschüchterten Beamten verließen daraufhin die Arbeitsräume. —

Am selben 28. Nov. hält auch das aufgehegte Dienstpersonal des Stadtkrankenhauses ein Meeting ab, auf dem beschlossen wird, daß verschiedene Oberinnen sich bis zum 10. Dezember zu entfernen hätten. — Vormittags wurde ein

Bahnzug abgefertigt, der jedoch 3 Werst von der Station durch einen großen Stein auf den Schienen angehalten wird. In der Nähe versammelte Arbeiter fangen darauf an die Soldaten, die als Schutzwache mitführen und den Stein beseitigen wollten, mit Revolvergeschüssen zu überschütten. Die Soldaten schossen ihrerseits. Ein Arbeiter wird getötet, drei verwundet, worauf die übrigen auseinanderliefen. — Um die Mittagszeit wird der Direktor der Glowerschen Fabrik D. Kindermann auf der Petersburger Chaussee durch Arbeiter überfallen; durch einen Hieb über den Kopf wird er besinnungslos in den Graben geschleudert, während sein Kutscher durch einige Schüsse tödlich verwundet wird, so daß er abends verschied. —

Die Besorgnis auch für Leben und Eigentum der in Riga lebenden Ausländer veranlaßt Schweden in Begleitung des Torpedojägers „Dernen“ ein Transportschiff nach Riga zu senden, mit dem eine Anzahl schwedischer Untertanen in Sicherheit gebracht werden. Auch die deutsche Regierung schickte mehrere große Transportschiffe, auf denen viele Reichsdeutsche Riga verließen. Diese Schiffe nahmen mit Erlaubnis des deutschen Konsuls Dr. Ohnessen auch eine Anzahl baltischer Flüchtlinge mit. —

Da inzwischen die erwartete Unterstützung durch die russische Arbeiter-Zentralleitung ausblieb und die Geldmittel der Arbeiterschaft auf die Reize gingen, so gewann der Wunsch der arbeitswilligen Elemente, den Streik zu enden, an Boden. Dem trug auch das Förderativkomitee Rechnung, welches auf Meetings am 28. November für Aufhebung des Streiks reden ließ und seinerseits folgende drei Beschlüsse bekannt machte: 1) Da der Generalstreik im allgemeinen die ökonomische Lage des Arbeiters stark schädigt, werden die Arbeiten aufgenommen. Jeder Arbeiter soll aber bereit sein, auf den ersten Ruf den Kampf wieder zu beginnen. Im Falle der offiziellen Proklamierung des Kriegszustandes beginnt der Generalstreik von neuem. 2) Die Eisenbahner streifen fort, namentlich damit kein Militär hergebracht werden kann. 3) Um den Streik der Eisenbahner aufrechtzuerhalten, müssen diese durch die übrigen Arbeiter pekuniär unterstützt werden. — Am 29. November wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Der Eisenbahnstreik dagegen dauerte noch einige Tage an.

25.—30. Nov. Mitau. Ein Generalstreik bricht aus und legt das gesamte öffentliche Leben mehrere Tage lang lahm. Alle Fabriken stehen, die Schulen und Magazine, mit Ausnahme der Lebensmittelbuden und Apotheken, sind geschlossen, die Fuhrleute fahren nicht, auch der Schiffsverkehr nach Riga stockt. Auf den Straßen herrscht ungehindert der revolutionäre Pöbel.

Große Massenmeetings werden veranstaltet, auf denen Polizei und Nachtwächter förmlich abgesetzt werden, die dann auch so gut wie garnicht mehr funktionieren; Waffen werden verteilt und ganz offen zur Anschaffung solcher Geld in den Geschäften gesammelt. Dem strengen Verbot des Generalgouverneurs zum Trotz ziehen große Haufen singend durch die Straßen, wo offen Brandreden an das Volk gehalten werden. Der Maschinist der Lantowskischen Fabrik Osoling, der sich weigert ohne Befehl seines Chefs das Zeichen zum Schluß der Fabrik zu geben, wird auf offener Straße angehalten, in einen Hof geschleppt und hier förmlich hingerichtet.

Man befürchtet jeden Augenblick einen Sturm auf das Schloß und Gefängnis, und die Lage der Stadt gestaltet sich noch bedrohlicher dadurch, daß von allen Seiten vom Lande große Massen bewaffneter Bauern sich nach Mitau zusammenziehen, um hier die Herrschaft der Revolutionäre mit Gewalt durchzusetzen. Auch bei diesen Massen hatte wiederum das Gespenst der „schwarzen Sotnja“, das von den Führern der Bewegung absichtlich ausgesprengte Gerücht, dieses „schwarze Hundert“ werde von Mitau her über die Bauern herfallen und sie abschlachten, den Kindern Nasen und Ohren abschneiden usw., ungeheuer erregend gewirkt und vielfach eine förmliche Panik hervorgerufen.

Aus der Umgegend wurde nun herangezogen, was an Militär irgend erreichbar und verfügbar war, so daß am 28. Nov. hier 2 Infanterieregimenter, 100 Kosaken und 400 Dragoner standen (aus Riga wurden noch 2 Schwadronen Dragoner und 4 Kanonen zu Hilfe gesandt). Am 28. sammeln sich große Massen Aufständischer auf den Straßen, besonders auf dem Marktplatz; es gilt einen Angriff auf das Schloß zu unternehmen. Hier kommt es nun zu einem blutigen Zusammenstoß mit dem Militär. Als die Masse auf wiederholte Aufforderungen nicht auseinandergeht, erfolgt der Befehl zum Feuern: 16 Tote bleiben auf dem Platz und viele werden verwundet. Die erbitterten Soldaten stürzen sich dann mit blanker Waffe auf die Menge und jagen sie auseinander. Dies energische Eingreifen, sowie das Eintreffen der Truppenverstärkung aus Riga veranlaßt dann die sich zur Stadt, namentlich von Elley und von Lievenbersen her, konzentrierenden bewaffneten Banden, ihr Vorhaben aufzugeben. — Das flache Land war allerdings durch den Abzug der Truppen den Revolutionären vielfach völlig preisgegeben; am 28. überfallen sie Grünhof und Hofzumberge (vgl. z. B. weiter unten: 28. Nov. Grünhof). Zahlreiche Flüchtlinge treffen von allen Seiten in Mitau ein.

Am 30. November wird dann der Generalstreik in Mitau wieder eingestellt und das geschäftliche Leben wieder aufgenommen. Aber noch am 1. Dezember war die Polizei auf den Straßen nicht zu sehen; Militärpatrouillen halten die Ordnung aufrecht.

26. Nov. **Gildenhof** (bei Riga). Abends wird das Stadtgut Gildenhof (in der Nähe von Olai) von Bewaffneten überfallen; die Tür wird gesprengt, der Hausfrau der Revolver auf die Brust gesetzt und die vorgefundenen Waffen geraubt. — In derselben Nacht werden auch auf dem unweit gelegenen Stadtgut **Gränhof** — wohl von derselben Bande — die Waffen geraubt.
26. Nov. **Kremon**. Die Flucht des Pastors **Skriznowitsch** ist von ihm selbst in der Tagespresse geschildert worden. Die Chronik entnimmt daraus folgendes: Als nach dem 17. Oktober, wie überall, auch in Kremon die Meetings begannen, verweigerte der Pächter der Pastoratsländereien plötzlich sämtliche kontraktmäßigen Leistungen, so daß die materielle Existenz des Pastors untergraben war und er sich anschicken mußte seinen Hausstand aufzulösen und das Kirchspiel zu verlassen. Dazu kam, daß er auf einem Meeting (in Pabbasch) für abgesetzt erklärt und ihm am 24. November dies Volksurteil überbracht wurde. „Am 26. Nov. — so schildert nun Pastor Skr. selbst des Weiteren — wurden wir am frühen Morgen geweckt. Aus Engelhardtshof war die Nachricht gekommen, ein Dampfer aus Riga würde die Familie von der Jägelbrücke aus sicher nach Riga führen, es müsse sofort aufgebrochen werden. Bald darauf verließen meine Frau und Kinder in Begleitung einiger Hausgenossen das Pastorat. Ich blieb allein mit unseren Dienstboten zurück, in der Vorbereitung auf den ersten Advent, an welchem Tage hier zum ersten Mal eine Anzahl Griechen in die lutherische Kirche aufgenommen werden sollte. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr abends wurde heftig gegen die Haustür geklopft. Die Kutscherfrau meldete den Brand der Pastoratsriege, in der der Pächter seine Dreischmaschine, Korn u. a. stehen hatte. Das Feuer war angelegt worden. Gern wäre ich zu der etwa 200 Schritt entfernten Brandstätte hingegangen, um meinem Pächter einige freundliche Worte zu sagen, wagte es aber nicht in Anbetracht der in letzter Zeit gegen mich gezeigten feindseligen Gefinnung. Auch müssen meine von der Brandstätte zurückkommenden Dienstboten bereits Böses geahnt haben, denn als ich doch schließlich die Absicht äußerte hinzugehen, baten sie mich dringend, das ja nicht zu tun, beim Feuer seien Leute mit Flinten erschienen und wer weiß, was da geschehen könne. Bei diesen Worten tauchte in meiner Seele der unheimliche

Gedanke auf: in den Augen des Pächters bist du schließlich noch an diesem Brande schuld. Ich persönlich war der Meinung, daß irgend jemand mich an dem Pächter durch dieses Verbrechen habe rächen wollen. Erschüttert und betrübt ging ich um $1\frac{1}{2}$ Uhr, als für das Pastorat sonst keine Gefahr mehr vorlag, in mein Schreibzimmer zurück und setzte mich schweren Herzens an meine Arbeit. Da plötzlich um 1 Uhr abermals ein heftiges Pochen gegen die Tür. Erschreckt eile ich hin und frage, wer da sei. Die Antwort lautete: „Der Kaufmann aus der Bude.“ Ich frage nach seinem Begehr in der Nacht. Er antwortete, er hätte dringend mit mir zu reden. Ich weise darauf hin, daß es so spät sei, ich bereits gestört worden und noch zu arbeiten hätte, ich bäte ihn morgen früh zu kommen. Darauf ruft mir die Stimme eines meiner nächsten Nachbarn unter den Bauernwirten, der unverkennbar bereits berauscht war, in drohendem Tone zu, schnell zu öffnen, da sie mit mir zu tun hätten. Dabei erinnerte ich mich an ein Gespräch, das ich am Morgen mit ihm über die „melna sotna“ („schwarze Sotnja“) gehabt hatte. In diesem Gespräch hatte er auf das Gerücht hingewiesen, daß diese „melna sotna“ mit ihren Untaten im Dienste der Herrschaften stände, worauf ich ihm das Unsinnige dieses mit teuflischer Bösheit erfundenen Geredes vorgehalten hatte. Seiner Anspielung auf dieses unser Gespräch fügte er im selben drohenden Tone hinzu: „Heute Abend haben wir nun gesehen, was Sie uns angelan haben.“ Mich überlief es eiskalt, als ich diesen Verdacht aussprechen hörte. Ich wußte nun, weshalb man so spät in der Nacht noch zu mir wollte. Auf meinen erschreckten Ruf, doch zu bedenken, was er damit von mir ausgesagt habe, wurde mir eine weitere grobe Antwort zuteil, und man versuchte von außen den Schieber vor einer größeren, in der Tür befindlichen Oeffnung zur Seite zu schieben, um die Tür zu öffnen. Glücklicherweise hatte ich diesen Schieber vor einigen Wochen vernagelt. Auf erneutes Klopfen und Rumoren bat ich die Leute noch etwas zu warten, da ich sie so nicht empfangen könne, ich müsse mich erst ankleiden gehen. Darauf rief man mir zu, sie brauchten meine Kleider garnicht, sie würden auch so mit mir fertig werden. Nun sah ich nochmals nach den Niegeln, ob sie fest waren, ging ins Haus zurück, wo meine beiden treuen Dienstmädchen, die Zeugen dieser nächtlichen Zwiesprache gewesen, weinten und wehklagten. Darauf ergriff ich eine Handtasche mit Papieren, zog einen leichten, zur Flucht bequemen Mantel an, löschte die Lampe aus und meine Seele Gott befehlend und das Gelingen der Flucht ihm anheimstellend, versuchte ich im Dunkeln die für den Winter ver-

schlossene und verstopfte Verandatür zu finden und zu öffnen. Ich fand die Tür, aber der Schlüssel war nicht darin. Doch im Sommer hatte er stets an einem bestimmten Nagel gehangen. Ich tastete umher und fand den Nagel und den Schlüssel — Gott sei gelobt — es war der rechte. Ich konnte nun in den mondbeschienenen Garten hinaus, und während das Klopfen und Rufen sich erneuerte, eilte ich waldwärts, längere Zeit noch im Gesichtsfelde der beiden Leute, die mich jedoch offenbar nicht bemerkt haben. Beim Eindringen ins Haus, was bei den nicht sonderlich festen Türen nicht schwer zu bewerkstelligen gewesen wäre, mußte meine Flucht durch die offengelassene Tür sofort bemerkt werden und auch die Richtung derselben nach Engelhardtshof zu. Die Richtung dorthin einhaltend, vermied ich jeden Weg, eilte über Felder und durch Gräben, über Wiesen und Morast, und gewann so — jedes unterwegs liegende Gefinde vermeidend, um nicht durch das Anschlagen der Hunde verraten zu werden — die Landstraße nach Engelhardtshof. Um sie zu vermeiden — denn folgte man mir fahrend, so mußte ich hier den Verfolgern in die Hände fallen —, eilte ich durch den Wald, verlor aber etwas die Richtung und kam um ca. 2 Uhr morgens statt in Engelhardtshof im Doktorat an, wo ich zu Tode erschöpft fast zusammenbrach. Nachdem ich etwas gestärkt und mit warmen Kleidungsstücken versehen worden war, ging die Flucht per Wagen weiter durch die Nacht unter Vermeidung der Chausseen und ihrer Krüge nach Hinzenberg, wo Militär stand. Um 5 Uhr morgens war ich im gastfreundlichen Hause des Braumeisters Leibuscher wohlaufgehoben im Kreise verschiedener aus der Nachbarschaft hierher bereits geflüchteter Personen. Um 9 Uhr traf auch unser Doktor mit Familie in Hinzenberg ein, was mich tief erschütterte; er hatte gleichfalls fliehen müssen, weil er um des mir erwiesenen Viesesdienstes willen nicht mehr vor der Rache meiner Widersacher sicher war. — Am Sonntag sollten im Kremonschen Kirchspiel zwei Meetings abgehalten werden. Da der Gedanke nahe lag, man werde meine Flucht als Beweis der gegen mich ausgesprochenen Anklage ansehen und auf den Meetings zu neuer Aufreizung ausnützen, auch mich eventuell noch von der Eisenbahnstation Hinzenberg abschneiden oder dort zu fangen und zu richten suchen, so mußte ich mich in Verkleidung zur Bahnstation begeben, von wo ich glücklich am Sonntag Abend um 9 Uhr auf der Rangierstation und von dort zu Fuß in Riga bei den Meinigen eintraf.

In der Kremonschen Gemeinde hat sich sofort am Sonntag Morgen eine Reaktion gegen das gegen mich geplante Verbrechen gezeigt. Die beiden Uebeltäter sind selbst mit dem

Tode bedroht worden, die Waffen sind ihnen gewaltsam weggenommen worden und auch sonst liegen mir auf Grund guter Nachrichten wieder viele Anzeichen dafür vor, daß weite Kreise der Gemeinde mit den gottlosen Bestrebungen und Handlungen der neuesten Zeit nichts gemein haben wollen.“ —

25. Nov. bis 1. Dez. Die Ereignisse in Römershof, Lennwarden und Kolenhusen.

Die Gefangennahme einer Anzahl Deutscher durch die Revolutionäre, ihre Erlebnisse und Befreiung schildert anschaulich ein ausführlicher Bericht eines Mitbeteiligten, der Frau von Scheinvogel, der in der „Balt. Tagesz.“ 1906 Nr. 48—51 veröffentlicht wurde. Die Chronik ergänzt diesen (hie und da etwas gekürzten) Bericht teils in den Namen, teils in einigen Anmerkungen nach den Berichten andrer Augenzeugen. Die Aufzeichnung Frau v. Scheinvogels lautet:

An das Auftauchen kleinerer Räuberbanden, die Plünderung von Monopolbuden, Scheunen zc. hatten wir uns allgemein so gewöhnt, daß wir uns darüber nicht weiter aufregten. Einen viel ernsteren Charakter aber erhielten die Unruhen durch den Ausbruch des Post- und Telegraphenstreiks, der die lokalen Elemente auf dem Lande vollständig von allen Nachrichten aus der Stadt abschnitt, so daß man absolut nicht wußte, was vor sich ging und wie ernst sich mittlerweile die Lage gestaltet hatte. Aus dem Rigaschen Kreise hatten sich bis Mitte November schon fast alle Deutschen entfernt; die wenigen übrig gebliebenen suchten sich, so gut es ging, in Verteidigungszustand zu setzen.

Auf dem Gute Altenwoga, einem, wie es sich später erwies, der Hauptherde der Revolution, standen ca. 25 Dragoner. In der 2 Werst vom Hofe entfernten Forstlei wohnte der ehrenamtliche Kreischefgehilfe v. Peterjenn mit seiner Mutter und den Herren v. B., v. L. und M.

Als die authentische Nachricht eintraf, daß sich in einer Nacht mehrere hundert Bauern zu einer Probemobilisation beim Gesinde Ogerfeln, ca. 5 Werst vom Hofe, versammelt hatten und ein Ueberfall auf die Forstlei zu erwarten war, beschloßen die Herren das schwer zu verteidigende Gebäude aufzugeben und sich auf den Hof zurückzuziehen, wo man, vereint mit dem Militär, jeder Bande trogen zu können hoffte. — Am 18. November wurde in aller Eile der Umzug bewerkstelligt, wobei die damals gerade erstlich erkrankte Mutter des Herrn v. B. trotz schneidenden Nordoststurms in ihrem Bett von den Dragonern auf den Hof getragen werden mußte. An Sachen nahm man nur das notwendigste mit, da ein

öfteres Hin- und Herfahren bei der Stimmung des Volkes bereits unmöglich geworden war. Es folgten dann einige Tage scheinbarer Ruhe, und man fing schon an, wieder hoffnungsvoller in die Zukunft zu schauen. Da, um die Mittagsstunde des 21. November, erschien der Verwalter von Fistehlen, Herr L., in Altenwoga mit der erschütternden Nachricht von der Ermordung des Herrn v. Transehe jun.-Taurup, der, als seine ganze Familie floh, gewissenhaft auf seinem Plage verharrte. Wie Herr L. in der Eile flüchtig mittheilte, war Herr v. T. fast ausschließlich von seinen eigenen Leuten auf einer Fahrt nach Jürgensburg überfallen und ermordet worden.

Am nächsten Tage passierten, aus dem 20 Werst entfernten Neu-Bewershof kommend, der jüngere Bruder des Herrn v. Transehe mit seiner Gemahlin und einigen Herren des Selbstschutzes Altenwoga, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Herr v. Petersenn und v. L. schlossen sich ihnen mit einigen Dragonern zum Schutze an, und so begab sich der traurige Zug nach Taurup.

Herr v. P. sagte bei seiner Abfahrt, daß er wahrscheinlich noch an demselben Abend mit dem ihn eskortierenden Militär zurückkehren würde. Um 9 Uhr abends, bei vollständiger Dunkelheit, vernahm man plötzlich vom nahen Walde, den die Herren, aus Taurup kommend, passieren mußten, heftiges Schießen und Geschrei. Bald darauf erschien auch die Dragonereskorte aus Taurup und berichtete aufgeregt, daß sie heftig beschossen worden sei und das Feuer erwidert habe. Jedenfalls habe eine Bande dem Kreischefgehülfsen aufgelauert, der sich jedoch unvermutet entschlossen hatte, mit Herrn v. L. erst am folgenden Tage heimzukehren und so dem Ueberfall entgangen war. Donnerstag, d. 21. November, fuhren die Herren abermals nach Taurup, wo die Leiche des jungen Herrn v. T. in aller Eile eingefahrt und in einem Zimmer aufgebahrt wurde, worauf alle nach Altenwoga zurückkehrten.

Herr v. T.-Neu-Bewershof und seine Gattin, sowie die ihn begleitenden Herren entschlossen sich, in Altenwoga zu übernachten und erst am andern Morgen bei Tageslicht auf ihr Gut zurückzukehren. So saß man denn in recht gedrückter Stimmung, doch relativ ruhig den Abend beisammen; hofften doch alle, mit dem Militär, dessen Hülfe ja zugesichert worden war, auf ihren Posten ausharren zu können. Da wurde ein Bote aus Römershof mit einem Brief des dort stationierten Dragonerrittmeisters, Herrn v. Stern, an den Besitzer von Altenwoga, Hrn. v. Scheinvogel, hereingeführt. Der Rittmeister schrieb, daß der Kriegszustand von der Regierung proklamiert worden sei und er sein sämtliches Militär vom Lande, also auch

aus Altenwoga, zuerst nach Römershof und dann weiter nach Riga zu konzentrieren habe, und daß er, da der Aufbruch der Dragoner in wenigen Stunden stattfinden müsse, nur dringend raten könne, unverzüglich unter dem Schutze des Militärs nach Römershof zu ziehen. Zugleich brachte der Bote die Nachricht von der Ermordung des Römershoffschen Kreischefgehilfen von Hennings. Dieser hatte sich gegen eine hundertköpfige Bande, nachdem er zuvor seine kleinen Kinder durch eine Hintertür kaum bekleidet hinausgeschickt, die ganze Nacht in seinem Hause verteidigt und war gegen Morgen von den Bauern erschossen und erstochen worden, worauf die Leute sein Haus eingestürzt hatten. (Vgl. o.) Kaum war diese Hiobspost erfaßt worden, so erschien auf schaumbedecktem Pferde ein Dragoner, vom Kornet Palmraut aus dem 30 Werst entfernten Gute Sunzel gesandt, mit der Nachricht vom Tode des Kornets Kosljaninow in Raipen, der gleichfalls von den Bauern erschossen worden war. Zugleich brachte der Dragoner den Befehl an das Altenwogasche Militär, sich am nächsten Vormittag in Eßenhof, auf halbem Wege nach Römershof, mit den Sunzelschen und Raipenschen Dragonern zu vereinigen habe, um mit diesen zusammen in Römershof einzuziehen zu können. Nun galt es, selbst Hand anzulegen, und da man sich nicht auf die auf dem Hofe angestellten Leute verlassen konnte, vielmehr ein Verrat wahrscheinlich war, möglichst unbemerkt alles zu dem Aufbruch, der des Morgens um 6 Uhr stattfinden sollte, vorzubereiten. Die ganze Nacht hindurch wurden die notwendigsten Sachen und wichtigsten Dokumente verpackt und Wagen und Pferde zurechtgestellt. Einer der Herren übernahm es, nach dem ca. 15 Werst entfernten Pastorat Linden zu fahren und Pastor Stoll nebst Familie und die Herren vom Selbstschuß vom Aufbruch zu benachrichtigen und sie aufzufordern, sich anzuschließen, da nach dem Abzuge jeglichen Militärs aus der Gegend die Position unhaltbar werden müßte. Besagter Herr kehrte gegen Morgen zurück und erklärte, daß es noch unbestimmt sei, ob und wohin Pastor Stoll mit den Seinen aufbrechen würde. Nach dieser Nachricht war ein weiteres Warten nicht mehr nötig. Sinegen hatten sich Herr v. Transehe-Neu-Bewershof und Gattin entschlossen, mit ihren Herren an dem Zuge nach Römershof teilzunehmen.

Am 25. November 8 Uhr morgens — es war ein trüber, regnerischer Tag — brachen dann die Altenwogaschen auf. Sie gehörten in jener Gegend zu den letzten Deutschen, die das Land verließen. Den Zug bildete eine lange Wagenreihe und die Equipagen wurden teilweise von den Herren selbst gelenkt, da es, drei russische Jungen ausgenommen, vollständig an zuverlässigen Leuten mangelte. — Die kranke Mutter des

Herrn v. P., die in den Wagen gehoben werden mußte, und die kleine zweijährige Tochter des Hauses fuhren, von Herrn v. E. gefolgt, voran, dann folgten in langer Reihe die andern Equipagen, eskortiert von den Dragonern. Da das Militär nur 4—6 Werst pro Stunde zu reiten pflegt, kam man äußerst langsam vorwärts; und da Römershof über Essenhof ca. 57 Werst entfernt liegt, konnte man kaum hoffen, vor Einbruch der Dunkelheit ans Ziel zu gelangen. Bis zum ca. 12 Werst von Altenwoga entfernten Weißenseeschen Walde verlief alles ohne nennenswerte Störung. Kaum hatte jedoch der Zug die Mitte des Waldes erreicht, als man ein heftiges Schießen aus dem Gebüsch zu beiden Seiten des Weges vernahm und die lange Wagenreihe ins Stocken geriet. Da sprengten plötzlich einige Dragoner heran, in ihrer Mitte zwei Gefangene. Die Soldaten, die stets das Gebüsch vor dem Zuge durchsuchten, hatten die beiden Leute mit ihren Gewehren im Anschläge ertappt und gefangen genommen. Nun verlangten die durch die Ermordung ihres Offiziers in Kaipen schon aufs äußerste erbitterten Dragoner die durch den Kriegszustand gestattete sofortige standrechtliche Erschießung der beim Mordanschlage ertappten Verbrecher. Der Kreischefgehilfe v. P. hielt dieses jedoch für nicht korrekt, da ihm die Proklamierung des Kriegszustandes noch nicht offiziell mitgeteilt worden wäre. So wurde denn beschlossen, die Schuldigen bis Römershof mitzunehmen und dem Rittmeister E. v. Stern behufs Aburteilung zu übergeben, was auch nachher geschah. — Gegen 11 Uhr vormittags näherte sich die Karawane dem Hadelwerk Siffegal, als ihr ein Gefährt in wilder Karriere entgegengejagt kam. Es war der Dr. Löwenberg, ein jüdischer Arzt, der es übernommen hatte, die Flüchtlinge vor der Fahrt durch das Hadelwerk zu warnen. Das Volk, das eben die Proklamierung des Kriegszustandes erfahren hatte, strömte dort in hellen Haufen zusammen, um Meetings abzuhalten; bei einem Passieren des Ortes war ein Zusammenstoß unvermeidlich. Nun übernahm Herr v. Scheinvoegel als Ortskundiger die Führung und leitete den Zug auf Umwegen, durch Viehtriften zc. um Siffegal herum, so daß den Flüchtenden das Hadelwerk bereits im Rücken lag, als das Manöver von der Menge bemerkt wurde. Wohl sah man die Bauern wie einen Schwarm Bienen aufgeregt umherlaufen, doch konnten sie den Zug nicht mehr einholen. In ca. zwei Stunden war Essenhof, der Plaz, wo sich die drei Abteilungen verabredetermaßen treffen sollten, erreicht. Doch was für ein grauenhafter Anblick bot sich dort den Blicken der Flüchtenden! Vom Herrenhause standen nur noch einige rauchende Trümmer, der Hof war verödet und verwüstet. Die Sunzelschen und

Raipenschen Dragoner traf man nicht, und von dem sich äußerst feindselig gerierenden Hofspersonal war nicht einmal in Erfahrung zu bringen, ob sie nicht bereits Effenhof passiert und weiter gezogen wären, was möglich erschien, weil die Altenwogaschen verspätet eingetroffen waren. Ein weiteres Warten hier war unzulässig, da man jeden Augenblick gewärtig sein konnte, von Siffegalitern, die der Karawane auf dem Fuße folgten, erreicht zu werden, was bei der kleinen Militärfkraft durchaus vermieden werden mußte. So ging es also auf der Landstraße nach Römershof, ohne Rücksicht auf die ermatteten Pferde, weiter. Ca. 10 Werst von der Station Römershof wurde der Zug von den nachkommenden andern beiden Dragonerabteilungen unter Kornet Palmraut eingeholt. Nun kam man noch langsamer vorwärts, da das Raipensche Militär die Leiche seines Offiziers und zwei beim dortigen Ueberfall schwer verwundete Soldaten mit sich führte. Kurz vor Römershof trennte sich der Kreischefgehilfe vom Zuge und fuhr rasch zur Station voraus, um für die Flüchtlinge bei Zeiten Bilette nach Riga und ein warmes Frühstück zu bestellen. Gegen 4 Uhr, bei Anbruch der Dunkelheit, fuhr die Karawane an den noch rauchenden Trümmern des Henningsfchen Hauses vorüber der Station Römershof zu. Da kam ihnen Herr v. Petersenn, der seine Equipage auf der Station hatte stehen lassen müssen, mit dem Ruf entgegengelauten: „Fort zum Schloß, die Bahn geht nicht mehr, die Station ist von Revolutionären besetzt, wir werden eingeschlossen.“ Man riß die ermatteten Pferde herum und weiter ging es in die Nacht hinaus. — In einer Stunde wurde endlich das Römershoffche Herrenhaus erreicht, wo die Flüchtlinge die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch nehmen mußten. Vor allen Dingen war für die Pferde, deren Kräfte zu Ende gingen, die man aber jetzt zum weiteren Fortkommen nach Riga notwendig brauchte, zu sorgen. Und das war nicht ganz leicht, da alles, was an Ställen und Scheunen vorhanden war, von den Dragonern und ihren Tieren besetzt wurde. Endlich, nach stundenlanger Arbeit, gelang es den Herren, eine Scheune für die Tiere einzurichten, so daß sie versorgt waren. Hier hieß es überhaupt „Hilf dir selbst“, da der Besitzer, Herr v. Sivers, in Riga weilte und seine Familie, bestehend aus seiner Gattin, 2 Töchtern und 1 Sohne, ohnehin überbürdet war. In der Nacht trafen weitere Gäste ein; es waren dies ein Beamter der Kreispolizei, Herr Maximowitsch, einige junge Herren¹ und drei Tscherkessen, die ge-

¹⁾ Nach den Aufzeichnungen eines andren Augenzeugen waren das die Herren: Reservefähnrich A. Schmidt, M. Richter, A. Baron Maydell und G. Liebkowsky.

kommen waren, um der Beerdigung des Herrn v. Hennings, mit dem M. befreundet gewesen war, beizuwohnen. Die Nacht verlief ruhig; die Herren, die sich auf Bitten des Rittmeisters am Patrouillendienst auf dem Hofe beteiligten, um so die Dragoner zu entlasten, beobachteten in der Dunkelheit das fortwährende Aufflammen größerer Brände am Horizont.

Sonnabend, den 26. Nov. vormittags, rückte das Militär zur Beerdigung des Herrn v. Hennings aus¹. Unterdessen ging einer der Herren, Baron Maydell, mit den Tschekessen zu der 7 Werst entfernten Bahnstation, um das am vorhergehenden Tage von Herrn v. P. zurückgelassene Pferd nebst Wagen, das sich in der Pferdedepot befinden sollte, abzuholen. Erst spät in der Nacht², als man sich schon sehr feinetwegen beunruhigte, kam er mit den Tschekessen zurück. Sie hatten die Equipage gefunden und waren mit ihr auch ein Stück Weges gefahren; dann aber hatten die Bauern sie bemerkt und so in die Enge getrieben, daß sie gezwungen worden waren, das Pferd, ein schönes Halbblut, auszuspannen und mit ihm auf Schleichwegen durch den Wald dem Hof zuzustreben. Bald hatten sie jedoch auch das Tier aufgeben müssen, da von den Bauern auf sie ein förmliches Kesseltreiben veranstaltet worden war. Nur mit großer Mühe war es ihnen gelungen, das Schloß zu erreichen, während das Pferd, das ihnen anfangs folgte, von den Revolutionären erschossen worden war.

In der Nacht vom 26. auf den 27. November, in der niemand ein Auge zutat, stieg die Spannung von Stunde zu Stunde; die Nachrichten, die der Rittmeister erhielt³, lauteten immer bedrohlicher; es wurde zur Gewißheit, daß es sich nicht mehr um Ueberfälle kleinerer Banden handelte, sondern daß Tausende von bewaffneten Bauern sich bei der Station zu

¹) Die Beerdigung v. Hennings und eines mit ihm ermordeten Dragoners fand, nach einem andren Bericht, unter dem Schutze von ca. 70 Dragonern auf dem Römershoffschen Kirchhof statt. Sie mußte sehr beschleunigt werden, da unterdessen ein Ueberfall auf das Schloß erwartet werden konnte und der Rückzug bedroht war. Dem Pastor war das Erscheinen auf dem Kirchhof vom Volke untersagt worden. Das Grab konnte nicht einmal vollständig zugeschaufelt werden, was für später dem Totengräber überlassen werden mußte. Während der Beerdigung wurden von patrouillierenden und wachstehenden Dragonern zwei Revolutionäre erschossen, die die Flinten auf sie angelegt hatten.

²) Nach dem zit. andren Bericht erst um 9 Uhr morgens.

³) Abends war in Römershof auch ein Jäger aus Absenau eingetroffen, der von einer großen Bande bei Ringmundshof aufgegriffen, entwaffnet und zum Mitgehen gezwungen worden war. Aus Gesprächen der Bauern hatte er entnommen, daß sie Römershof belagern und nach Ankunft ihres erwarteten Kommandanten stürmen wollten; sie meinten dann etwa 2000 Mann stark zu sein. Beim Römershoffschen Krüge, wo die Bande Halt machte, war es dem Jäger gelungen zu entweichen.

einem Sturm aufs Schloß versammelten. Sonntag früh fanden sich alle Herren zu einer Beratung zusammen. Vielfach wurde proponiert, es auf eine Belagerung des Schlosses ankommen zu lassen. Da erklärte Rittmeister v. Stern, daß er alles in allem pro Soldat nur noch ca. 20 Patronen¹ vorrätig habe, und seiner Meinung nach aus diesem Grunde ein ferneres Halten des Gutes unmöglich sei; er schlage deshalb vor, sich möglichst rasch zu einem Ausbruch nach Riga zu rüsten; außerdem erwarte er sowieso täglich den Befehl zum Abzuge. — Da der Kommandierende selbst die Situation für unhaltbar hielt, fand am Sonntag den 27. November der allgemeine Ausbruch aus Römershof statt. Man wählte die Straße zwischen der Düna und der Bahnlinie der Riga-Dreiser Eisenbahn. Dies war der einzig mögliche Weg, da nach Kurland hin der Uebergang über den Strom auf der kleinen Fähre ein äußerst langwieriger und gefährvoller gewesen wäre; bestand doch jetzt der Zug mit allem Militär und allen Frachtfuhren aus ca. 30 Wagen und 100—130 Reitern².

Kurz vor dem Ausbruch wurde die Leiche des erschossenen Offiziers vom Militär in aller Eile in einem Tannendickicht beerdigt, da der weitere Transport mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre.

Dann wurden die beiden Gefangenen aus dem Weißen-seeschen Walde, die bis dahin in einem Nebengebäude interniert waren, laut Kriegsgefeß erschossen. Es war dies auch ein Gebot der Selbsterhaltung, da die beiden Rebellen nach Abzug des Militärs von den Ihrigen befreit worden und als erbitterte Verfolger äußerst gefährlich gewesen wären. Herr Magimowitsch und ein Eiskerfesse übernahmen die Exekution. Der Eiskerfesse hatte jedoch den einen Gefangenen durch einen Streifschuß nur leicht verwundet, und so entging dieser, indem er sich tot stellte, dem Gericht. Später, als die Flucht der Deutschen ein so trauriges Ende nahm, tauchte der Mann wieder als einer der eifrigsten Heizer auf. — Den andern hatte Magimowitsch erschossen.

Die ersten 20 Werst legten wir ruhig und ohne Unterbrechung zurück; friedlich lag die Landschaft vor uns; auffallend war nur, daß uns gar keine Bauern begegneten; die Gegend schien wie ausgestorben. Nur beim Passieren des Gutes

¹) Nach dem zit. Bericht — 30 Patronen. Der Rittmeister hatte schon vor längerer Zeit nach Riga Nachricht geschickt, daß er wenig Munition habe, aber bisher weder eine Antwort noch Munition erhalten.

²) Im Zuge befanden sich (nach dem zit. Bericht): 10 Damen und Kinder, 21 wehrfähige Männer (darunter 3 Eiskerfessen und 3 Jäger) und einige Dienstboten; außerdem mit ihrem Rittmeister und 2 Kornets ca. 100 Dragoner, von denen ca. 10 ohne Waffen waren.

Jungfernhof sah man aus der Entfernung größere Mengen Volks in Gruppen bei einander stehen, die jedoch bei unserem Nahen spurlos verschwanden. Einige Drähte, die über den Weg gespannt waren und den Zug zum Stocken brachten, wurden rasch hinweggeräumt. Dann ging es ungehindert, immer zwischen Bahnlinie und Dünaufer, weiter. Eine auffällige Erscheinung waren zwei rasch aufeinander folgende Züge in der Richtung nach Ringmundshof, die nur von Revolutionären besetzt und geführt sein konnten, da durch den Streif alle regulären Bahnen stockten.

So wurde Lennewarden fast erreicht, als die Vorreiter meldeten, daß sie (beim Abhol-Krüge) eine große Zahl bewaffneten Volkes bemerkt hätten, das die Flüchtlinge offenbar erwarte. Während sie noch ihren Rapport abstatteten, frachten auch schon die ersten Schüsse. Sofort ließ Rittmeister v. Stern einen Teil der Dragoner absteigen und in langer Schützenlinie vorangehen, während die andere Partie die Ordre hatte, auf dem Bahndamm das Gut zu umgehen und die Revolutionäre im Rücken anzugreifen. Als die Equipagen, die langsam folgten, bis an 500 Schritt an Lennewarden herangekommen waren, bot sich dem Beschauer folgender Anblick: Rechts der Bahndamm, vorn der massive, lange Krug, durch Schießscharten und Schutzvorrichtungen zu einer Festung umgewandelt, und der Gutshof, — links die Düna, von deren steilen Abhängen gleichfalls geschossen wurde, und hinter den Flüchtenden hart am Wege der Kirchhof, der nach Passieren der Karawane sofort von den Bauern besetzt wurde. So hatten die Letzten mit strategischem Geschick den Ort gewählt, um dem Zuge einen Hinterhalt zu stellen. Mittlerweile war die Schützenlinie unter scharfem Feuer der Bauern bis zum verbarribadierten Krüge vorgebrungen; sie konnte jedoch nicht daran denken, den Eingang zu erzwingen, da die Türen und Fenster stark verammelt waren und geeignete Werkzeuge zum Aufbrechen oder Sprengstoffe nicht zur Hand waren. So mußten die Soldaten zurück. Zu gleicher Zeit waren die auf dem Bahndamm zu Pferde vorgehenden Dragoner genötigt zu weichen und sich mit den Kameraden zu vereinigen, da sie von der Station Ringmundshof hinter Lennewarden ebenfalls beschossen wurden und ein Zug Bewaffneter die Station verließ, um sie über den Haufen zu fahren. Ein Abweichen vom Wege war des überaus sumpfigen Terrains wegen für Kavallerie und Equipagen unmöglich. Unter diesen Umständen blieb dem kommandierenden Offizier tatsächlich nichts anderes übrig, als alle seine Dragoner zu sammeln und mit ihnen durch den sie umkreisenden Ring der Rebellen durchzubrechen, was selbstverständlich

für die schweren Equipagen nicht möglich war, und so mußten diese ihrem Schicksal überlassen werden. In voller Karriere sprengte das Militär die Landstraße dahin, an dem förmlich feuerspeienden, in Rauch gehüllten Krüge vorüber. Dann verschwanden die Reiter den Blicken der Zurückbleibenden. Nun wandte sich die Wut der Bauern gegen die Insassen der Equipagen; ein Kugelregen überschüttete die frei und ratlos auf der Landstraße Haltenden. Es war ein Glück, daß die Leute mit ihren modernen Gewehren (Mauser, Winchester etc.) nicht umzugehen verstanden; so verfehlten die Geschosse ihr Ziel. Um einigermaßen Deckung zu suchen, wurde hinter einer leicht gebauten Strohscheune Halt gemacht. Die Frauen und Kinder begaben sich ins Innere, möglichst nahe am massiven Fundament vor dem Kugelregen Schutz suchend, die verwundeten Soldaten, die ihrem Rittmeister nicht hatten folgen können¹, wurden auch in die Scheune gebracht; alle Herren verteilten sich dagegen in den Gräben in der Nähe der Scheune, um einem eventuellen Ueberfall zu begegnen. — Mittlerweile war es dunkel geworden. Durch das Pfeifen der Kugeln, die knatternd durch die Wände des Gebäudes schlugen, hörte man Kinderweinen und Gestöhn der Verwundeten. Bei alledem eine schneidende Kälte. Wohl keiner von uns gab sich der Illusion hin, noch lebend davon zu kommen, da ja vom Militär keine Hilfe zu erwarten war und die wenigen bewaffneten Herren sich gegen Tausende von Angreifern auf die Dauer nicht halten konnten. Allmählich verstummte das Schießen. Da erschien ein Mann, ein weißes Tuch schwenkend, und erklärte den ihm entgegenkommenden Herren, er sei ein von dem Volke abgesandter Parlamentär und fordere die Flüchtlinge auf, sich zu ergeben, da an ein Halten des leicht in Brand zu steckenden und kaum Schutz gewährenden Gebäudes, noch dazu ohne Proviant, nicht zu denken sei. Nach langem Parlamentieren, während dessen noch zwei andere Delegierte erschienen, mußte, in Anbetracht der aussichtslosen Lage, auf folgender Basis kapituliert werden:

1. Die Zivilpersonen liefern ihre Flinten aus, behalten jedoch die Revolver.

2. Die Dragoner behalten die volle Waffenausrüstung, müssen jedoch ihre Munition einem der Ährigen (dem Unteroffizier) in Aufbewahrung geben.

3. Dagegen garantieren die Bauern freie und unbehelligte Fahrt nach Riga.

¹) Es waren im Ganzen ca. 20 Dragoner beim Train zurückgeblieben, darunter die unbewaffneten (zit. Bericht).

Nach dieser Verabredung brachen alle zum Gut Lennwarden auf, wo die Herren ihre Flinten übergeben sollten und laut Verabredung ihnen einige Begleiter (6) als Geiseln bis Riga mitgegeben werden mußten, um sie sicher durch die revoltierenden Bauernhorden zu geleiten. So fuhr man, umgeben von Scharen schwer bewaffneter Letten, im Scheine des brennenden Schlosses Ringmundshof zum Gutshofe. Vor dem Krüge lag quer über die Landstraße die blutüberströmte Leiche eines Dragoners und neben ihm das Reitpferd des Rittmeisters v. Stern; er selbst sollte, wie die Bauern berichteten, mit den andern Dragonern bei Ringmundshof seinen Tod gefunden haben. Als das Schloß erreicht war, erfuhr man, daß der Besitzer, von Wulf, sich mit seiner Familie auf den Rat einiger Treugesinnten über die Düna ins Kurische geflüchtet habe. Auf dem Gute wurden die Gewehre übergeben — einer der schwersten Momente, den die Flüchtlinge durchzumachen hatten, überantwortete man sich doch so auf Treu und Glauben den Rebellen. Sehr wohlthuend berührte das Entgegenkommen des dortigen Dienstpersonals, das für die Kräftigung der völlig Ermatteten und Durchnägten sorgte. Die deprimierte Stimmung wurde dadurch etwas gehoben, daß man der festen Ueberzeugung war, am nächsten Tage sicher in Riga anlangen zu können. — Es sollte jedoch alles anders kommen, denn man hatte eben nicht mit der Treulosigkeit dieses Volkes gerechnet. Nach einigen Stunden tauchte eine Bande unter der Führung eines gewissen Brasowsky auf und erklärte, sie sei vom Kokenhufenschen revolutionären Komitee gesandt worden. Dieses, das über dem Lennwardenschen stehe, habe von der geschlossenen Abmachung gehört, erkläre sie für null und nichtig und bestehe darauf, daß auch die letzten Waffen ausgeliefert würden. Als nun auch dieses geschehen und man nun völlig wehrlos war, trat die Niedertracht erst recht klar zutage. Sie verlangten jetzt die Auslieferung des Kreischesgehilfen v. P. und des Herrn Maximowitsch, sowie der drei Ischerkessen. Da half kein Parlamentieren noch Vorhalten des Wortbruchs, mit immer wilderem Ungeflüm forderten sie die Herausgabe der Genannten. Da stellten sich die betreffenden Herren freiwillig, da sie einsahen, daß durch eine Weigerung — an Flucht war nicht zu denken — die Lage aller gefährdet würde. Mit der Versicherung, daß den Zurückbleibenden am nächsten Tage freies Geleit nach Riga gewährt werden würde, verließ die Brasowskysche Bande mit den Gefangenen um Mitternacht Lennwarden und zog nach Kokenhusen. (Auch Herr v. Fransehe begab sich mit nach Kokenhusen.)

Für die Zurückbleibenden brach eine grauenhafte Nacht an.

Es erschienen immer neue, meistens völlig betrunkene Horden, die ihre Wut an den „Herren“ ausließen. Eine Bande erbrach den Weinkeller, und nun stieg die Kurage ins Unermeßliche. Man erklärte alle Deutschen für Gefangene und schleppte die Möbel zusammen, um das Schloß leichter in Brand setzen zu können, den Flüchtlingen aber wurde unter Hohn und Schimpfreden bedeutet, daß sie in dieser Nacht mit dem Gebäude verbrennen müßten. Dazu kam noch, daß die Fischerkessen kurz vor ihrer Abführung, wohl um sich die Gunst des Volkes zu erobern, in feuriger Ansprache erklärt hatten, sie seien ebenso von den „Herren“ geknechtet, fühlten mit den Ausständischen, und wollten als Beweis ihrer Gesinnung auf kaufmännische Art vermittlest Petroleums lebende Fackeln aus den „Baronen“ herstellen. Dieses alles hatte das Volk bis zur Raserei erregt; zu einer Katastrophe kam es jedoch in dieser Nacht nicht, da sich doch einige vernünftigere Elemente einfanden, die die Leute vor dem äußersten zurückhielten. Am andern Morgen mußten sich alle Gefangenen auf den Platz vor das Schloß begeben. Es hieß, ein Teil des Volkes fordere ihre sofortige Erschießung. Dieser wurde jedoch von einem andern Volkshaufen überstimmt, der erklärte, daß alle nach Kopenhafen in die Volksfeste — so nannten sie das Schloß des Herrn von Löwenstern — geschafft werden müßten, um von dort aus behufs Aburteilung in ihre Gemeinden verteilt zu werden. Man gab den Gefangenen 5 Minuten Zeit; dann wurden alle, auch Frauen und Kinder, mit Ausnahme der kranken Frau v. B. und der kleinen Tochter v. Scheinvogels, die man hätte tragen müssen, paarweise zum Krüge getrieben, geleitet von einer starken Eskorte Bewaffneter. Hier wurden alle, etwa 18 an der Zahl, in einer kleinen Krugstube eingesperrt. Vorher waren alle Bänke und Tische sorgsam aus dem Raume entfernt worden; so mußten sich die Gefangenen auf dem Boden niederstrecken. — Vor das Fenster des Zimmers schlugen die Leute starke Eisenstangen und vor die Thür wurden Wächter postiert. In diesem Raum verbrachte man mehrere Stunden, während in der Krugstube nebenan Meetings abgehalten wurden. Durch das wüste Johlen der trunkenen Bande drangen nur wenig verständliche Worte, doch konnten die Gefangenen soviel verstehen, daß eine von Augenblick zu Augenblick wachsende Partei für die sofortige Hinrichtung aller plädierte. Einige, meist waren es Weiber, liefen zur Thür und suchten die Wächter zu überreden, daß sie öffneten und die Insassen der Volkswut preisgäben. Einer der Wächter erschien und berichtete, daß man beabsichtige, die Gefangenen auf einer Dräfsine nach Kopenhafen zu senden und unterwegs einfach abzuschießen; die Mörder

könnten dann verschwinden, und bei einer eventuellen Untersuchung wäre kein Anhaltspunkt gegeben.

In diesem Moment äußerster Gefahr tauchten wiederum einige Delegierte aus Kopenhafen auf, die per Bahn ausgeschickt waren, die Gefangenen sicher zum Komitee, das von der beabsichtigten Ermordung der Deutschen erfahren hatte, zu geleiten. Die Leute im erwähnten Komitee waren doch gebildeter und weitsichtiger als die rohe Masse, und mochten einsehen, daß ein Massenmord ihrer Sache nur schaden könne. So wurde man denn hinausgeführt; das Volk schien sichtlichen Respekt vor den Abgesandten zu haben und verhielt sich relativ ruhig. Die Abgesandten erklärten, daß den Frauen und Kindern gestattet sei, sich bis auf weiteres im Lennwardenschen Schlosse aufzuhalten, während alle Männer zur Aburteilung nach Kopenhafen geschafft werden müßten. Frau v. Sivers-Römershof begab sich daher mit ihrer Familie zum Gutshofe, während es Frau v. Scheinvogel-Altenwoga nach einigem Hin- und Herparlamentieren gelang, die Einwilligung zur Begleitung ihres Mannes zu erlangen. Dieser sollte eventuell der Altenwogaschen Gemeinde ausgeliefert werden, was bei der Stimmung in der durchseuchten Gegend gleichbedeutend mit einem sicheren und qualvollen Tode gewesen wäre. Nachdem alle in einen Viehwaggon verladen worden waren, setzte sich der Zug in Bewegung; er hielt jedoch bald wieder, und zur allgemeinen Freude wurde der schon tot geglaubte Rittmeister v. Stern hereingeführt. Er berichtete, daß er, als sein Tier unter ihm zusammenbrach, auf ein anderes freies Pferd gesprungen wäre, da er jedoch beim Sturz eine Gehirnerschütterung davongetragen, so könne er über das nun folgende nichts genaues angeben; er erinnere sich nur, in ein Moor eingebrochen zu sein, aus dem er sich mit Hilfe eines seiner Soldaten gerettet habe. Später, nach langem Umherirren, hatten ihn die Revolutionäre gefangen. Ueber den Verbleib seiner Mannschaft könne er nichts genaues angeben¹

¹) Nach dem zit. andren Bericht war Rittmeister v. Stern in dem Geschloßhagel selbst nur von einer Kugel getroffen worden, die aber an einem Uniformknopf abgeprallt war. Die vorwärtsjagenden Dragoner wurden bei dem Stationsgebäude von neuen Volksmassen erwartet. Um ihnen auszuweichen, ritten sie über den Schienenstrang, wobei sie wieder beschossen wurden und aus einem herbeifahrenden Zuge eine Bombe auf sie geworfen wurde. Von Bauern irregeleitet gerieten sie anfangs in einen Sumpf, in dem die Pferde oft bis an den Bauch einsanken. Nach einigen Stunden gelangten sie, wohl ohne es zu wissen, wieder in die Nähe des Kruges. Der Rittmeister konnte nicht mehr weiter reiten und begab sich zum russischen Priester, der in der Nähe des Kruges wohnte. Der Kornet (P a l m r a u t) führte die Dragoner dann weiter quer durchs Land nach Segewold. Der Rittmeister wurde dann von den Revolutionären entdeckt und nach Kopenhafen gebracht.

Als die Station Römershof erreicht war, verlangte das Volk die Besichtigung der Gefangenen, da es annahm, daß sich unter ihnen Herr v. Sivers-Römershof oder sein ältester Sohn, der z. Z. im Auslande weilte, befanden. Es war ein Glück, daß genannte Herren nicht anwesend waren, da die Bauern auf sie ganz besonders erbittert waren. So wurden wir denn gleich Raubtieren einzeln vor die Tür des Waggons geführt und im Laternenschein genau besichtigt. Endlich, als alle befriedigt waren, konnte weiter gefahren werden. In Kokenhusen erwartete eine tausendköpfige Menge den Zug. Die Gefangenen, die man mit dem Ruf „Msinjusunji“, d. h. „Bluthunde“, begrüßte, wurden in langer Reihe paarweise zum Schloß, das zwei Werst von der Station entfernt ist, geführt, begleitet von der meist mit guten neuen Gewehren bewaffneten Menge. Den Zug eröffnete ein lettischer Poltechniker Affar, in der einen Hand einen Revolver, in der andern einen gezückten Dolch. Im Sousterrain des Schlosses wurden die Gefangenen in verschiedenen vergitterten Räumen zu drei bis sechs Mann, je nach Größe des Zimmers, untergebracht. Herr v. P. und Herr Magimowitsch, die die erste Nacht im Gemeindehause hatten zubringen müssen, wurden gleichfalls hierher übergeführt. Doch durften sich die Gefangenen untereinander nicht besuchen, vor den Türen, die ständig verschlossen gehalten wurden, waren Tag und Nacht Wächter, das Gewehr im Arm, postiert. Hier erfuhr man auch, daß noch mehr Gefangene in den Räumen eingeschlossen waren, darunter Pastor Stoll aus Rinden mit seiner Familie und den Herren des Selbstschutzes, über deren Schicksal wir seit dem Tage des Aufbruchs aus Altenwoga völlig im Ungewissen geblieben waren. Nach langen Erörterungen gelang es Frau v. Scheinvogel durch Hinweis, daß sie sich ja gewissermaßen freiwillig in Gefangenschaft begeben, die Einwilligung zu einem Gespräch mit dem Pastor zu erlangen. Pastor Stoll berichtete, daß er mit den Seinigen gleichfalls am 25. November aufgebrochen war, doch in der Richtung nach Kokenhusen, um von dort aus Riga per Bahn zu erreichen. Auf der Station hatten auch sie erfahren, daß die Züge nicht

Der Reservefähnrich Schmidt, der mit den Dragonern am Krüge vorbeigeritten war, berichtet über den Ritt nach Segewold folgendes: Die äußerst erbitterten Dragoner erschossen unterwegs jeden ihnen begegnenden bewaffneten Bauern, so u. a. mehrere, die ihnen in einem, wohl aus Sunzel geraubten Landauer entgegenkamen. Einer der beiden Kornets schätzte die Zahl der Erschossenen auf etwa 60. Der Weg führte die Dragoner überall an rauchenden Trümmerhaufen niedergebrannter Gutsgebäude vorüber. Vielfach wurde aus dem Hinterhalt auf sie geschossen, so daß auch sie Verluste hatten. Etwa $\frac{1}{4}$ von ihnen wurde getötet oder verwundet. Von den in Segewold schließlich angekommenen Dragonern hatte jeder mehrere erbeutete Gewehre bei sich.

mehr gingen, und sich dann zum Pastorat begeben, um dort zu übernachten. — Pastor Hillner hatte das Pastorat schon vor längerer Zeit verlassen. Hier im Pastorat waren sie nun regelrecht belagert und ca. zwei Tage heftig beschossen worden. Zwei der Herren wurden verwundet. Als die Bauern Anstalten getroffen hatten, vermittelst einer Feuerspritze Petroleum auf das Gebäude zu gießen, hatten auch sie kapitulieren und ihre Waffen gegen freien Abzug ausliefern müssen, worauf sie gefangen genommen worden waren¹. Sowohl Pastor Stoll wie auch die aus Lennwarden eingebrachten Gefangenen wußten nicht, wie lange sie hier verbleiben würden; von einer Verteilung in die einzelnen Gemeinden war nicht mehr die Rede, vielmehr erklärten die Leute, daß sich die Gefangenschaft eventuell bis Weihnachten oder noch länger hinziehen könne, jedenfalls bis zur Eroberung des ganzen Landes. — Man richtete sich nun, so gut es eben gehen wollte, ein; an Sachen hatte ja keiner etwas mitnehmen können, und so war man genötigt, in derselben, auf der Flucht durchnähten Kleidung zu bleiben. Da sich in den angewiesenen Räumen bis auf ein paar Stühle keine Möbel befanden, so baten sich die Herren Stroh zum Schlafen aus, was sie denn auch erhielten. Das Essen bestand meist aus Sauerkohl, Heringen und Speck, morgens aus Schwarzbrot und Milch. Da das Gebotene gut zubereitet wurde, waren alle damit vollauf zufrieden. Serviert wurde in einfacher Schüssel, zu der das Löwensternsche Silber mit Wappen, das von den Rebellen benutzt wurde, in recht drastischem Widerspruch stand. Alles in allem ersah man, daß das Komitee sich bemühte, human zu verfahren und das sich vor dem Schlosse drohend zusammenrottende Volk im Zaume zu halten. Doch konnte es den Leuten nicht wehren, in kleineren Trupps, auch nachts, hereinzukommen und die „wilden Tiere“ anzustarren, wobei sie ihrer Erbitterung meist freien Lauf ließen. So erschien z. B. um ca. 3 Uhr morgens eine Bande und spielte auf einem Leierkasten revolutionäre Stücke vor.

Allmählich entstand ein Zwiespalt zwischen dem Komitee und dem Volke, das ungeduldig wurde und die sofortige Aburteilung resp. Hinrichtung der Deutschen immer dringender verlangte, während die Führer die Gefangenen als Geiseln zu verwerten beabsichtigten. Hierbei hatten sie jedoch nicht mit der von ihnen selbst geschürten Leidenschaft des Volkes gerechnet. Tagtäglich wurden nun in dieser Angelegenheit Meetings abgehalten, in denen die Führer immer mehr und mehr die Gewalt über das Volk verloren. Den Gefangenen, die seit

¹) Einen genaueren Bericht eines Augenzeugen, des Oberleutn. a. D. Habenicht, vgl. in „Die lettische Revolution“ Bd. II, S. 247 ff.

Wochen abgeschlossen von der Außenwelt gelebt hatten, wurden die haarsträubendsten Dinge erzählt, wie z. B., daß der Kaiser abgedankt habe, der Gouverneur von Livland ermordet sei und die Stadt Riga in Händen der Letten sich befände.

Am 30. November erschienen in Rokenhusen die Führer und berichteten äußerst aufgeregt, daß von Dünaburg Militär heranziehe und es wohl zu einem Bombardement des Schlosses kommen würde. In dem Falle würde sich das Volk wohl zerstreuen, aber zuvor, um seine Wut zu befriedigen, über die Deutschen herfallen; sie, die Führer, ständen momentan für nichts. Um einen Ausweg zu finden, hätten sie ein Schreiben an die Ritterschaft, das von allen Gefangenen unterschrieben werden müsse, aufgesetzt¹. In diesem Dokument war die augenblickliche Lage klargelegt. Mit der Bitte um Befreiung war zugleich die andere verbunden, kein Militär zu schicken, da dann das Leben aller so gut wie verwirkt wäre. Mit diesem Schriftstück fuhr der schon früher erwähnte Brasowsky nach Riga. Außerdem wurde beschlossen, daß Rittmeister v. Stern und der Kreischefgehilfe v. P. dem von Dünaburg heranziehenden Militär entgegenfahren sollten, um ihm die verzweifelte Lage der Gefangenen zu schildern. — Nach Stunden äußerster Spannung kehrte Rittmeister v. Stern zurück und berichtete, daß es sich nur um einen Reservistenzug gehandelt habe. Die Bauern hatten die Schienen auf der Strecke entfernt, aus aneinandergereihten Torfstücken künstliche Geleise hergestellt, die den Schienen ähnelten, und so den Zug zum Entgleisen gebracht, wobei viele Menschen ihr Leben einbüßten². Die die Reservisten begleitende Militäreskorte unter der Führung eines Offiziers hatte sich bei der Station in einem Hause verschanzt. Herr v. P. wäre mit einigen Leuten unterwegs zurückgeblieben. Die Bauern hatten ihn auf ihren Meetings solange umhergeschleppt, daß er am Ende seiner Kräfte angekommen war.

¹) Nach dem zit. Bericht wurde das Schreiben vom Kreischefgehilfen v. Petersenn aufgesetzt. Zwei von den Gefangenen, der Rittmeister und Herr Richter, unterschrieben es nicht.

²) Ein Passagier vom entgleisten Zuge berichtete (Düna-Ztg.), daß sich im Zuge etwa 60 Reisende und 35 Mann Militär (entlassene Reservisten und ca. 100 Infanteristen) befanden. Zwei Werst hinter Stockmannshof erfolgte am 30. Nov. die Katastrophe, bei der 38 Soldaten und 2 Privatpersonen mehr oder weniger schwer verletzt wurden und 5 Soldaten tot auf dem Plage blieben. Der Zug wurde darauf nach Stockmannshof zurückbefördert und während der Fahrt unaufhörlich von den Aufständischen beschossen. Da die Situation äußerst gefährlich war, flüchteten 7 Herren und 5 Damen nach der Ankunft auf der Station in den Stockmannshoffischen Krug. Hier traten bald bewaffnete Revolutionäre auf, die die Flüchtlinge als Angehörige der „Tschornaja Sotnja“ ansprachen, nach Waffen durchsuchten und 4 Tage in Krüge eingeschlossen hielten. Dann erst wurde ihnen die Fahrt nach Riga gestattet.

Die Kunde von der Entgleisung des Zuges erregte unter den Bauern großen Jubel; die ganze folgende Nacht hörte man sie in den oberen Räumen umhertoben.

Den 1. Dezember, 9 Uhr morgens, erschienen wiederum die Komiteeglieder Malte und Kroder mit dem sogen. Schloßkommandanten Sennit, und erklärten, daß das Volk nun nicht mehr auf sie höre, ihnen gegenüber vielmehr eine drohende Haltung annehme und sich jetzt zur endgültigen Aburteilung aller im Gemeindehause versammle. Es würde wohl darauf herauskommen, daß man um die Mittagszeit die Gefangenen freilasse, um sie im nächsten Wäldchen einfach abzuschießen und so die Spur der Mörder zu verwischen. — Dann wurde Herr v. Petersenn, der die Seinen nur einmal auf einen kurzen Moment und zwar in lettischer Sprache hatte sprechen dürfen, hereingeführt, um Abschied zu nehmen, wie die Leute zu verstehen gaben. — Herr v. P., bei dem, wie der Kopenhufensche Arzt konstatierte, eine schwere Zungenentzündung im Anzuge war, täuschte sich über sein Schicksal nicht, da er den Meetings hatte bewohnen müssen und die Stimmung des Volkes kannte.

So vergingen die Stunden; es hatten wohl alle mit dem Leben abgeschlossen; nur eine schwache Hoffnung blieb noch, nämlich die, daß auf das Schreiben an die Ritterschaft vielleicht ein Abgesandter von dieser erscheinen würde. Doch war das schwer anzunehmen, da die Zeit dazu kaum reichte. Um 12 Uhr mittags machte sich eine starke Bewegung auf allen Gängen bemerkbar, es wurde hin- und hergelaufen, dann erschien ein größerer Volkshaufe und erklärte, daß auf Volksbeschluß nun alle Gefangenen sich unverzüglich nach Römershof zu begeben hätten, um dort ihr Urteil zu erfahren. Aus allen Worten ging hervor, daß den Leuten viel daran lag, die Deutschen möglichst rasch zu entfernen. Was das zu bedeuten hatte, wußten ja alle, doch war man so apathisch, daß es Befriedigung gewährte, endlich Gewißheit zu haben. So brachen denn alle Lennwardenschen Gefangenen zur Station auf, von wo sie bis Römershof per Bahn transportiert werden sollten, während Pastor Stoll mit den Seinen sich nach Lindenberg zurückbegeben mußte. Auf der Station, vor der ein Zug vorgefahren war, empfingen einige hundert Bauern die Gefangenen mit Schimpfreden. Besonders die Wirte aus Altenwoga taten sich dadurch hervor, daß sie über Herrn v. Sch., dessen Familie Jahrzehnte im Frieden mit ihnen gelebt hatte, herfielen. Beim Einsteigen in den Viehwaggon — durch die Höhe des Wagens und wegen mangelnder Treppe war das nicht ganz leicht — versuchten die Herren den am meisten gefährdeten Herrn v. P. zuerst

hineinzuschieben, doch wurde er plötzlich von den sich andrängenden Letten zurückgerissen und von den Uebrigen getrennt, so daß man ihn aus den Augen verlor; dagegen ließ sich von den gänzlich unbewaffneten Herren absolut nichts tun. Maximowitsch war die ganze Zeit über nicht sichtbar. In den Waggon stiegen außerdem noch etwa zehn schwer bewaffnete, meist jüngere Letten, und unter dem Gesang revolutionärer Lieder setzte sich der Zug in Bewegung. Zum allgemeinen Befremden fuhr man bis zur 2. Verst. entfernten Persebrücke so langsam, daß ein Fußgänger bequem hätte mitkommen können. Dann wurde scharf gepöfcht, und weiter ging es mit normaler Geschwindigkeit. — Wie es sich erst später herausstellte, hatten die Bauern, etwa 30 an der Zahl, Herrn v. P., Maximowitsch und die drei Escheressen vor dem Zuge bis zur Persebrücke hergetrieben, dort alle fünf ermordet und die Leichen über die Brücke in den Fluß geschleudert. Maximowitsch war dabei auf eine wahrhaft tierische Art zu Tode gemartert worden. Herr v. P., der sich nicht gequält haben soll, wurde hernach nach Altenwoga gebracht und dort unter dem Hurra der Bauern oberflächlich verscharrt, während die Leichen der andern vier Ermordeten in Kofenhufen verblieben.

Unterdessen fuhren die Gefangenen, über den Verbleib der beiden Herren im Ungewissen, nach Römershof. Hier begrüßte sie abermals eine große Volksmenge. Ein auf einer Mauer erhöht stehendes Individuum hielt eine Rede in lettischer Sprache ungefähr folgenden Inhalts: „Ihr Hooligane — hier folgte die Herzählung aller Namen — habt sofort dieses Land zu verlassen; geht in euer Vaterland, von wo ihr gekommen; und daß ihr euch nie wieder untersteht zurückzukehren, dann wird das Gericht über euch ein schreckliches sein.“ An den Rittmeister wandte sich der Redner noch in einer besondern Ansprache, in der er ihm u. a. strengstens untersagte, je wieder in den Militärdienst zu treten. Alsdann wurde allen ein Dokument, der sogenannte Ausweisungsbefehl, übergeben, mit einem Kirchenstempel gesiegelt. Dabei wurde bemerkt, daß es allen Deutschen gestattet sei, sich im Postgebäude einige Stunden aufzuhalten, daß sie jedoch dann unverzüglich die Gegend zu verlassen hätten. Da es an Postequipagen mangelte, machte man einen Juden gegen viel Geld und gute Worte willig, einige Wagen zu stellen. Unterdessen erfuhren wir, daß Frau v. Petermann, die mit der kleinen Scheinvogel in Lennwarden zurückgeblieben und dort von den Bauern in verschiedenen Gehöften umhergeschleppt worden war, vor wenigen Stunden Römershof passiert und sich mit dem Kinde, um den Ihrigen näher zu sein, auf dem Landwege

nach Rokenhusen begeben hatte. — Genau zur selben Zeit erreichten die Gefangenen per Bahn Römershof. Nun war guter Rat teuer. Da erbot sich einer der Herren, der deutsche Reichsangehörige Richter, per Post zurückzufahren und Frau v. P. abzuholen, zugleich wollte er sich auch über das Schicksal der Herren v. P. und M. erkundigen.

Die Uebrigen brachen um ca. 5 Uhr morgens, 2. Dezember, versehen mit einem Passierschein der Revolutionäre, auf. Man kam nur äußerst langsam vorwärts, da an jedem Kreuzwege oder Gebäude eine bewaffnete Bauernpatrouille stand, der der Passierschein behufs Durchsicht vorgewiesen werden mußte. Einer der Herren hatte sich dann jedesmal ins Gebäude zu begeben und wurde genau ausgefragt. Dann wurden alle bei Laternenlicht gezählt, man prüfte, ob auch die Zahl mit der auf dem Papier angegebenen übereinstimmte, worauf es bis zum nächsten Gehöft weiter ging. Dort wurde dieselbe Prozedur vorgenommen. Im Morgengrauen begegneten den Reisenden auf halbem Wege nach Lennwarden zwei Postequipagen. Sie brachten einen Abgeordneten der Ritterschaft, den Kreisdeputierten Baron Rosen, Brasowsky und zwei Führer der lettisch-sozialdemokratischen Partei, den Redakteur der „Deenas Lapa“, Janson (und Buschewitz). Baron Rosen, der auf das Schreiben aus Rokenhusen von der Ritterschaft entsandt worden war, die Gefangenen auf irgend eine Art zu befreien, kehrte nun mit Janson um und schloß sich den anderen an, während Brasowsky, der übrigens sehr ungehalten über die schon erfolgte Freilassung zu sein schien, mit seinen Kumpanen weiter nach Rokenhusen fuhr. —

So gelangte man glücklich bis Lennwarden, wo Frau v. Sivers-Römershof sich mit ihren Kindern noch unverfehrt im Schloß befand. Die Absicht aller Herren war, nach Mitnahme ihres Gepäcks und der Equipagen sich unverzüglich weiter nach Riga zu begeben. Doch da Baron Rosen als Abgesandter der Ritterschaft die Führung übernommen hatte, so mußte man sich ihm fügen, als er beschloß, hier noch einige Stunden zu verweilen, um mit Janson zum Volke zu reden. Dann, so versicherte letzterer, würden alle per Bahn nach Riga befördert werden. Darauf sprachen denn auch beide zum Volke. Leider wurde es den übrigen Herren von Baron R. nicht gestattet, die Ansprache anzuhören, fest steht aber, daß Baron R., der 500 Rbl. zum Besten für die Hinterbliebenen der im Kampfe mit den Dragonern in Lennwarden Gefallenen gestiftet hatte, die Herzen aller Bauern im Sturme nahm. — Spät abends konnte die ganze Gesellschaft endlich per Bahn nach Riga aufbrechen, wo sie gegen Mitternacht eintraf. Am andern

Tage brachte Herr Richter Frau v. Peterfenn mit dem Kinde gleichfalls nach Riga, und erst jetzt erhielt man die genauen Daten über den grauenhaften Tod der 5 Männer auf der Persebrücke.

*

In Ergänzung der obigen Schilderung ist hier noch Folgendes zu registrieren:

Die Hauptführer in der Rokenhusenschen Gegend waren der Gemeindefreiber Johann Kroder, die Lehrer Peter Malta und Brasowski. Von großem Einfluß war auch der Arrondator von Rokenhusen Karl Grobing, der vielfach auf die Menge in beruhigendem Sinne einwirkte und sich auch der Gefangenen nach Möglichkeit annahm. Zur Zerstörung des Eisenbahngeleises bei Stockmannshof hatte namentlich auch Peter Malta die Menge aufgerufen (vgl. Verhandlung vor dem Kriegsgericht August 1907. „Düna-Ztg.“ 1907 Nr. 91).

Das Schreiben der Gefangenen aus Rokenhusen an die Ritterschaft wurde durch den Lehrer Brasowski in Riga dem sozialdemokratischen Zentralkomitee und von diesem an seine Adresse übermittelt. Der Kreisdeputierte Baron Rosen verhandelte hierauf mit dem Zentralkomitee. Er machte davon Mitteilung, daß der zurzeit tagende Adelskonvent erneute Schritte beim Grafen Witte machen werde, um eine sofortige Aufhebung des Kriegszustandes herbeizuführen; er erklärte ferner, daß der Konvent mit einer Zurückziehung des Militärs vom flachen Lande einverstanden sei. Andere programmatistische Forderungen, die von dem Zentralkomitee zuerst vorgelegt wurden, wurden fallen gelassen, oder bis auf weitere Beratung vertagt. Man gelangte zum Schluß, daß Baron Rosen gemeinsam mit zwei Abgeordneten des Zentralkomitees (Rechtsanwalt Buschewitz und Redakteur Janson) sofort nach Lennwarden abreisen sollte. Als sie hier nachts eintrafen, fanden sie die Situation, wie oben erzählt wurde.

Am folgenden Morgen fand im Lennwardenschen Gemeindehause eine Volksversammlung statt, auf der nach längerer Rede des Redakteurs Janson die vollständige Freigabe der Gefangenen mit ihrem gesamten Eigentum beschlossen wurde. Nach Ende des Meetings zog ein Teil der Versammlung vor das Schloß Lennwarden, wo Baron Rosen noch einmal die Beschlüsse des Adelskonvents mitteilte, ferner von sich aus privatim eine Zahlung von 500 Rbl. versprach und mit dem Ausdruck der Hoffnung schloß, daß die gemeinsame Arbeit wieder zu einer besseren Zukunft führen werde. Nach ihm

richtete auch Redakteur Janson eine Ansprache an das Volk, das nicht mehr mit entblößtem Haupt vor dem Schlosse zu erscheinen brauche, sondern mit den Großgrundbesitzern wie Männer zu Männern verhandle. Er endete mit einem Hoch auf das „freie Volk“. Hierauf erfolgte die Abfahrt.

Die Erlebnisse Pastor Stolls-Linden und seiner Begleiter hat einer der letzteren ausführlich geschildert (Düna-Ztg. 1905 Nr. 283 vom 29. Dez.). Die Chronik entnimmt daraus folgendes:

Am 25. November war Pastor Stoll mit seiner Familie und einigen Herren des Selbstschutzes aufgebrochen, um über Rokenhusen nach Riga zu fahren. Da der Bahnverkehr eingestellt war, wollte man andren Tags längs der Düna weiterfahren und über Nacht im leerstehenden Pastorat bleiben. Abends um $1\frac{1}{2}$ 11 Uhr erschienen hier zwei Leute und forderten die Auslieferung der Waffen, hinzufügend, daß das Pastorat von 300 Mann umzingelt sei. Stoll jun., der Sohn des Pastors, der mit den Leuten sprach, schlug ihre Forderung ab, und kaum war die Tür hinter ihnen geschlossen, als eine Gewehrsalve auf die Fenster abgegeben wurde. Die Herren suchten die Fenster notdürftig mit Matragen zu verbarrikadieren und erwiderten das Feuer. 15 Stunden dauerte nun das Schießen, wenn auch mit Unterbrechungen. Um 1 Uhr nachts zündete die Bande ein in nächster Nähe stehendes Gebäude an, um auf diese Weise das Wohnhaus in Brand zu setzen und die Insassen beim Herauskommen niederschießen zu können, doch fing das Pastorat nicht Feuer. Am Nachmittag schickten die Leute einen Brief zu den Belagerten mit der Aufforderung zur Uebergabe, für welchen Fall sie die persönliche Unantastbarkeit garantierten — im Weigerungsfalle würden sie das Haus bombardieren und in Brand setzen; sie hatten eine Tonne Petroleum, Benzin und eine Feuerspritze herbeigeschafft. Nach heftigem Protest der Herren, von denen zwei verwundet waren, setzte Pastor Stoll es durch, daß Verhandlungen begonnen wurden. Der junge Stoll trat auf den Hof hinaus und war im Augenblick von einer hundertköpfigen Menge umringt. Es wurde festgesetzt, daß die Waffen ausgeliefert, dafür aber den Reisenden sicheres Geleit nach Riga gegeben würde. Nach Uebergabe der Waffen setzte sich der Zug zum Rokenhujenschen Gemeindehause in Bewegung. Unterwegs schlossen sich dem Zuge immer neue Trupps, alle bewaffnet an, so daß es schließlich wohl an die 1000 Personen sein mochten. In welcher Weise die Leute ihren Gefühlen und ihrer Freude über ihren Triumph Ausdruck gaben, entzieht sich der Beschreibung; die Gefangenen mit Petroleum zu begießen und anzuzünden erschien als

köstliches Schauspiel, andere waren für sofortiges Erschießen. Im Gemeindehause wurden die angeblich Freien und unter Schutz Gestellten weidlich geschmäht, dann mußten sie sich „dem Volke“ vorstellen. Nach endloser Prozedur wurden die Gefangenen in das Schloß Kokenhusen geführt, wo sie in vergitterten Kellernwohnungen interniert wurden.

Nach einigen Tagen, am 1. Dez., erschien der Kreischefgehilfe v. Petersenn in Begleitung einiger Führer der Revolutionäre und teilte mit, die Führer hätten die Herrschaft über die Masse verloren, das Volk schreie nach Blut — wenn er und Maximowitsch erschossen seien, werde es sich vielleicht beruhigen lassen. Der Anführer meinte dann noch, daß den Damen nichts geschehen werde, auch dem alten Pastor werde man nichts tun, welches Schicksal aber die jungen Leute, insbesondere den jungen Stoll treffen werde, wisse er nicht; um 10 Uhr werde ein Meeting über sie beschließen. Nun saßen Mutter und Sohn zusammen und warteten auf den Augenblick, da dieser dem Tode entgegengeführt werden würde. Um 2 Uhr trat der Anführer wieder ein und sagte: nun ist es Zeit. Mutter und Sohn gingen ins Nebenzimmer, um Abschied fürs Leben zu nehmen, beide ruhig und gefaßt, worauf der Anführer ihnen zurief, sie brauchten nicht Abschied zu nehmen, die Gefangenen würden alle nach Linden geschickt werden, da das Oselschhoffsche Gebiet (des Lindenschen Kirchspiels) verlange, daß die Gefangenen ihm ausgeliefert werden. Nun wurde eilig gepackt und dann brach die ganze Gesellschaft in Postequipagen auf. In jedem Wagen saß ein bewaffneter Wächter, voraus ritten 2 Mann mit roten Fahnen. In Linden angekommen, fanden sie das Haus in entsetzlicher Unordnung vor. Zweimal war es von Banden nach Waffen durchsucht, wobei die zweite scheußlich gewütet hatte: die meisten Schlösser waren erbrochen, der Inhalt von Kommoden und Schränken war herausgerissen, an einer Stelle die Diele aufgerissen, dergleichen eine mit Brettern beschlagene Wand, — sogar in der Kirche hatte sie den Altar aufgebrochen, in der Meinung, dort könnten Waffen versteckt sein. Die Kokenhusenschen Wächter blieben bis zum Morgen in Linden und nagelten dann eine rote Fahne an die Veranda des Hauses; nun waren die Gefangenen dem Oselschhoffschen Gebiet übergeben. Vor den ihnen nun zugewiesenen Wächtern wurde der Pastor von Wohlgesinnten gewarnt, gerade diese hätten die Gefangenen zu fürchten, weil es zum Teil übel berückigte Personen seien. Ihrem Ruf entsprach ihr Benehmen: rauchend und spuckend, die rot verzierte Mütze auf dem Kopfe, die Flinte auf dem Rücken stolzierten sie in den Zimmern umher. Als sie sahen, daß sie damit nicht impo-

nierten, verlor sich allmählich ihr Großthun und sie vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen. Am Tage nach der Ankunft in Linden, 2. Dezember, wurden die jungen Leute ins Oelschossche Gemeindehaus zitiert, und nachdem man ihnen ihre Taschmesser abgenommen, setzte sich der Zug mit dem Ruf „paschol“ unter starker Bedeckung in Bewegung. Der Tag verging für die Zurückgebliebenen in schwerer Sorge. Endlich gegen 11 Uhr abends kamen sie wieder zurück. Die jungen Leute waren unverletzt, aber sie waren überzeugt gewesen, daß sie erschossen werden würden, da sie einzeln einem strengen Verhör unterworfen worden waren und die Menge immer ihren Tod gefordert hatte. — Am folgenden Tage wurde dem Pastor von den Delegierten der örtlichen Revolutionäre eröffnet, daß er binnen 10 Tagen das Pastorat zu verlassen habe. Am 8. Dezember errichten abends wieder ein Delegierter im Pastorat und verlangte, die jungen Leute sollten sogleich ins Sauffensche Gemeindehaus fahren, wo eine Versammlung der Delegierten vieler Gebiete eben tagte. Die Pastorin erklärte ihm, daß sie, trotzdem sie schwer leidend sei, die jungen Leute begleiten werde, wenn auch diese Fahrt ihr den sicheren Tod bringen werde. Der anwesende Arzt bestätigte dieses, auch übergab der Pastor dem Delegierten eine Petition, die Vorladung der jungen Leute zu verschieben, was denn auch erfolgte. An diesem Abend soll ein vor Sauffen zu passierender Wald voll von Personen gewesen sein, die die Absicht gehabt, die Herren zu erschießen. — Am nächsten Abend, 9. Dezember, wurden alle Gefangenen ins Sauffensche Gemeindehaus gebracht. Dort wurden sie vom Schreiber empfangen, der sie gleich aufs größte schmähte und ihnen einen revolutionären Artikel vorlas. Endlich glaubten die Gefangenen von dieser schmachvollen Behandlung erlöst zu sein, doch da trat ein Lehrer auf, der den jungen Stoll aufs gemeinste herunterhimpfte, so daß es selbst dem Schreiber zu viel wurde und er es dem Lehrer verwies. Letzter verlas auch einen Artikel der „Deenas Lapa“, in welchem der junge Stoll aufs größte verleumdete war. Den Herren vom herittenen Selbstschuß wurde zum Vorwurf gemacht, sie hätten den Leuten Geld und Uhren geraubt, mit den Rosafen Trinkgelage gefeiert usw. Endlich trat noch ein junger Mensch vor und verlas ein Schmähegedicht auf die Pastoren.

Am 15. Dezember sollten die Gefangenen abends weiter von der Eisenbahn nach Tolkenshof gebracht werden, und zwar sollten die Wächter vorne in den Schlitten stehen und letztere etwa 20 Schritt von einander gefahren werden, damit die Gefangenen unterwegs abgeschossen werden könnten. Dem widersetzten sich aber die Wächter, in der Befürchtung, mitge-

troffen zu werden. Am 16. Dezember wurden die Gefangenen unter starker Bedeckung nach Tolkenhof gebracht, wobei die Wächter den schriftlichen Befehl erhalten haben sollen, die Gefangenen bei etwaigem Eintreffen von Militär zu erschießen.

Inzwischen waren zwei Herren vom Selbstschutz in Saussen eingetroffen, die mit den nötigen Papieren versehen waren, um vom Festenschen Komitee die Freilassung der Gefangenen zu erwirken. Am 18. Dezember, während der Verhandlung im Festenschen Gemeindehause, traf die Nachricht ein, daß in Saussen Dragoner erschienen seien, und so wurden die Gefangenen freigegeben. In Tolkenhof veranlaßte die Nachricht vom Eintreffen der Dragoner den Führer der Wächter dazu, in Erfüllung des erhaltenen Befehls sein Gewehr auf den jüngeren Stoll anzulegen, um mit dem Erschießen der Gefangenen zu beginnen; er wurde aber von einem andern Wächter daran verhindert, worauf alle Wächter in den Wald flohen. Am Abend fuhren dann die Befreiten nach Saussen zurück, und am folgenden Morgen nach Rokenhusen; da der Bahnverkehr noch behindert war, traf die Gesellschaft erst am 20. Dezember wohlbehalten in Riga ein.

27. Nov. Riga. Der Kreischefgehilfe N. Trschik sieht sich genötigt mit seinem Kommando von 10 Dragonern das Gut Lindenberg bei Riga, wo er stationiert war, zu verlassen, weil dieser Schutz nicht mehr ausreichend ist.

— Die Forstei Uexfüll wird von einer großen Bande überfallen, beschossen und alle Nebengebäude mit totem und lebendem Inventar niedergebrannt.

28. November. Dorpat. Tagung eines allestnischen Kongresses in der Bürgermuse.

Einberufen war der Kongreß von den Dorpater estnischen Vereinen. Es lag bei ihnen die Absicht vor, die Meinungen und Wünsche des Volkes in Anlaß des Freiheitsmanifestes durch seine Delegierten zu hören, und vice versa dem Volke einheitliche Instruktionen zur Verwirklichung der proklamierten Freiheiten zu erteilen. Es waren Delegierte von allen Berufsschichten aus Stadt und Land erschienen — über 800 an der Zahl. Die Wahl und Leitung des Kongresses begann und endete mit Tumultszügen. Die national-fortschrittliche Partei Tönissons, Redakteurs des „Postimees“, und die sozialrevolutionäre Partei Speek's, Redakteurs der „Uudised“, standen sich schroff gegenüber. Die Tönisson'sche Partei rekrutierte sich hauptsächlich aus den gebildeteren und wohlhabenderen Elementen des estnischen Volkes, die Speek'sche dagegen aus dem niedrigsten Proletariat. Bei so stark divergierender poli-

tischer Anschauung und sozialer Beschaffenheit der Parteien war eine einheitliche Beratung und Beschlußfassung total ausgeschlossen, und es kam sehr bald zu einer Scheidung. Tõnisson behauptete das Feld in der Bürgermüße und wurde von seiner Partei zum Leiter der Verhandlungen gewählt. Die Speetische Sektion retirierte sich in die Aula der Universität und ernannte den Advokaten Temant, einen ultraradikalen Schreier aus Reval, zum Führer.

Die national-fortschrittliche Partei, 5—600 Mann stark, unter dem Präsidium Tõnissons, lehnte eine gewalttätige revolutionäre Aktion ab. Sie beschäftigte sich vornehmlich mit dem künftigen Ausbau der Selbstverwaltung des Landes auf ökonomischem, pädagogischem und kirchlichem Gebiet und mit der Erhaltung der nationalen Eigentümlichkeiten des estnischen Volkes auf dem Grunde der im Manifest vom 17. Oktober gegebenen Freiheiten. Im Falle einer reaktionären Strömung in den Regierungssphären sollte das Volk jedoch einen passiven Widerstand leisten: die Zahlung der Steuern einstellen, die Administrationsbeamten boykottieren etc. Das waren die Grundzüge der Beratungen und Beschlußfassungen in der Bürgermüße, die im „Postimees“ veröffentlicht wurden, der seinerseits dazu aufrief, „gegen die revoltesüchtigen Krafelder Front zu machen.“

Ganz anders aber ging es in der Aula der Universität her! Hier tobten wilde Leidenschaften, erschallten revolutionäre Rufe des aufgeheizten Proletariats. Außer den 200 Delegierten hatten sich in der Aula viele mandatlose Individuen eingefunden. Es wurde ein revolutionäres Aktionsprogramm von den „roten“ Häuptern der kopflosen Menge vorgelegt und von ihr mit Hurra-Rufen approbiert. (Veröffentlicht im „Olewik“ und in den „Nudised“.) Hier hieß es u. a.: Pkt. 2: „Wir Delegierte rufen im augenblicklichen Revolutionsmoment alle Mitbürger in Stadt und Land auf, den Kampf gegen das gegenwärtig bestehende Gewaltregiment mit allen Mitteln zu beginnen.“ Kampfmittel sind: Revolutionäre Selbstverwaltung, Boykott der Regierungsbehörden, der Gerichte und des Militärdienstes, Steuerverweigerung, Bewaffnung des Volkes und Bildung einer Volksmiliz. Pkt. 3: Der Kampf soll bis zur Einsetzung einer konstituierenden Versammlung dauern. „Die Versammlung hält es für notwendig zu verlangen, daß in Rußland eine Republik auf demokratischer Grundlage eingeführt werde.“ Pkt. 4 betraf die Agrarfrage: der ganze Boden soll gemeinsames Eigentum der gesamten Gesellschaft werden. (Nordblot. Jtg. 1905 vom 3. Dezember.)

Wer dagegenzureden wagte, wurde ganz einfach niedergebrellt. Man gab diesen Revolutionsbeschlüssen den feierlichen

Namen „Aula-Manifest“ und verbreitete sie in zahllosen gedruckten Exemplaren unter dem Volk in Stadt und Land. Das Wort „Manifest“ wirkte wie eine Zauberformel auf das Landvolk und verwirrte total die kritische und leichtgläubige Masse. —

Seit der Verbreitung dieses „Aula-Manifestes“ durch die heimkehrenden Delegierten und sonstige engagierte Agitatoren steigerte sich die Unruhe auf dem Lande in hochgradiger Weise. Man ging bald daran, das Revolutionsprogramm durch Verwüstungen und Exzesse auf den Gutshöfen, Pastoraten und in den Kirchen und Gemeindehäusern zu verwirklichen.

In den revolutionären Strudel wurden zunächst die Revaler Fabrikarbeiter hineingezogen. Diese waren schon lange vorher einer revolutionären Propaganda von seiten der lettischen Agitationsbanden und der Revaler estnischen „roten“ Intelligenz ausgesetzt. — Dazu gehörten namentlich die Rechtsanwälte: Temant, Strandmann; die Redakteure: Pääs, Pung und Konforten; die Ärzte: Väis, Masing, Köhler. (S. „Balt. Monatschr.“ 1906, Bd. 61, S. 156 ff.)

- 27 Nov. — 5. Dez. Die Lage bei Alt-Kalzenau und Abzug des Militärs quer durchs Land nach Wenden.

Nach dem Scharmügel der Rosaken, die, 30 an der Zahl, unter dem Kreischefgehilfen M. v. Brümmer in Alt-Kalzenau stationiert waren, mit den Revolutionären auf dem Wege nach Marzen am 14. Nov. (vgl. oben), hatte eine regelrechte Umzingelung des Hofes Alt-Kalzenau begonnen, die stetig immer enger gezogen wurde. Nachts sah man (nach dem unveröffentlichten Bericht eines Augenzeugen) ringsum die Lagerfeuer der Revolutionäre, die sich in immer größeren Massen zusammenscharten. Sogar Laufgräben wurden von ihnen angelegt. Ein Ueberfall auf die Forstei, der in diesen Tagen stattfand, wurde von den Bewohnern abgeschlagen. Die Situation wurde schwierig und so verließ am 19. November ein Teil der Bewohner Alt-Kalzenau, Frauen und Kinder unter dem Geleit einiger Herren vom Selbstschutz, und wurde nach Riga gebracht. Gleich darauf (21. Nov.) wird das Wohnhaus des Gutes Festen niedergebrannt, dessen Verwalter Reizberg sich nun auch nach Alt-Kalzenau flüchtet, wohin sich in den nächsten Tagen auch noch der größte Teil der noch in der Umgegend vorhandenen Deutschen begibt. Alle diese Personen ziehen dann am 24. Nov. nach Stockmannshof ab, wo sie noch den letzten vor der Einstellung des Bahnverkehrs nach Riga abgehenden Zug erreichen, der unterwegs von den Revolutionären beschossen wird.

Am 27. November erscheinen in Alt-Kalzenau, von Fehlteln her kommend, Parlamentäre der Aufständischen mit einer weißen Fahne, die den Kosaken freien Abzug zusichern, falls sie den Hof verlassen und preisgeben wollten. Die Kosaken weisen das Anerbieten jedoch zurück. Am folgenden Tage (28. Nov.) trafen die 56 Kosaken aus Friedrichswalde, wo die Lage unhaltbar geworden war, in Kalzenau ein, mit der Absicht sich nach Wendon durchzuschlagen. Am 29. November wird dann ein Versuch gemacht, sich mit den in Odsen stationierten Kosaken in Verbindung zu setzen. Allein vergeblich; die Kosaken können nicht durch, da sie in einem Schirmmügel mit einer großen Uebermacht der Aufständischen zurückgedrängt werden. So beschließen die Kosaken am 1. Dezember abzugiehen; sie werden schon in nächster Nähe des Hofes aus den Laufgräben heftig beschossen.

Gleich nach ihrem Abzuge wird der Hof Alt-Kalzenau vollständig ausgeplündert und unter dem Geläute der Kirchenglocken total niedergebrannt: nicht weniger als 32 Gebäude werden eingeäschert.

Unter fortwährenden Kämpfen gelangten die 86 Kosaken nach Versohn. „Im Walde, so berichtet ein Teilnehmer an diesem Zuge (Düna-Ztg.), waren die Wege durch Drahthindernisse versperrt, Fallgruben, mit Tannenreisig bedeckt, gegraben, an den Grabenrändern fand man Wälle aufgeworfen, von denen aus die Durchziehenden unter Salvenfeuer genommen wurden. Nicht wenig Revolutionäre sind teils gefallen, teils verwundet worden. Aus dem Walde führte der Weg an einem großen Gefinde vorbei, aus dessen steinernem Wohngebäude die Kosaken stark beschossen wurden. Der mitziehende Lubahnsche Landgendarm wurde schwer verwundet. Das Haus konnte nicht genommen werden und wurde umgangen. Von einem Berge aus sah man ganz Alt-Kalzenau brennen. Von Versohn zog man nach Modohn, wo sich 60 Infanteristen (sowie der Modohnsche Kreischefgehilfe M. nebst Familie) den Kosaken angeschlossen. Weiter ging es nach Alt-Pebalg, wo sich einige Familien angeschlossen. Die Kirchenglocke wurde, offenbar als Signal, geläutet, und es fand ein schwerer Kampf bei der zu einer Festung umgewandelten und mit einer Kanone versehenen steinernen Parochialschule statt, indem beim Ansturm 3 Soldaten getötet und einige verwundet wurden. Die Schule konnte nicht genommen werden, man machte den Versuch, sie mit Pulver zu sprengen, was mißlang. Kaum war man weiter gezogen, so brannte auch dieses Gut. Wir übernachteten in einem verlassenen Gefinde. Fast alle Gefinde sind verlassen und fast die gesamte männliche Bevölkerung steht unter Waffen. Wir mußten

einen Berg unter Salvenfeuer passieren, mehrere Revolutionäre wurden getötet, bei einem fand man ein grob geschmiedetes Schwert. In Serben wurden wir wieder mit Glockenläuten empfangen, entwaffneten am Krüge mehr Leute und wurden weiterziehend beständig aus dem Hinterhalt beschossen. Wir mußten, um weiter zu kommen, auf dem Wege auch eine Brücke erneuern. Endlich am 5. Dezember zogen wir in Wenden ein. Erwähnt sei noch, daß wir auch Schloß Serben hinter uns brennen sahen. Da sich uns auf dem Wege immer mehr Infanterie anschloß, betrug deren Zahl beim Einzug in Wenden ca. 150 Mann. In Summa betrug unsere Streitmacht mit Einschluß der bewaffneten Herren ca. 250 Mann, eine kleine Schar gegenüber Tausenden. Wir haben es nur einzelnen glücklichen Zufällen zu verdanken, daß wir uns durchschlagen konnten.“

28. Nov. Grünhof (Kurl., Kr. Doblen). Bericht über die revolutionären Vorgänge am 28. November.

Die Nachricht, daß das in Grünhof stationierte Militär am 27. November auf Befehl des Generalgouverneurs nach Mitau zurückberufen sei, hatte sich blizschnell verbreitet. Vor dem Gottesdienst (im Küsterat) erschien der Sozialistenführer Brigader und erklärte, daß den Versammelten bekannt gemacht werden würde, daß eine „Mobilisation“ gegen die „schwarze Sotinja“ bevorstehe und alle Versammelten sich anschließen sollten. Am Nachmittag erschien ein Haufe von Knechten vor der Wohnung des Oberverwalters M. und ersuchte ihn Pferde zur Verfügung zu stellen, um nach Mitau zu fahren. Die Bitte wurde jedoch rundweg abgeschlagen, und mehrere Schreier, die mit Gewalt drohten, wurden von besonnenen Leuten beruhigt.

In der Nacht vom 27. auf den 28. brachen nun sämtliche Leute zu Fuß nach Mitau auf, kehrten jedoch nach etwa einer halben Stunde zurück, da ihnen ein reitender Bote entgegenkam mit der Meldung, daß Mitau bereits in den Händen der Aufständischen sei, das Militär gemeutert habe und infolgedessen der Sturm auf Mitau nicht mehr nötig sei. — Sofort fand auch eine große Versammlung im Saale des Grünhöfchen Konsumvereins statt, deren Resultat war, daß morgens früh eine Schar von ca. 100 Mann, revolutionäre Lieder singend, vor das Verwaltungsgebäude zog. Als Herr M. und mit ihm der Obersörster C. der Menge entgegentrat, wurde von den Führern dem ersteren mitgeteilt, daß er seines Amtes als Verwalter des Gutes entsetzt sei und Grünhof zu verlassen habe. Dem Förster dagegen wurde der Bescheid erteilt, daß er vorläufig noch in seinem Amt zu bleiben habe. Hierauf erging

nun die Aufforderung, sämtliche Schlüssel, das Inventar, die Bücher zc. der Menge unverzüglich auszuliefern, was jedoch von den Herren stritt abgelehnt wurde, indem sie erklärten, nur der rohen Gewalt weichen zu wollen. Darauf drang ein Teil der Menge mit ihren Führern in das Kontor, konfiszierte die Schlüssel und verlangte drohend die Herausgabe der Waffen. Da ein Gemegel mit der an Zahl und Bewaffnung überlegenen Menge unsinnig gewesen wäre, so wurden 3 Gewehre und 1 Revolver ausgeliefert. — Dann zog die Menge zum Schloß, erklärte den darin wohnenden wenigen Dienstleuten, daß sie jetzt Herren des Besitzes seien. Endlich zog der Haufe in die Beihöfe ab, wo die Wagger abgesetzt und die bisherigen Vor-knechte als solche eingeseßt wurden.

Unterdessen war ein zweiter revolutionärer Haufen von etwa 100 Mann vom Degge-Walde her nach Grünhof gezogen, hatte sich mit dem ersten vereinigt und begab sich ins Pastorat, woselbst dem Pastor, G. Seejemann, verkündet wurde, daß er abgesetzt sei und bis 12 Uhr nachts das Pastorat zu verlassen habe, widrigenfalls man ihn mit Gewalt entfernen werde. Auch hier wurden einige Waffen mitgenommen. — Darauf zog der Haufe unter Vorantragen einer roten Fahne zum Gute Grünhof und drang sofort in das Haus des Obergerwalters ein. Zufällig war keiner im Augenblick anwesend, und kurzer Hand wurden etliche Kommoden, Tische, Schränke zc. aufgebrochen und untersucht. Bald darauf kam Frau M. nach Hause und wurde sofort nach Waffen und dem Aufenthalt des Herrn M. befragt. Als sie erwiderte, daß er ausgegangen sei, mußte sie noch alles andere öffnen und zeigen.

Herr M. und mit ihm ein zum Besuch weilender Herr hatten sich durch die Stille täuschen lassen, und näherten sich allmählich der Rückseite des Hauses, als plötzlich ein kleines Mädchen ihnen entgegencillte, einen Zettel übergab und ebenso schnell verschwand. Herr M. hatte kaum dem Papier entnommen, daß sein Leben bedroht sei, als er auch schon hinter sich 6 bis an die Zähne bewaffnete Kerle bemerkte, die das Gewehr im Anschlag, ihnen nacheilten. Als die beiden Herren sahen, daß an ein Fliehen nicht mehr zu denken war, kehrten sie um und gingen den Kerlen entgegen, von denen sie umringt wurden. Jedem wurde Revolver und Patronen abgenommen und dann wurden sie vor die Front des Hauses eskortiert, wo man sie mit Gebrüll empfing. Sofort wurden Rufe laut: Nieder mit dem Hund! Tötet ihn! Hängt ihn! usw. — die unslätigsten Worte fielen. Darauf sollte das Todesurteil gesprochen werden, zuvor jedoch wurde Herrn M. gestattet, sich von seiner Frau und Kindern zu verabschieden, dann wurde er

hinausgeführt. Es folgte ein kritischer Moment: die Gewehre wurden angelegt, die Hähne knackten — Herr M. hatte seinen Mantel heruntergerissen und die Jacke geöffnet, ihnen zurufend: „Run, so schießt doch mal!“ Da, im letzten Moment, trat ein Wirt heran und rief: „Den Herrn dürft ihr nicht töten, ich kenne ihn und trete für ihn ein!“ Es erhoben sich Stimmen des Unwillens, aber der Wirt ließ nicht nach, und es gelang ihm schließlich auch, den Haufen zu beschwichtigen, dafür aber wurde Herrn M. das Ultimatum gestellt, noch am selben Tage sofort Grünhof zu verlassen.

Vorher aber wurde er noch zum Schloß geschleppt, wo er den Pulverkeller, die Waffenniederlage und (sic!!) auch den Keller, wo die Leichen der in Grünhof zu Tode gemarterten Sozialisten lagen, zeigen sollte! Trotz der schlimmen Situation konnte sich Herr M. eines Lachens nicht enthalten, als er solchen Blödsinn vernahm. Natürlich wurde nichts gefunden. Nun wollte man das Gebäude, worin die Soldaten gewohnt hatten, in Brand stecken, was aber durch Dazwischentreten von besonnenen Elementen verhindert wurde. Im Schlosse selbst wurde nichts beschädigt.

Unterdessen war es dem Oberförster gelungen, sich durch den Wald nach Hofzumberge durchzuschlagen, um die dortige Verwaltung zu warnen. Er kam gerade an, als die aus Fockenhof und Behnen nach Mitau berufenen Dragoner dort selbst eintrafen, und unter deren Schutz gelangten alle wohlbehalten nach Mitau. Unterwegs stießen sie auf den aus Grünhof ziehenden Haufen, der die Grünhöfischen Pferde hatte nehmen wollen, jedoch von einem braven Schmiedegesellen daran gehindert worden war; es kam zu einem Gefecht, wobei es auf seiten der Revolutionäre 7 Tote und etwa 8 Verwundete gab, worauf die übrigen sich schleunigst in den Wald flüchteten. Auf seiten der Dragoner wurde nur 1 Pferd verwundet.

28. November — 2. Dezember. Das Revolutionsdrama in Tuckum.¹

Seit Mitte November hatte sich im Tuckumschen Kreise die revolutionäre Bewegung in verstärktem Maße bemerkbar gemacht. Ueberall zogen bewaffnete Banden umher, raubten Waffen und riefen auf Meetings die Bevölkerung zum Aufstande auf.

Die ganze Tuckumsche Garnison unter dem Kommando des Oberstleutnants Müller bestand aus 50 Mann Infanterie

¹) Nach den Verhandlungsberichten des „Tuckumer Prozesses“ „Dünabtg.“ 1906 Nr. 295. 96. 98; 1907 Nr. 3. 7. 27. 29. 30. 37. Ferner Berichte von Augenzeugen, die weiterhin angeführt sind.

unter Kapitän Glindsitsch und ca. 40 Dragonern (roten) vom Pskowischen Regiment mit zwei Offizieren, dem Rittmeister Jaroschew und Kornet Ismailow. — Immer öfter kam es zu Zusammenstößen mit dem Militär.

Am 27. Nov. hatte in Schlampeu ein Meeting stattgefunden und 5 Delegierte waren dann auf dem Rückwege in Tuckum arretiert worden, wobei einer von ihnen erschossen wurde. Infolgedessen kam es am folgenden Tage, 28. November, gegen Abend zu einer Ansammlung bewaffneter Revolutionäre, unter ihnen viele Juden, auf dem Marktplatz, die stürmisch die Freilassung der Arretierten verlangten und mit einem Sturm auf das Gefängnis drohten. Als die Menge sich anschickte die Gefangenen zu befreien und eine Salve auf die Wache vor dem Gefängnis abgab, kam es zu einem Zusammenstoß mit einer Dragonerpatrouille in der Altmoekenschen Str., wobei ein Dragoner verwundet und einer erschossen wurde. Darauf eröffneten auch die Dragoner das Feuer, erschossen gegen 35 Tumultuanten und nahmen mehrere gefangen. — Indessen erfüllte der Kreischefgehilfe — der Kreischef Baron Rahden hatte sich in dem 1. Werst von der Stadt gelegenen Schloß Durben einquartiert — die Forderung und ließ, in der Hoffnung dadurch die Ruhe wiederherzustellen, die Arrestanten frei. — Diese Hoffnung war unbegründet. Während der ganzen Nacht rückten immer neue Mengen bewaffneter Revolutionäre in die Stadt ein, und erhielten im Lettischen Vereinshause, wo das revolutionäre „Komitee“ in Permanenz tagte, ihre Instruktionen.

Inzwischen war die Tätigkeit der Polizei der bedrohlichen Haltung der Einwohner wegen zeitweilig eingestellt worden. Am 29. November trat nun das Stadthaupt Martin Kremanns, ein Mann der sich bis dahin als loyaler Bürger geriert hatte, mit einigen Stadtverordneten im Lettischen Vereinshause zu einer Beratung über „Maßnahmen zur Herstellung der Ruhe“ zusammen. Man beschloß um Erlaubnis zur Begründung eines Bürger-Selbstschutzes nachzusuchen. Kremanns wandte sich daher telephonisch an den Kreischef Baron Rahden mit dem Gesuch: die Drohung zu dementieren, daß die Häuser, aus denen auf das Militär geschossen werde, niedergebrannt werden sollen, und ferner, die der Bevölkerung konfiszierten Waffen zurückzugeben, damit städtische Bürgerpatrouillen eingerichtet werden könnten. Baron Rahden schlug alles rundweg ab. Nun wandte man sich aber an den Oberstleutnant Müller, und der gestattete die Organisation eines „Selbstschutzes“, da Kremanns für die Ruhe in der Stadt garantierte, wie es scheint veranlaßt durch einen der Führer, Adolf Jordan. — Die Ver-

treter der Stadt versammelten sich nun wieder im Vereinshause zu weiterer Beratung. Hier erschienen jetzt aber auch, geleitet von zwei Hauptführern des Aufstandes, Wilhelm Kringel und dem Juden Chaim Blumenthal, eine größere Anzahl bewaffneter Insurgenten und etwa 50 unbewaffnete Einwohner. Kremanns erklärte, worin die Aufgabe der Patrouillen zu bestehen habe und wollte die Organisation selbst der späten Stunde wegen auf den nächsten Tag verschieben. Er wurde jedoch von Blumenthal und Kringel unterbrochen, die ihm zu schweigen geboten, weil er kein Recht habe, Befehle zu erteilen, da er doch nicht auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählt sei. Darauf vertrieb Kringel die unbewaffneten Einwohner aus dem Verein und erklärte, er werde selbst die Patrouillen organisieren. Am Eingang wurde ein bewaffneter Revolutionär postiert und die Aufständischen in kleine Abteilungen verteilt.

Um 9 Uhr abends erschienen die bewaffneten Patrouillen auf den Straßen. Aber keine Ruhe trat ein. Die ganze Nacht über fielen Schüsse und fortwährend trafen neue Trupps Bewaffneter ein. Mit Windeseile war die ganze Umgegend von der Lage in Tuckum benachrichtigt worden und überall wurden Bauern und Knechte zusammengetrommelt, um, freiwillig oder gezwungen, wobei auch das geschickt gehandhabte Gerücht von der „schwarzen Sotnja“ eine aufregende Rolle spielte, nach Tuckum zu ziehen. zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, auf der Eisenbahn. Selbst von Schloß, von Festen, ja von Randau her kamen sie an. In Randau wurde das Volk vom Exekutivkomitee durch Hornsignale zusammengerufen, ausgerüstet und unter Anführung des Hilfslehrers Freimann eilig in kleinen Trupps auf Wagen zum Kampf nach Tuckum geschickt. Es waren hier schließlich mehrere Tausend bewaffneter Revolutionäre versammelt.

Am frühen Morgen des 30. Novembers war die ganze Stadt in der Nacht der Aufständischen. Aller Verkehr stockte. Wo sich Soldaten blicken ließen, wurden sie beschossen. Sie mußten in ihren Standquartieren verbleiben, die Infanterie in ihrem Kasernement am Rande der Stadt, die Dragoner in der Eckmannschen Einfahrt an der Großen Straße, wo sie sich in dem großen steinernen Stall, so gut es ging, verschanzt hatten. Die Dragoner wollten auch ihrerseits die Häuser beschießen; das wurde ihnen jedoch nicht gestattet. Hier erschienen nun schon am Morgen mit weißer Flagge Parlamentäre der Rebellen, unter ihnen auch das Stadthaupt Kremanns, der dem Oberstleutnant Müller erklärte, er sei „irregeführt“ worden. Sie boten freien Abzug an gegen Kapitulation und Auslieferung

aller Waffen. Dies Ansinnen wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Die Dragoner selbst drohten jeden der Ihrigen niederzuschießen, der auch nur Miene machen würde, die Waffen auszuliefern.

Als die Russländischen von dieser Ablehnung erfuhren, begannen sie das zur Einfahrt gehörige Hotel, in dem die Dragoneroffiziere und Oberstleutnant Müller wohnten, heftig zu beschießen, so daß diese sich in den festen Stall zu ihrer Mannschaft zurückziehen mußten. Unterdeß hatte man alle Vorbereitungen getroffen, das kleine, von der Außenwelt abgeschnittene Häuflein Dragoner zu überwältigen. Man hatte Telephon- und Telegraphendrähte abgeschnitten und damit an mehreren Stellen quer über die Große Str. Sperren gezogen, um einen plötzlichen Durchbruch der Dragoner zu verhindern. Alle Fenster und Bodenräume der um die Einfahrt gelegenen Häuser waren durch Bewaffnete besetzt worden, besonders die Stadtschule und Kronselementarschule, der lettische Verein, das Haus des Doktors Jorban und der Turm der lutherischen Kirche; auf allen nach Tuckum führenden Wegen waren Piketts aufgestellt. Und nun begann von allen Seiten ein mörderisches Feuer auf den Zufluchtsort der Dragoner, die es nach Möglichkeit erwiderten. Das Schießen dauerte über 24 Stunden an.

Von auswärts wurden jetzt mehrfach Versuche gemacht, den Belagerten zu Hülfe zu kommen. Zweimal suchte die Infanterie unter dem Feuer der Revolutionäre durchzudringen. Vergeblich. Der Kapitän Glindsitsch wurde selbst kontusioniert, 8 von seinen Soldaten verwundet. Er war schließlich genötigt, sich nach Durben zurückzuziehen, wo sich 10 deutsche Herren mit 4 Jägern, 8 Kosaken und 20 roten Dragonern, die am 28. Nov. dort eingetroffen waren, in Verteidigungszustand gesetzt hatten. Auch der Kreischef Baron Rahden hatte mit 12 Dragouern schon um 10 Uhr morgens versucht in die Stadt zu gelangen. Am Kreuzwege Durben-Gäßenhof geriet er in heftiges Feuer, das aus einem Häuschen am Wege und von einem Holzstapel beim Stationsgebäude herkam. Sein Pferd wurde unter ihm erschossen, er stürzte und verletzte sich heftig am Knie. Einige Dragoner galoppierten nun weiter zur Stadt zu und kehrten mit Infanterie zurück, die dann das Häuschen und den Holzstapel beschossen und die dort eingekesselten Rebellen vertrieben. In die Stadt hineinzugelangen war unmöglich.

Bald nach 3 Uhr nachmittags kam von Neuenburg her der tags zuvor von Tuckum aus hinbeordnete Leutnant Helenius mit 17 Dragonern und dem Kreischefgehilfen Baron Wagge auf der Jrmलाuschen Straße in die Stadt geritten. Auch er

versuchte vergeblich durchzubringen. In seiner Begleitung befanden sich mehrere Flüchtlinge vom Lande, die sich ihm in Neuenburg angeschlossen hatten¹. Einer von ihnen, die Freifrau M. v. Drachensfels, berichtet² über diese Episode in den Aufzeichnungen über ihre Erlebnisse:

„Als wir uns Dackum näherten, sahen wir auf den Bahndämmen und auch sonst größere dunkle Menschenhaufen stehen und alles sah sehr unruhig aus. Als wir dann an die ersten Häuser der Stadt kamen, bemerkten wir, daß alle Fensterläden geschlossen und die Straßen ganz öde waren. Als die Dragoner am Eingang des ersten Hofes vorübergeritten waren, stürzten aber mehrere Personen, Männer und Frauen, heraus und sahen ihnen gespannt nach; — in demselben Augenblick fielen von beiden Seiten aus den Dächern und Bodenfenstern Schüsse, — die Neugierigen an der Ecke verschwanden im Nu, und nun ging das Schießen aus allen Häusern auf die armen Dragoner los! Sie versuchten auch zu schießen, aber da die Schüsse der Revolutionäre fast nur zwischen den Dachpfannen und aus kleinen Schießscharten hervorkamen, so war es ihnen unmöglich, ein Ziel aufs Korn zu nehmen. Der Leutnant Helenius versuchte in Karriere die Stadt zu passieren und entschwand mit seinen Dragonern sehr schnell unsern Blicken. Wir waren auch schon zwischen die ersten Häuser geraten, und es knallte hinter und vor uns! Mein Mann und unser Jäger Wehlisen sprangen sofort von den Wagen und brachten durch wohlgezielte Schüsse die Besatzung im ersten Hause zum Schweigen; — die Kutscher kehrten schleunigst um und fuhren mit uns etwa 100 Schritt zur Stadt hinaus, — weiter gestattete ich nicht zu fahren, da mein Mann nicht nachkam. Ich rief und bat in größter Angst um ihn, er möge kommen, — anfangs vergebens, — erst als aus den ersten Häusern keine Schüsse mehr fielen, kam er mit dem Jäger nach. Gleich darauf sausten in voller Flucht die Dragoner zurück, bespritzt, manche blutend, der Leutnant ohne Mühe, anscheinend auch verwundet. Es waren schreckliche Augenblicke!

„Die Dragoner waren weiter in der Stadt auf starke Drahtgeflechte, durch die die ganze Straße versperrt war, gestoßen, mußten wenden und wollten durch eine Nebenstraße weiter, stießen hier aber auf dasselbe Hindernis und waren dabei beständig im dichtesten Kugelregen. Da hieß es schleunig

¹) Es waren Fürst Lieven-Blieken nebst Gemahlin, seine Schwägerin Frau v. Voigt mit zwei Töchtern, Baron Drachensfels mit Gemahlin und Tochter, eine Jungfer und ein Jäger.

²) In Belhagen und Klasings Monatsheften, Juni 1906, Heft 10, S. 151. — Die Flüchtlinge wurden später von den Revolutionären gefangen genommen und nach vielem Ungemach erst am 4. Dez. wieder freigelassen.

umkehren. Nun erst fiel es uns ein, daß am ersten Hause auch mehrere starke Drähte quer über die Straße gelegen hatten; meine Tochter, die auch gleich aus dem Wagen gesprungen war, um an der Seite des Vaters die Feinde zu beschießen, was ich aber durch meine Bitten verhinderte, hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die Drähte vom Dachfenster des ersten Hauses aus gezogen und gehoben wurden. Es war das offenbar ein Drahtgeflecht gewesen, bestimmt, hinter den Dragonern aufgezogen zu werden, damit sie in der Falle und alle verloren gewesen wären! Die Schüsse meines Mannes und unseres Jägers hatten die Wiedermänner im ersten Hause lahm gelegt und so zum Glück diese Greuelthat vereitelt! Uebrigens wären auch wir in der Falle gewesen. — Der Leutnant war, gottlob, nur leicht am Knie verwundet. Sein Mantel war auf der Brust vom Schrot wie ein Sieb durchlöchert, das aber nicht weiter eingedrungen war; eine Kugel hatte das Bandelier getroffen, war aber nicht durchgegangen; er hatte einen leichten Streifschuß am Rücken und auch die Stiefel waren durchlöchert; wie durch ein Wunder war er am Leben geblieben. Zwei Dragoner waren ernstlich verwundet, der eine am rechten Arm, der andere am Bein; zwei andere hatten leichte Streifschüsse. — Während wir noch auf offener Landstraße berieten, was zu tun sei, rief unser Jäger wiederholt, wir sollten uns beeilen, sonst würden wir umzingelt werden. Er sähe ganze Trupps Menschen einem nahen Wäldchen zuströmen, das wir passieren mußten. Wir ordneten uns also schnell, nahmen den am schlimmsten verwundeten Dragoner auf unsern Wagen und kehrten überraschenderweise unangefochten zehn Werst auf unserem Wege zurück — bis zum Gutshofe Degahlen.“

Am nächsten Tage gelangte Leutnant Helenius mit seinen Dragonern, in Begleitung von Baron Bagge und Baron Drachensfels, auf anderen Wegen nach Durben, wo etwa um dieselbe Zeit auch der aus Talsen hinbeordnete Kornet Fer-molenko mit 20 Dragonern eintraf.

In Tuckum hörte inzwischen am Nachmittag des 30. Novembers das Schießen, wie ein Augenzeuge berichtet, plötzlich auf. Alles strömte ins lettische Vereinshaus, wo Kriegsrat abgehalten wurde. „Nach einer kurzen Pause ertönten die Kirchenglocken und riefen die Menge zum allgemeinen Sturm auf die verschanzten Dragoner, aber dieser scheiterte vollständig. Die meisten verstanden es wohl, aus gedeckter Stellung, aus Fenstern und Dächern und vom sicheren Kirchturm aus zu schießen, aber zum Sturm wagten nur wenige sich heran und diese wurden sehr bald weggeblasen.“ Man hatte zuerst beab-

sichtigt den Stall der Edmannschen Einfahrt in Brand zu setzen, das Unternehmen jedoch wegen des windigen Wetters bis auf den nächsten Tag verschoben.

Am Morgen des 1. De z e m b e r s wurde der Plan ausgeführt. Hornsignale ertönen. Eine Bude wird erbrochen und zwei Faß Petroleum an den Zaun beim Stall der Dragoner gewälzt. Eine daneben gelegene Scheune wird bespritzt und in Brand gesteckt. Wohl kostet es den Angreifern einige Opfer, aber das Werk gelingt. Die Flammen greifen auf den Stall hinüber. Es gelingt den Dragonern einmal den Brand zu löschen. Aber das Gebäude faßt zum zweiten Mal Feuer, das zu unterdrücken nicht mehr möglich ist. Den Eingeschlossenen bleibt nur übrig, einen verzweifelten Durchbruchversuch zu wagen.

Und die Tapfern wagen ihn. Zuerst wird der größte Teil der Pferde, 34 an der Zahl, hinausgetrieben, auf die sofort ein heftiges Feuer eröffnet wird; 28 werden erschossen, die andern verwundet. Dann laufen die Dragoner hinaus auf den Hof und die Straße. — „Schwarz wirbelte der Rauch“, so schildert ein Augenzeuge diesen Moment¹⁾, „über das Dach der kleinen Dragonerschar, gleich einer langen Trauerfahne, für die dem sicheren Tode Geweihten. Rasch öffneten sich die Pforten der verschanzten Dragonerfestung, entschlossen stürmen die Tapfern, in der einen Hand das Pferd am Zügel, es als Deckung benutzend, in der andern Hand das Gewehr, vorwärts durch Drähte und alle möglichen Hindernisse. Das unbeschreibliche Geprassel der von Kellerluken, Dächern, Fenstern der Häuser und Kirche entsandten Geschosse war entsetzlich. Es verschwammen die vielen Salven und Schüsse in einem furchtbaren Getöse, das weithin an dem gegenüberliegenden Walde ein schauerliches Echo fand. Ein gellendes Hurra durchtönte die Luft. Wunderbarerweise gelang es etwa der Hälfte der Dragoner sich durch dieses Höllenfeuer durchzuschlagen. Eine Dame sah vom Balkon ihrer Villa, wie 2 Dragoneroffiziere, den Revolver in der Hand, gefolgt von 4 Dragonersoldaten, durch den Garten der Villa flüchteten, den Eisenbahndamm an der Mühlenstauung erreichten und schießend und kämpfend in der Richtung nach Durben davonstürmten, verfolgt von einer ganzen Schar von bewaffneten Bauern und überschüttet von Geschossen aller Art. Die Bauern drangen darauf in den Pferdestall der Dragoner, wo nur noch der alte Oberstleutnant Müller zurückgeblieben war, die Hände hoch hob und seine Uebergabe anbot. Drei Leute traten jedoch

¹⁾ Duna-Ztg. 1905, Nr. 268 vom 7. Dez.

heran und schossen den greisen Mann nieder, der vierte verfehlte ihm noch einen Bajonettstich."

Während dieses Kampfes wurden 19 Dragoner getötet, fast alle übrigen, unter ihnen auch der Kornett Ismailow, verwundet; nur 14 Mann und die beiden Offiziere gelangten nach Turben unverwundet davon bloß der Rittmeister Jaroschew und 2 Dragoner. Auf dem Kampfplatz wurde indessen die Leiche des Oberstleutnants, fast kahl ausgezogen, auf das Straßenpflaster geschleudert, wo sie den ganzen Tag über liegen blieb, ebenso wie die gefallenen Dragoner mit ihren Pferden. Einer von den „Freiheitskämpfern“, ein junger Bauer namens Karl Bumeister (Baumann), der später (Febr. 1907) kriegsgerichtlich erschossen wurde, schnitt dem toten Oberstleutnant einen Finger ab, um sich seines Ringes zu bemächtigen. Hier muß allerdings registriert werden, daß einer der Hauptanführer, W. Kringel, diesen Mann daraufhin arrestieren ließ und ihm bedeutete, daß das „Komitee“ ihn zum Tode verurteilt habe und ihn den Soldaten zur Verfügung stellen werde. Aber die Führer vermochten oder verstanden es dennoch nicht, Bestialitäten ihrer „Milizen“ zu verhindern. — Mehrere von den Dragonern, die nur schwer verwundet gefallen waren, wurden nachträglich erschossen, mit dem Bajonett erstochen, ja mit dem Beil erschlagen. „Ein unglücklicher Dragoner“, erzählt ein anderer Augenzeuge (Düna-Ztg. Dez. 1905), der alles aus nächster Nähe beobachten konnte, „lag lange verwundet auf der Straße und schoß aus seinem Gewehr; die feindlichen Kugeln schlugen rechts und links auf. Immer wieder sah man ihn sich mühselig halb erheben und wehren, da plötzlich zuckte er, sank und rührte sich nicht mehr. Eine Kugel hatte ihm den Rest gegeben.“ — An einigen von den Leichen hat man später gegen 50 Schußwunden konstatieren können; sie waren auch sonst in entsetzlicher Weise verstümmelt und wiesen sehr zahlreiche tiefe Stich- und Hiebwunden auf. Diese entstellten Toten sind später photographiert worden; die Bilder wurden auch unter den Truppen verteilt. Zwei von den Helden, die Verwundete niederstachen, konnten nachmals dessen überführt werden, einer von den Anführern der Rebellen, der Bauer Jakob Leelkalmjahn und der Schmid Wilis Swaigskalm; auch sie büßten mit dem Tode.

Drei Dragoner und ein Infanterist, der wohl zum Dienst beim Oberstleutnant kommandiert war, fielen den Aufständischen lebend in die Hände. Zwei wurden am Bahndamm ergriffen, verprügelt und in den lettischen Verein geschleppt; die beiden andern waren in eine Querst Straße gelaufen und hatten hier auf dem Boden eines Hauses Schutz gesucht; man fand sie auf

und brachte sie gleichfalls in das Vereinshaus. Hier wurden sie übrigens nicht schlecht behandelt, man gab ihnen sogar Burs und Brot und versicherte, daß ihnen nichts geschehen werde.

Nach der „Schlacht“ mit den Dragonern trat eine Ruhepause ein. Im Vereinshause wurde wieder „Kriegsrath“ gehalten und bald darauf drangen bewaffnete Haufen in die Häuser und forderten alle Waffen ab. Der Friedensrichter und einige andere Personen werden gefangen gesetzt, der Polizeiaufseher für abgesetzt erklärt. In den Kanzleien der Kreispolizei und des Untersuchungsrichters wurden die Akten und Dokumente vernichtet und aus dem Gefängnis eine Anzahl politischer Gefangener befreit. Am Abend sollte eine neue Stadtverwaltung gewählt werden. Ein Haufe Aufständischer erschien auf der Station Lufum I, verhinderte den Abgang des Zuges nach Riga und wollte den Stationsgendarm töten, weil er den fliehenden Dragonern den nächsten Weg nach Durben gezeigt habe. Auf Bitten des Stationschefs ließ man ihn schließlich am Leben, doch wurde er entwaffnet. — Aus Gesprächen der Leute auf den Straßen hörte man indessen mehrfach, wie ein Augenzeuge berichtet, „daß nunmehr die Deutschen und die Juden vorgenommen werden würden.“

Am Abend hielten die „Führer“ im Vereinshause wiederum eine Beratung ab. Da erdröhete plötzlich ein Kanonenschuß: eine Granate schlägt ins Vereinshaus und reißt einen Theil der Fassade ab. Unter den dort Versammelten entstand eine große Panik: neue Truppen waren angekommen.

Endlich — wenn auch zu spät — war Entsatz herbeigeeilt: General N. A. Chorunshenko mit 160 Mann Infanterie, 85 Dragonern und 2 Geschützen. Er hatte zunächst die Zugänge zur Stadt nach einem von Ortskundigen ausgearbeiteten Plan besetzt und war mit einem Geschütz in die Stadt eingerückt, bis er in der Großen Str. auffahren und dreimal feuern ließ: eine Granate traf ins Vereinshaus, eine zweite in ein Privathaus, ein Schrapnellschuß in eine Hofspforte. Die aufgeschreckten Revolutionäre eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer. In der Dunkelheit konnten die Soldaten sie aber nirgends erblicken, sie wagten sich in der unbekannten Stadt nicht weiter vor. Der General zog die Truppen wieder vor die Stadt zurück. Schon jetzt suchten viele Revolutionäre eilig die Stadt zu verlassen; nicht wenige von ihnen wurden dabei von den Posten an den Ausgängen niedergeschossen. Während der ganzen Nacht vernahm man von der Umgebung der Stadt her unaufhörlich Gewehrfeuer. Unbegreiflicherweise zog der General aber bald auch die Fernierungsposten zurück, was sich viele der aufständischen Bauern sofort zu nuge machten.

Der Morgen des 2. Dezembers, berichtet ein Augenzeuge, zeigte ein ganz verändertes Bild. „Kein Hurra, kein Geschrei, kein Hornsignal, überhaupt kein lautes Gespräch auf den Straßen. Ueberall größere Gruppen von Bewaffneten mit offensichtlich besorgten Gesichtern. Viele hatten aus der Stadt einen Ausgang gesucht, aber keinen gefunden. Die ganze Nacht hatte das „Komitee“ die veränderte Lage beraten und nach einem Mauselloch gesucht, um durchzuschlüpfen und sich aus der Klemme ziehen zu können — und wirklich, man fand tatsächlich ein ganz günstiges und sogar ehrenhaftes Ausgangstor!“

Inzwischen hatte der General eine aufgegriffene Privatperson mit dem Befehl in die Stadt geschickt, sich zu ergeben und die Waffen auszuliefern, widrigenfalls er die Stadt bombardieren werde. Und nun eröffneten die Revolutionäre lange Verhandlungen. Um 11 Uhr vormittags erschien beim General ein Parlamentär, Jndrik Pangle, auf einem erbeuteten Dragonerpfers mit einer weißen Fahne in der Hand. Er überbrachte ein Schreiben des „Komitees“, in dem dieses erklärte, die Kronswaffen nur unter der Bedingung auszuliefern zu wollen, daß die Truppen zurückgezogen und nicht in die Stadt hineingeführt werden; sonst würde man wieder die „Positionen“ einnehmen. Der General antwortete schriftlich, daß er nicht bombardieren werde, wenn man die Waffen, die gefangenen Soldaten und die Pferde ausliefere und eine Deputation seitens der Stadt das feierlich versprechen werde. Nach kurzer Zeit kehrte der Parlamentär in Begleitung eines Unterhändlers, des Tischlers Behrsin zurück, denen der General nochmals seine Bedingungen mitteilte. Darauf kam noch eine dritte Deputation, welche die Bedingungen annahm.

Nun zog Chorunshenko mit den Truppen in die Stadt ein, wo ihn eine Deputation mit Heiligenbildern empfing, ihm Salz und Brot überreichte und sich zur Niederlegung der Waffen und Aufrechterhaltung der Ruhe verpflichtete. Auf dem Marktplatz wurde Friede geschlossen. Die erbeuteten Dragonerflinten, die Säbel und Sättel wurden ausgeliefert. „Ergreifend war die Szene“, berichtet ein Augenzeuge, „als den Dragonern auf dem Markt die Flinten ihrer hingemordeten Kameraden ausgeliefert wurden, nach denen sie stürmisch verlangt hatten. Sie reichten sie von Mann zu Mann und jeder Soldat küßte sie. Auch die toten Pferde wurden gestreichelt und geliebt.“ Die Abschachtung der Kameraden hatte sie furchtbar erbittert. Als sie so auf dem Marktplatz hielten, waren ihre Gesichter mutverzerzt. „Nur mit Mühe gelang es dem Offizier, seinem Kommando Gehör zu verschaffen. Er befahl schließlich die Flinten zu entladen und ließ die erbitterten

Reiter aus der Stadt führen.“ — Schon vorher am Vormittag war eine Schar der roten Dragoner in Neu-Tuckum einge-
drungen und hatte hier jeden niedergeschossen, der sich ihnen
nicht sofort ergab. Gegen 45 Personen — die Anzahl läßt
sich nicht genau feststellen —, darunter einige Frauen, sollen
hier das Leben eingebüßt haben, unter ihnen auch viele un-
schuldige Opfer.

So hatte Tuckum „kapituliert“. Das Resultat war aber,
daß inzwischen während der Verhandlungen und im Laufe des
Vormittags fast alle bewaffneten Revolutionäre die Stadt ver-
lassen hatten, unbehindert und unbehelligt, zum Teil auf dicht-
besetzten langen Wirtschaftswagen, mit den Waffen in der
Hand. Auch mit der Eisenbahn zogen viele ab, die Flinten
unter ihren Röcken und Mänteln versteckt. Unbehindert fuhr
auch das ganze revolutionäre Komitee mit dem 3 Uhr-Zuge
nach Riga ab*. Mit ihm brachte sich auch das Stadthaupt
Kremanns in Sicherheit. Er teilte den Stadtvertretern
mit, er fahre zum Generalgouverneur nach Mitau und dann
zum Grafen Witte, um persönlich für die bedrohte Stadt ein-
zutreten. Er nahm die Witwen- und Waisenkasse und andere
Gelder im Betrage von 30—40 Tausend Rbl. an sich, löste
in Riga einen Auslandspaß und verschwand auf Nimmerwieder-
sehen. — Was die Tuckumer Einwohner an Waffen aus-
lieferten, war meist von geringem Wert.

Die Presse griff bald darauf den General Chorunshenko
seines unverständlichen Verhaltens wegen heftig an. Er suchte
sich in der „Nov. Vremja“ zu rechtfertigen; aber der Versuch
mußte gerade in den Hauptpunkten, auf die es ankam, als
gänzlich mißlungen bezeichnet werden. (Vgl. „Die Lettische
Revolution“ Bd. II, S. 266.)

Noch am Tage der Kapitulation zog der General weiter
nach Talsen, um die dortigen Garnisonen zu entsetzen.

29. Nov. — 2. Dez. Frauenburg (Kurl.). Auch hier hatten
zahlreiche Meetings, die namentlich unter der Führung eines
Malergesellen und eines Photographen abgehalten wurden, die
Bevölkerung soweit aufgehetzt und aufgereggt, daß sich zum

*) Die Hauptführer des Aufstandes hatten sich in Sicherheit gebracht;
einige, wie der Jude Chaim Blumenthal, für immer; andre wurden späterhin
gefangen. Zwei Brüder Anskaln waren Waldbrüder geworden, sie wurden
ergriffen und erschossen. W. Krinkel war ins Ausland geflüchtet; er kehrte
aber zurück, wurde gefaßt und mit noch zwei Genossen in Mitau kriegsgerichtlich
erschossen. Adolf Jordan war auch ins Ausland geflohen; er kam wieder,
wurde in Riga ergriffen und feldgerichtlich erschossen (8. Dez. 1906). Von den
übrigen Tuckumer Rebellen wurden später vom Rigaer Kriegsgericht 45 zur
Zwangsarbeit bis zu 15 Jahren und 17 zum Tode verurteilt; sie wurden am
14. Febr. 1907 in den Sandbergen erschossen.

29. November alle bewaffneten, um gegen die „schwarze Ssotnja“ zu ziehen. Von allen Gütern in der Umgegend trafen Voten ein mit den Meldungen, daß sie von hier oder von da heranziehe. Es entstand eine ungeheure Aufregung.

Als nun am 30. November der hier stehende Militärposten nach Hasenpöth abzog, erhielten die Revolutionäre vollständig freie Hand. Auf dem Gemeindegerecht wurden die Richter abgesetzt und neue gewählt; der Pastor, Th. Becker, wurde abgesetzt und ihm ein Termin zum Verlassen des Pastorats gestellt.

Am 2. Dezember wurde dann die Verwaltung des Fleckens neu gewählt, acht Personen, unter ihnen der Postmeister, der orth. Priester Stiprais, der Kaufmann Billwitz und sogar drei weibliche Personen, eine 70jährige Frau Reber und zwei jüngere Fräulein. Nach der Wahl begab sich der ganze Haufe zum Stadtkältesten Bezinsky und nahm ihm fast mit Gewalt die Schlüssel ab. Dann wurde mit viel Geschrei die Monopolbude zerstört und die Polizei, ein Pristaw und 3 Schutzleute, entwaffnet, worauf die Entwaffnung der Bewohner des Fleckens folgte. Am folgenden Tage wurde sogar ein „Generalstreik“ angeordnet, der mehrere Tage dauerte.

29. Nov. — 2 Dez. Alt-Aug (Kurl.). Im Flecken Alt-Aug stand eine Kompanie Infanterie (vom Windauschen Regiment). Am 30. November wurde das Militär im Amtstokal des Friedensrichters, wo es stationiert war, von revolutionären Banden überfallen und heftig beschossen, wobei 4 Mann schwer verwundet wurden. Die Kompanie war genötigt am folgenden Tage abzuziehen. Der Flecken geriet nun ganz in die Macht der Aufständischen. Am 2. Dezember griff ein bewaffneter Haufe die Kanzlei des jüng. Kreischefgehilfen v. Brasche an, vernichtete Bücher, Protokolle und Mobiliar. Alle Regierungsinstitutionen wurden aufgehoben, die Beamten abgesetzt, von denen mehrere fliehen mußten, um ihr Leben zu retten. — Schließlich wird eine neue revolutionäre Verwaltung eingesetzt, die zwanzig Tage lang funktioniert, bis zum 22. Dezember, wo endlich wieder Militär am Orte erschien. (Verhandlungsberichte des Alt-Augschen Prozesses, Febr. 1907. „Rig. Tgbl.“ 1907 vom 8. u. 9. Febr.)

29. Nov. — 5. Dez. Die Beschießung von Talsen.*

Der Flecken Talsen in Kurland gehörte zum Aktionsgebiet des Komitees der „Tuckum-Talsenschen lettischen sozialdemokra-

*) Nach den Verhandlungsberichten des „Talsenschen Prozesses“. „Düna-Zeitung“ 1906 August, Nr. 193. 195. 196. 198. — Berichte von Augenzeugen „Düna-Ztg.“ 1905 vom 9. Dez. — „Balt. Tagesztg.“ 1907 Nr. 96.

tischen Partei“ Zahlreiche Meetings in der ganzen Umgegend hatten für die Aufwieglung der Bevölkerung gesorgt. Im November mehrten sich von Tag zu Tage die gelegentlichen Zusammenstöße bewaffneter Revolutionäre mit dem Militär. — In Talsen stand eine Schwadron (ca. 85 Mann) der (roten) Pskowischen Dragoner unter den Kornetts Zugowoj und Termolenko, der am 30. Nov. mit 20 Mann nach Tuckum abberufen wurde. Am 20. Nov. waren die Dragoner genötigt, ein Meeting im sog. Einsiedlerwalde mit Schüssen auseinanderzutreiben, wobei 3 Personen getötet und mehrere verwundet wurden. Bei der Beerdigung der Gefallenen am 26. Nov. kam es wohl zu großen Demonstrationen mit wilden sozialdemokratischen Reden, doch nicht zu blutigem Zusammenstoß.

Am 29. November aber brach plötzlich in der Stadt wie in der ganzen Umgegend eine wilde Panik aus. Reitende Boten, erzählten Augenzeugen (Düna-Ztg. vom 9. Dez. 1905), „verbreiteten mit unglaublicher Schnelligkeit ringsum im Lande fürchterliche Schreckensnachrichten: die „schwarze Rotte“ ziehe plündernd, brennend, entsetzlich mordend von Tuckum heran. In Talsen hatte dies Gerücht zunächst die überraschende Wirkung, daß alle, sowohl die ordnungsliebenden Bürger als auch die Sozialdemokraten, Deutsche, Letten und Juden sich zusammaten und einen Selbstschutz organisierten. Die Aufregung war unbeschreiblich. Jeden Augenblick erwartete man den furchtbaren Ueberfall — aber es blieb alles still. Das Gespenst erschien nicht.“

Nun aber bemächtigten sich die Revolutionäre der Stadt. Die Stadtverwaltung wurde beseitigt; eine bewaffnete Bande drang ins Friedensgericht ein, der Friedensrichter Baron Hensing wurde „abgelegt“; ebenso der Notarius Baron Sacken. Der Postmeister mietete Pferde und brachte die Postkasse fort. — Einer der Hauptführer der Revolutionäre war hier der Talsensche Buchhändler Linde, neben ihm auch der Photograph Steinberg, ein Jude. Die Dragoner waren „boykottiert“; bei Todesstrafe hatten die Aufständischen verboten, ihnen etwas zu verkaufen, so daß sie schließlich genötigt waren, sich mit Gewalt Heu und Hafer zu verschaffen, wofür sie das Geld in der Kantei hinterlegten.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember erfuhren die Dragoner, daß die Gewehrniederlage beim Kreismilitärchef überfallen werden soll. Der Kornett Zugowoj eilte sogleich mit den Dragonern dorthin, fand aber alles in Ordnung. Während dessen hatte eine Bande von etwa 15 Revolutionären den Stall der Dragonerpferde in der Einfahrt des Hotels „St. Petersburg“ anzuzünden versucht, war aber von der Wache

zurückgeschlagen worden, wobei zwei Revolutionäre erschossen und einer ergriffen wurde.

Am folgenden Tage, 3. Dezember erfuhr man, daß ein größerer Haufe von 2—300 Mann, die sich ebenso wie in Tuckum von allen Seiten „zum Krieg nach Talsen“ zusammenzogen, das Städtchen überfallen wolle. Die Eskadron eilte sofort der heranrückenden Menschenmenge entgegen. In der Laizenschen Straße wurden aus einem Haufe auf sie einige Schüsse abgegeben, worauf sie von allen Seiten, sowohl von der Straße als von den benachbarten Häusern mit Schüssen überfallen wurden; 4 Dragoner und 5 Pferde wurden erschossen. Die Straßen waren von Glätteis bedeckt, so daß den Dragonern der Rückzug sehr erschwert wurde. Der Kornett Jugowoj kommandierte 15 Dragoner nach der Kaserne zurück, um sie vor einem Ueberfall zu schützen. Als diese auf einen Hof bei der Kaserne kamen, wurden sie plötzlich von den Revolutionären überfallen, welche auf sie zu schießen begannen. Nach drei von den Dragonern abgegebenen Salven stoben die Angreifer auseinander. In der Nacht versuchten die Revolutionäre nochmals einen Ueberfall auf die Kaserne, wurden aber zurückgeschlagen.

Am 4. Dezember erschien der Schreiber der Stadtverwaltung August Klimpmann bei der Wache der Verwaltung des Kreismilitärchefs und erzählte, daß er vom „Komitee“ delegiert worden sei, den Unteroffizier Behrsing und die Soldaten aufzufordern, sich den Revolutionären zu ergeben. In der Stadt sei eine Miliz von 1000 Mann, organisiert und bewaffnet, welche bei jedem Widerstand das Haus der Verwaltung des Kreismilitärchefs niederbrennen und die Soldaten niederschießen würden. Als Klimpmann fortgegangen war, umzingelte eine Menschenmenge das Haus der Verwaltung, sperrte das Kommando ein, brach das Zeughaus auf, raubte 116 Flinten mit Patronen und zerstreute sich. Der Kreismilitärchef, der später auch in Anklagezustand versetzt wurde (April 1907), hatte keine genügenden Maßregeln gegen einen solchen Ueberfall getroffen, ja er hatte dem Unteroffizier sogar befohlen, auf die Revolutionäre nicht zu schießen, wenn sie das Zeughaus in größerer Menge angreifen würden. — Während dieses Ueberfalls schickte Jugowoj 10 Dragoner zum Kreismilitärchef nach Patronen, die Menge aber überfiel auch sie, so daß sie zurückweichen mußten.

Als General Chorunshenko, der inzwischen von Tuckum her in Stenden angelangt war, von diesen Vorgängen erfuhr, schickte er dem Kornett Jugowoj den schriftlichen Befehl, sich zurückzuziehen und sich auf dem Wege nach Stenden etwa

um 5 Uhr nachmittags mit ihm zu vereinigen. Die Dragoner zogen nun ab. Die Revolutionäre triumphierten. Der Schreiber Klimpmann sagte siegesgewiß zum Apotheker, bei dem er sich Verbandzeug für seinen durchschossenen Arm holte: „Seien Sie ganz ruhig, die Dragoner werden nie mehr zurückkommen.“

Nachdem die Talsenschen Dragoner sich mit General Choruschenkos Truppen vereinigt hatten, rückten sie zusammen vor die Stadt, auf die sechs Kanonenschüsse abgegeben wurden. In der Stadt erfuhr man, daß der General, falls die Aufständischen nicht morgens die geraubten Gewehre ausliefern und kapitulieren würden, den Ort in Grund und Boden schießen werde. Da es dunkel war, zog der General sich für die Nacht wieder nach Stenden zurück.

Am folgenden Morgen, 5. Dezember, erschien hier eine Deputation aus Talsen, die dem General meldete, daß „die Bevölkerung sich beruhigt habe.“ So rückten die Truppen wieder vor. Kornett Lugowoj wurde mit seinen Dragonern vorausgesandt. Als Avantgarde ließ er zuerst 20 Dragoner in die Stadt voranreiten. Als diese nun in die Große Straße gelangt waren, wurden sie plötzlich aus einigen Häusern beschossen. Der Kornett Jermolenko wurde durch zwei Schüsse am Arm verwundet, von den Dragonern 3 getödtet und 3 verwundet. Die erbitterten Dragoner erwiderten das Feuer und setzten die Häuser in Brand, während nun auch der Kornett Lugowoj mit seiner Schwadron herbeigeeilt war. Namentlich aus dem Hotel Dunkel (Grunsky), dem Sitz des revolutionären „Komitees“, war geschossen worden; es wurde umstellt, und nachdem der Wirt nebst Familie und einigen andern Frauen und Kindern herausgelassen war, beschossen, wobei mehrere Aufständische darin umkamen, und dann in Brand gesteckt. Auch das Haus des Photographen Steinberg wurde niedergebrannt. Der so entstandene Brand griff aber auch auf andere Häuser über, so daß eine ganze Anzahl Gebäude in Asche gelegt wurden. In einigen von ihnen waren Sprengstoffe verwahrt, die nun mit gewaltigem Getöse in den Flammen explodierten. — Inzwischen war auch der General mit seinen Truppen herangekommen, die nun die Revolutionäre vollends durch einige Kanonenschüsse und Gewehrsalven auseinander sprengten. Erschossen wurden der Photograph Steinberg und der 17jährige jüdische Polytechniker Thalberg. Die meisten von ihnen hatten freilich auch hier die Verwirrung benutzt, um zu entkommen. Ganze Wagenreihen Bewaffneter, erzählt ein Augenzeuge, fuhren auf der Postenschen und Murnhufenschen Straße zur brennenden Stadt hinaus.

Das Militär rückte sofort wieder ab, nach Mitau, wo ein

großer organisierter Angriff der Revolutionäre auf die Stadt erwartet wurde. Der Einwohner Talsens hatte sich ein großer Schrecken bemächtigt. Was zurückblieb, erzählt der erwähnte Zeuge, „was nicht zu Fuß oder in Wagen nach Riga oder in die Wälder und Gegend der Umgegend floh, blieb in Angst und Not und Elend. Die Polizei hat sich aufgelöst. Die Kentei ist fortgeführt. Das Militär ist abgezogen, nachdem es die Beamten aufgefordert hatte, die Stadt unter seinem Schutze zu verlassen, und Privatpersonen samt deren Familien gestattet hatte, sich diesem Zuge, der sich am 6. Dezember vormittags zur nächsten Eisenbahnstation, Stenden, bewegte, anzuschließen. Es war ein langer, trauriger Zug. Um 2 Uhr nachts fuhren die Flüchtlinge nach Riga ab*.“

28. Nov. — 5. Dezember. Windau in den Händen der Revolutionäre.

Seit dem Oktobermanifest hatte auch in Windau die Gährung beständig zugenommen (vgl. oben S. 32. 59. 70). Am 28. November wurde nun der Generalstreik proklamiert und in wenigen Stunden befand sich die ganze Stadt in den Händen der Revolutionäre unter der Leitung des lettischen sozialdemokratischen Komitees, dem alles zu gehorchen hatte. Berittene wohlbewaffnete Patrouillen durchzogen die Stadt und bemächtigten sich aller Institute, des Elevators, der Banken, des Hafens. Die Behörden blieben einstweilen in Funktion. Nur der Pastor der lettischen Gemeinde, H. Glaeser, wurde vom „Volk“ für abgesetzt erklärt. Die Polizei hatte alle Macht verloren.

Das anwesende Militär, ca. 160 Mann Infanterie und 30 Dragoner, wurde durch die Schwäche des Platzkommandanten ebenfalls ganz außer Aktion gesetzt. Er empfing sogar täglich Deputationen der Sozialisten und verhandelte mit ihnen.

Am 29. November stand Windau unter sozialdemokratischer „Regierung“. Hier waren einige Tage zuvor auf der Reise von Libau nach Riga zwei höhere Offiziere, ein General und ein Oberstleutnant, zu Schiff angelangt. Dreimal wurde ihnen die Erlaubnis zur Weiterreise gegeben, dann aber wieder entzogen. Auch auf Privatpersonen erstreckte sich die Fürsorge des sozialdemokratischen Komitees. Die im Hotel angelangten Gäste durften nur auf ihren Zimmern speisen, mußten ihre Zimmer selbst säubern und sich mit einem Kellner begnügen, da die übrigen Bediensteten entlassen waren.

*) Von den später verhafteten Talsenschen Revolutionären wurden später, im August 1906, kriegsgerichtlich 8 zum Tode und 14 zu Zwangsarbeiten verurteilt.

Nun sollte, wie ein Augenzeuge berichtet, ein Teil des in Windau stehenden Militärs mit einem Militärzuge fortgeschickt werden. Die Genehmigung dazu wurde nur unter der Bedingung gegeben, daß mit dem Militärzuge sich Delegierte zum Generalgouverneur v. Bockmann begeben könnten, um ihm zu sagen, daß „in Windau alles ruhig“, das Militär überflüssig und seine Entfernung ratsam sei. Unter den Delegierten befanden sich u. a. auch der Wirkliche Staatsrat Sch. und der Friedensrichter Sp. Als der Militärzug am 30. November abgehen sollte und mit ihm auch der General und der Oberstleutnant Windau verlassen wollten, wurde das gewaltsam verhindert und die Lokomotive abgekoppelt. Erst am 1. Dezember um 11 Uhr vormittags konnte der Zug, ohne jene hohen Militärs, abgelassen werden. Kurz vor Stenden erwies sich das Geleise als beschädigt und alle verließen den Zug. Unter dem Militär zeigte sich eine große Erbitterung, die sich gegen die Delegierten richtete; diese konnten mit knapper Not in den Wald flüchten und mußten die 18 Werst bis Windau zu Fuß und später mit einer Draisine zurücklegen.

27. Nov. — 13. Dez. Goldingen unter der Herrschaft der Revolutionäre.

Am 25. Nov. abends wurde ein Schutzmann meuchlings erschossen. Die Folge davon war, daß am 27. Nov. sämtliche Schutzleute bei dem Kreischef erschienen und ihre Aemter niederlegten. Bald darauf wandten sich, wie der zusammenfassende Bericht eines wohlinformierten Goldingers („Dünabtg.“ 1905 vom 3. Dez.) erzählt, Delegierte der sozialdemokratischen Partei an den Kreischef mit dem Ersuchen, den Schutz der Stadt ihnen anzuvertrauen und ihnen die Waffen der entlassenen Polizeichargen zu übergeben. Der Kreischef hielt es für möglich, sich auf dies Experiment einzulassen, obgleich in dieser Zeit auch das Militär, ca. 35 Dragoner und 50 Infanteristen, aus Goldingen zurückgezogen worden war. Von Stund an standen Männer mit roten Bünden auf den Posten und patrouillierten in der Stadt. Das Stadthaupt, Krause, der ihnen bis dahin den Rathausaal zur Veranstaltung von Meetings verweigert hatte, ersuchten sie, ihnen das Lokal einzuräumen, um über Maßregeln zur Sicherung der Stadt zu beraten. Das Stadthaupt sah sich nicht in der Lage, seine Weigerung aufrecht erhalten zu können. Auf diesem Meeting am 28. Nov. wurden nun Reden höchst bedenklichen Charakters gehalten. Die Redner sprachen von den Fenstern des Saales aus, auf dem Marktplatz stand die laufende Menge. Die heftigsten Angriffe richteten sich gegen die „Blutsauger“, die „Tschinowniks“, die „Herren“ überhaupt, und gegen den Kaiser,

dessen in unqualifizierbaren Ausdrücken Erwähnung getan wurde. Dann wurde die Menge aufgefordert, eine Kommission zu wählen, die eine Wählerliste für die Wahl einer neuen Stadtverordneten-Versammlung zusammenstellen sollte. Von den Rednern wurden verschiedene Personen in Vorschlag gebracht und nach der Stärke des Beifallsgeschreis oder des Murrens entschieden, wer gewählt sei. Ferner wurden alle Anwesenden dringend gewarnt, sich der baltisch-konstitutionellen Partei anzuschließen. In der Woche vorher hatte nämlich in Goldingen eine Versammlung von Vertretern aller Berufe stattgefunden, um über den Anschluß an diese oder die in Mitau gegründete monarchisch-konstitutionelle Partei zu beraten; darnach waren unter dem Volk sofort die Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, als handle es sich um einen Zusammenschluß der „Tschornaja Sfortnja“. Die Anhänger dieser Partei wurden jetzt als „Volksfeinde“ gebrandmarkt. Die Letzten, die sich an der Versammlung beteiligt hätten, seien von den „Herren“ erkauft worden. Doch traten auch Redner auf, die sich maßvoller ausdrückten und vor nationaler Hysterie warnten. Unter Hurrageschrei und revolutionären Liedern ging die Versammlung auseinander.

In den nächsten Tagen trat eine Kommission zusammen und stellte fest, daß alle Personen beiderlei Geschlechts, die über 20 Jahre alt wären, das Recht hätten, an den städtischen Wahlen teilzunehmen. Des Rathauses hatte sich die revolutionäre Partei völlig bemächtigt.

Am 30. November fand die letzte legitime Stadtverordnetenversammlung statt, doch waren nur 13 Stadtverordnete erschienen. Schon seit einem Monat waren keine städtischen Steuern eingeflossen — unter dem Druck von Drohungen der Revolutionäre. Trotzdem wurde es der bisherigen Stadtverwaltung aufs Schuldkonto geschrieben, daß sie leere Kasse hinterlassen habe! Die Rentei wurde von Leuten, die ihre Sparkasseneinlagen zurückforderten, unausgesetzt umlagert; sie hatte täglich ca. 20,000 Rbl. auszusahlen. Endlich wurde die Parole ausgegeben, man solle kein Papiergeld mehr entgegennehmen. Handel und Wandel begann zu stocken.

Am 2. Dezember verlangte ein Teil der Schüler der Handelsschule, aufgehetzt durch Agitatoren, Änderungen im Schulwesen, z. B. Aufhebung sämtlicher Strafen; der Inspektor weigerte sich jedoch mit den Schülern in Unterhandlung zu treten. Darauf zogen ca. 40 Schüler ab; der größere Teil blieb in der Schule. — Am nächsten Morgen erschienen die streikenden Schüler in Begleitung von roten Polizisten vor der Schule, erzwangen den Eintritt und unter dem Gesang von revolutionären Liedern die Entlassung der Schüler. Von da

zogen die tumultuierenden Schüler zur Stadttöchterschule und erzwangen auch hier die Schließung.

Am 3. Dezember verbreitete sich das Gerücht, Kosaken seien aus Tuckum im Anmarsch. Die revolutionäre Stadtregierung, an deren Spitze ein seinerzeit aus dem Goldinger Seminar ausgeschlossener Kleinhändler Sch. stand, verfügte daraufhin eine Requisition aller in der Stadt vorhandenen Waffen. In der Stadt kursierte das Gerücht, der Kreischef habe ihnen zu diesem Zweck das Verzeichnis der im Laufe der letzten Monate gelösten Waffenscheine zur Verfügung gestellt. Jedenfalls waren sie genau orientiert, in welchen Häusern und wieviel Waffen sie zu finden erwarten durften. Auch auf den benachbarten Gütern Pelzen, Kormahlen, Planezen wurde die Auslieferung sämtlicher Waffen erzwungen. Alle nach Goldingen führenden Wege wurden von Patrouillen bewacht.

Bereits am 2. Dezember war der jüngere Kreischefgehilfe Hugo Detlowsky von den Revolutionären verhaftet und ihm die Mitteilung gemacht worden, er werde nun dafür gerichtet werden, daß er seinerzeit in Mitau einen Sozialisten in Verteidigung seines eigenen Lebens erschossen hatte. Er erhielt zunächst Stubenarrest und rote Polizisten bewachten ihn. Am 4. Dezember wurde seiner Braut ein Abschiedsbesuch bei ihm gestattet. In der folgenden Nacht wurde er sodann aus Goldingen fortgebracht und schließlich in Libau ermordet, wo man einige Tage später auf einer Straße seine Leiche fand.

Am 5. Dezember zogen Volkshaufen mit roten Binden umher und leerte in den verschiedenen Handlungen die Sammelbüchsen des „Roten Kreuzes“. Die Versuche der neuen Stadtverwaltung, für sich Steuern zu erheben, scheiterten vielfach.

Am 6. Dezember trafen Gerüchte von dem Bombardement Talsens in Goldingen ein. Dem Bericht eines Augenzeugen entnimmt die Chronik Folgendes („Düna-Ztg.“ 1905 vom 20. Dez.): Die Führer des sozialistischen Komitees machten sich mit den „requirierten“ Geldern in der Richtung auf Libau aus dem Staube, wurden aber von ihren Parteigenossen eingeholt und zur Rückkehr gezwungen. Die Hausbesitzer hielten Versammlungen ab, um zu beraten, was zur Abwendung des Bombardements zu tun sei. Die Revolutionäre hatten den Befehl erlassen, nach Eintritt der Dunkelheit im Falle des Einrückens des Militärs Hospforten und Haustüren nicht zu verschließen. Das ehem. Stadthaupt, Armin Adolphi, trat energisch dafür ein, diesen Befehl unbeachtet zu lassen, da es offenbar darauf abgesehen sei, bei Beginn eines Straßenkampfes in die Häuser Unbeteiligter zu flüchten und von dort aus die Soldaten zu beschießen. — Auch die Frage der städ-

tischen Wahlen wurde besprochen. Ein lettischer Hausbesitzer stellte die Forderung, daß wenigstens nur solche Stadtbewohner das Wahlrecht ausüben dürften, die irgend eine Steuer zu gunsten der Stadt zahlten. Darauf erklärte ein anwesender Polytechniker, der Mann sei ein Verbrecher; wenn er nicht binnen 10 Minuten sein Wort zurücknehme, werde er „gerichtet“ werden. Der Antragsteller erklärte darauf, er habe geglaubt, er sei in einer Versammlung, in der „Freiheit des Worts“ herrsche; wenn er gewußt hätte, daß dem nicht so sei, hätte er überhaupt nicht geredet, und nehme seine Worte zurück. Das sozialistische Komitee bemerkte mit Schrecken, daß sich eine starke Reaktion zu regen begann. Die meisten Anwesenden verließen erbittert die Versammlung.

Von Tag zu Tage wurde nun das Eintreffen des Militärs mit nervöser Spannung erwartet. Eine Kommission, bestehend aus einem Deutschen, M. Adolphi, einem Juden, Herzenberg, und einem Letten, Taube, wurde gewählt, um dem Militär entgegenzuziehen und Abwendung eines Bombardements zu erwirken. Die kleinen Leute, besonders die Juden, flüchteten in Scharen aus der Stadt. Gerüchtweise verlautete, die Revolutionäre hätten sich bei Rönken (auf dem Wege nach Stenden) und bei Wilgahlen (auf dem Wege nach Hasenpoth) verschanzt, um dem anrückenden Militär eine Schlacht zu liefern. Als nun in den nächsten Tagen keine bestimmteren Nachrichten eintrafen, wurde die Stimmung immer ratloser. Auf dem Markte wurde laut von einer bevorstehenden Deutschenhege geredet. Die umliegenden Güter wurden von herumziehenden Revolutionären geplündert. — In Dexten gelang es der Energie einer Dame, das Silberzeug vor den Revolutionären zu retten. Grauduppen wurde binnen 24 Stunden von vier verschiedenen Häufen heimgesucht. Der Besitzer, Baron Rahden, wurde gezwungen, persönlich Speorräte herbeizuschleppen, Weine einzuschicken, seine Garderobe zur Verfügung zu stellen. Als er den Versuch machte, sich mit seiner Familie in die obere Etage zurückzuziehen und die Tür zu verschließen, wurde diese eingetreten und er und seine Gemahlin unter Insulten die Treppe hinuntergestoßen. Die Kinder wurden vor der rohen Menge nur dadurch gerettet, daß sich die Schwester des Besitzers den Leuten entgegenwarf und erklärte, man möge sie ermorden, aber ins Kinderzimmer werde sie niemand hereinlassen. Nach diesen Erfahrungen flüchtete Baron Rahden nach Goldingen.

Am 10. Dezember erschien eine Bande von ca. 10 Revolutionären, die von Grauduppen hergekommen war, morgens vor 8 Uhr beim Hause des ehem. Stadthaupts Arnim Adolphi. Als dieser, herausgeklüngelt, in der Tür erschien, teilte der

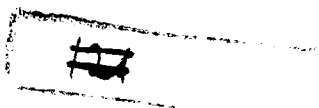
Sprecher des Hauses mit, soeben seien Soldaten eingetroffen. Adolphi erwiderte, das sei ja schön, daß sie endlich gekommen seien.

Anfang Dezember. Libau. Die Stadt geriet dank der starken Garnison zwar nicht in die Hände der sozialdemokratischen Komitees. Aber diese waren tatsächlich von sehr großem Einfluß. Sie wurden tatsächlich auch von den besitzenden liberalen Klassen pekuniär unterstützt. Wie weit ihr Einfluß reichte, zeigt die Tatsache, daß sogar ein Zollkreuzer, also ein Regierungsschiff, auf Verlangen des Komitees einen mit Getreide befrachteten Dampfer verfolgte, als das Komitee beschlossen hatte, die Ausfuhr von Nahrungsmitteln zu verbieten. (Vgl. Die Lettische Revolution, Bd. II, S. 273.)

Am 5. Dezember brach unter den Elementarschülern zum zweiten Mal ein Streik aus. Bei der Stifterschule kam es zu einer lebhaften Kundgebung der streikenden Schulkinder, die schließlich durch Dragoner vertrieben werden mußten.

Am 5. Dezember erließ der Chef des Libauschen Rayons folgende Bekanntmachung: „Die Reden der Agitatoren nehmen in letzter Zeit die Form des offenen Aufrufs zum Aufstande an. Das Vorgehen der Hooligans dokumentiert sich in Raubüberfällen, Morden und Blinderungen. Von ihnen ist schon viel Blut friedlicher Bürger vergossen, ist schon viel Gut geraubt worden. Die Agitatoren und ihre Werkzeuge — die Hooligans und Dunkelmänner — die nichts mit dem Wohle des Volkes gemein haben, führen absichtlich und unentwegt zum Chaos und zu erbitterten Zusammenstößen hin. Ich fordere die friedlichen Bürger, Kinder, Jünglinge und Frauen eindringlich auf, sich bei Ausbruch auch nur der geringsten Unruhen nicht auf den Straßen aufzuhalten.

1. Dez. Virginahlen (Kurl.). Überfall auf das Gut. Abends erbricht ein Haufe Bewaffneter die Wohnung des Amtmanns Helmann, raubt ihm Waffen und verlangt, daß er an der Erstürmung des Herrenhauses teilnehme. Als er das ablehnt, wird er durch einen Schrottschuß verwundet. Dann machte sich die Bande an die Erstürmung des Herrenhauses, welches vom Oberverwalter, Baron Grotthuß, allein verteidigt wurde. Während eine Anzahl von Schützen auf die Fenster des Schlosses anlegte, gingen zwei Männer mit Beilen gegen die verbarricadierte Haustür vor. Mit einigen wohlgezielten Schüssen schlug Baron Grotthuß diesen Angriff ab. Nun wurde gegen das Schloß ein förmliches Feuergefecht eröffnet, wobei die Fenster zertrümmert, die Wände durchschossen und Baron Grotthuß durch einen Streifschuß an der Schläfe verletzt wurde. Nachdem jedoch auch ein zweiter Angriff gegen die



Die Wiedergeburt Preußens.

Von

G. Lehnert.

Die Niederlage bei Jena traf die preußische Monarchie ins Mark, der Ruhmeskranz preußischer Unbesiegbarkeit war zerrissen und in den Staub getreten, aber wie ein sengender Blitzstrahl fuhr der furchtbare Schlag in die Seele des preußischen Volkes und zündete die heilige Flamme gerechten Volkzorns, die den vermessenen Verächter aller Völker- und Menschenrechte verzehren sollte. Noch war das Schlimmste nicht geschehen und erduldet, aber schon war die Stimmung des Volkes eine andere. „Dieser Ernst lag über den Gemütern, heißere Gebete stiegen empor zum Allerhöchsten, mancher wetterfeste Bauer blickte grimmig auf zum Wilde des großen Königs an der Wand.“ — Berthold Niebuhr schrieb damals: „Ich habe in diesen Tagen nirgends mehr so viel Kraft, Ernst, Treue, Gutmütigkeit vereinigt zu finden erwartet; mit einem großen Sinn geleitet wäre das Volk der ganzen Welt unbesiegbar gewesen.“ Ja, Kraft und Treue hatten die Preußen, denn sie allein waren deutsch geblieben. Die übrigen Deutschen aber, besonders aber die erlauchten deutschen Fürsten, waren elende Trabanten Napoleons geworden. Kursachsen ließ sich in den Rheinbund aufnehmen und Napoleon „begnadigte“ den Kurfürsten mit der Königskrone. So waren denn die Albertiner auch Könige geworden, wie ihre verhassten Nachbarn, die Hohenzollern. Hier freilich durch hohe Verdienste, dort durch niederträchtigen Verrat an der deutschen Sache. Und ihren Verrat feierten sie jetzt noch obendrein durch ein Fest. Treitschke schreibt:

„Auf dem Markte zu Leipzig prangte der Altar des Altarlandes, die Studenten rückten im feierlichen Zuge heran und verbrannten dort ihre Fackeln unter dem Jubelgesang: Gerettet ist das Vaterland. Auch die Kadaver der akademischen Anatomen schlossen sich dem kursächsischen Nationalvergnügen an. Eine erleuchtete Inschrift über der Eingangstür verkündete: Selbst die Toten rufen: Lebe.“ Ja, die Toten mußten schon mithelfen. Sie konnten ja nicht widersprechen. Lebende, die eine Zunge und ein Herz hatten, fanden sich vielleicht nicht in genügender Anzahl.

Wenn die deutschen Fürsten so handeln konnten, kann es uns wahrlich nicht wundern, wenn die Polen, durch ein ungerechtes Schicksal brutal zu Boden getreten, sich erhoben und vom preußischen Könige abfielen. Ich begreife nicht, wie König Friedrich Wilhelm gerade darüber so tief erbittert sein konnte. Freilich, die Lage Preußens wurde dadurch furchtbar gefährlich. Napoleon nutzte die Situation sofort mit diabolischer Gewissenlosigkeit und Gründlichkeit aus. Er ließ Tausende von Waffen verteilen, verleitete die Polen in den preußischen Regimentern zur Desertion. Er reizte und lockte die unglücklichen, leichtgläubigen Toren durch das vorgehaltene und vorgelogene Trugbild der Wiederherstellung Polens. In einem Bulletin schreibt Napoleon: „Die Vaterlandsliebe und das Nationalgefühl der Polen, es ist gestählt worden durch das Unglück. Seine erste Leidenschaft ist wieder Nation zu werden. Die reichsten Edelleute kommen aus ihren Schlössern, um mit lauter Stimme die Wiederherstellung Polens zu verlangen. Das Schauspiel ist wahrhaft rührend, aber wird die Nation aus der Tiefe des Grabes wieder zum Leben zurückkehren? Gott allein, der die Verknüpfung aller Ereignisse in Händen hat, ist Richter über dies große politische Problem.“ So heuchelt und höhnt dieser Teufel und spricht von Gott und Vaterland, verspricht aber nichts Bestimmtes und ist im Grunde entschlossen den Polen nie mehr als schöne Worte zu schenken.

Der Aufstand in Polen zwang Alexander I. den Preußen die versprochene Hilfe zu bringen. Er sandte ein Heer, dessen zuchtlose, rohe Soldaten den preußischen Bauer erbarmungslos quälten und malträtierten. Am 7./8. Februar kam es zur Schlacht bei Preußisch-Erlau. Noch einmal leuchtete preußische Tapferkeit in hellem Glanze auf. Der erste Hoffnungsschimmer, den eine

herrlichere Zukunft der zerschlagenen Nation auf den Weg warf. Schon war der linke Flügel der Russen besiegt, da erschien Scharnhorst mit 5000 Mann Grenadieren und 16 Geschützen auf dem Schlachtfelde, warf sich sofort auf den Feind und schlug ihn aus dem Dorfe Rutschitten, stürmte den Wald hinter dem Dorfe und trieb den Feind bis zum Dorfe Sausgarten, von wo Davout am Morgen ausgebrochen war. Aber der Sieg gab dem Kriege keine bessere Wendung. Das Schicksal Preußens war besiegelt. Vergeblich bemühte sich die Diplomatie um Englands und Oesterreichs Hilfe. Die Hilfe blieb aus. Preußen aber und Rußland schlossen nun am 26. April in Tartenstein einen Vertrag. Im Artikel 15 verpflichteten sich die beiden Herrscher die Waffen nur vereinigt niederzulegen und bis zum Ende des Krieges gemeinsame Sache zu machen. Leider blieb die Kriegsführung der Russen schwerfällig und schlecht. 4 Monate lag Bennigsen unbeweglich. Napoleon arbeitete mit fieberhafter Schnelligkeit, zog von allen Seiten Verstärkungen herbei. Was half die glänzende Verteidigung Kolbergs durch Gneisenau, was nützte der verwegene Todesmut des unglücklichen Schill. Am 14. Juni wird Bennigsen bei Friedland von Napoleons Übermacht vollständig zerschmettert. Alexander I., plötzlich zusammengebrochen und völlig mutlos, bietet Napoleon den Waffenstillstand an. Napoleon, der den Anschluß Oesterreichs an die Verbündeten befürchten konnte, ging mit Freuden ein. Der Waffenstillstand wird am 21. Juni geschlossen und kein Preuße war dabei.

Die Nachricht traf Hardenberg wie ein Donnerschlag. Nun hing das Schicksal Preußens von Gnade und Ungnade der beiden Kaiser ab. Am 25. Juni fand die erste Unterredung der beiden Kaiser statt auf einem Floß im Niemen, und der König von Preußen mußte vom Ufer aus zusehen. Am 3. Juli schickte Napoleon zwei Urkunden im Entwurf, die eine enthielt den Friedensvertrag, die andere den Bündnisvertrag. Am 4. Juli gab Napoleon die schriftliche Erklärung ab: Das Fürwort des Kaisers Alexander werden den König von Preußen in den Besitz all der Lande wieder einsetzen, welche an die beiden Haffe grenzen. — Später versuchte die unglückliche Königin Luise das Herz des Siegers menschlich zu stimmen. Die Unterredung fand zu Tilsit, im Hause eines Müllers statt. Die Gräfin Wase begleitete die Königin auf ihrem

schweren Gang. Sie entwirft ein interessantes Bild von Napoleon: Er ist auffallend häßlich, ein dickes, aufgedunsenes, braunes Gesicht, dabei ist er corpulent, klein und ganz ohne Figur, seine großen runden Augen rollen unheimlich umher, der Ausdruck seiner Züge ist hart, er sieht aus wie die Incarnation des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange allein mit der Königin. Die Königin sagte unter anderem: Sie könne nur die Hoffnung hegen, daß er als Sieger, der das ganze Land im Besitz habe, seinen Sieg nicht mißbrauchen werde. Napoleon schrieb bald darauf seiner Gemahlin: Ich war gelangt und habe mich an meine Politik gehalten. In einem andern Brief schrieb er schadenfroh: Ihre Bitten glitten ab wie das Wasser vom Wachtuch.

Am 7./8. Juli wurde der Friede zu Tilsit unterzeichnet. Die Bedingungen waren furchtbar hart, fast vernichtend für Preußen. Alle Länder zwischen Elbe und Rhein mußte Preußen abtreten, alle polnischen Erwerbungen von 1793. Preußen behielt von 5700 Quadrat nur noch 2800, von $9\frac{3}{4}$ Mill. Einwohnern nur $4\frac{1}{2}$ Millionen. Die polnischen Provinzen erhielt der König von Sachsen und dazu den Titel Herzog von Warschau. Die Länder zwischen Elbe und Rhein, dazu genommen Hannover, Hesse-Kassel, Braunschweig schlug Napoleon mit roher Siegerfaust schnell zum Königreich Westphalen zusammen und beglückte seinen Bruder Jerome mit der Krone. Die Großmachstellung Preußens schien für immer verloren, seine Existenz in Frage gestellt. Je ne veux pas aneantir la Prusse hatte Napoleon der unglücklichen Königin gesagt. Es war eine freche Höflichkeitslüge. Es wollte es wohl vernichten. Nur nicht mit einem Schlage zerschmettern, das konnte er im Augenblick nicht. Aber wohl will er allmählich sein Opfer erwürgen, indem er die eiserne Schlinge mit jedem Monat enger zusammenzog. Die unglaubliche Kopflosigkeit des preußischen Feldmarschalls Kalkreuth, der ein warmer Verehrer Napoleons gewesen und geblieben, kam Napoleons Absichten auf halbem Wege entgegen. Am 12. Juli 1807 schloß der weise Feldmarschall eine Konvention ab. Hiernach sollte die Räumung der von den Franzosen besetzten Provinzen des preußischen Staates sofort beginnen und am 1. November vollendet sein. In einem andern Paragraphen aber hieß es: Die Räumung erfolgt erst, wenn die auferlegte

Kontribution abgetragen ist. Bis zum Tage der Räumung sollen die französischen Truppen im Lande verpflegt werden. Ob es 50 Tausend, 100 Tausend, oder 200 Tausend Mann sein sollten, war nicht gesagt. Was allem aber die Krone aufsetzte: Wie hoch die Kontribution sein sollte, darüber fand sich kein Wort in der Konvention. Man hört nicht, daß der preußische Feldmarschall, als er seine unglaubliche Kopflosigkeit erkannt, sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hätte, trotz der Erbitterung, die gegen ihn herrschte. Legationsrat Rour schrieb an Hardenberg: der Feldmarschall gehöre entweder ins Irrenhaus oder an den Galgen. Napoleon nutzte die Konvention in schamloser Weise aus. Am 13. Juli rechnete er 73 Mill., am 18. Juli 80, am 22. Juli waren es schon 120 geworden, die Preußen als Kriegskontribution zahlen sollte. Nach Berechnungen von Duncker sollen dem erschöpften Lande in den zwei Jahren der Okkupation 1 Milliarde und 129 Mill. Francs abgepreßt worden sein, etwa der 16fache Jahresertrag der gesamten Hoheinnahme des Staates. Andere Berechnungen ergeben eine geringere Summe, etwa 600 Mill. Francs. Immerhin für ein Land von 5 Mill. Einwohnern, durch den Krieg erschöpft, ohne Kredit und Reichthum eine unerschwinglich hohe Summe. Vergeblich ging der Prinz von Preußen nach Paris, vergeblich erbot er sich samt seiner Gemahlin als Geißel in französischer Haft zu bleiben bis zur Abtragung der Kriegsschuld. Napoleons Haß gegen Preußen kannte keine Grenzen. Er ahnte die zähe, ungebrochene Volkskraft des kleinen Staates. Lehmann schreibt: Er lobte die Offiziere, welche Preußen brutalisierten, und feuerte sie zu größerer Strenge an. Auch kleine Veranlassungen weckten sinnlose Zornausbrüche.

Lehmann erzählt: Als zwei Schauspieler, die in französischer Offiziersuniform auftraten, von preußischen Offizieren ausgezinkt wurden, forderte er in maßlosen Worten Genugthuung: bis die beiden Hauptschuldigen erschossen, werde er die Räumung des Landes sistieren, befriedige man ihn nicht, so werde er den Krieg erklären. Mit solchen Gefühlen schaute Napoleon auf das niedergeworfene Preußen, das schon durch den vorigen Krieg so unerhört gelitten hatte. Das Elend und die Verwüstung des Landes spottet aller Beschreibung. Ganze Gebiete in Ostpreußen lagen wie ausgestorben da, ganze Dörfer waren verschwunden. Aber Napoleons Haß war dadurch noch nicht gestillt. Immer wieder verstand er

für die Bestohlenen und Ausgeraubten neue Lasten zu erfinden. So z. B. ließ er alle Kranken aus den Hospitälern in Warschau und Westfalen sofort nach Preußen schaffen. Ebenso sorgte er dafür, daß das unglückliche Preußen, dem er das Mark aus den Knochen, das Blut aus den Adern gesogen hatte, auch völlig entwaffnet wurde. General Songis, befohl der Kaiser, wird sich so einrichten, daß er in den Teilen Preußens, die wir besetzt halten, nicht eine Flinte, nicht ein Korn Pulver zurückläßt. Ich will lieber die Waffen zerbrechen, als sie den Preußen überliefert sehen!“

Zur rohen Gewalt fügte der große Mann noch kaltblütig den rohen Betrug, den frechen Wortbruch. Gegen den klaren Wortlaut des Tilsiter Vertrages wurde Neuschlesien sofort mit Warschau vereinigt. Infolge des Krieges und dank der Politik Napoleons war die wirtschaftliche Notlage Preußens geradezu beispiellos in der Geschichte. Durch die Kontinentalsperre, die Napoleon zur wirtschaftlichen Schädigung Englands mit allen Mitteln der Gewalt durchzuführen versuchte, wurde der preußische Handel geradezu gelähmt. Die Rhederei — berichtet Treitschke — verringert sich in kurzer Zeit von 34,000 auf 20,000 Last. Die Fabriken stehen still, die Bankrotte häufen sich. Und doch wird in derselben Zeit in Ost- und Westpreußen eine progressive Einkommensteuer ausgeschrieben, die bis auf 20 pro Hundert steigt. Mußten so die Wohlhabenden bluten, die immerhin Blut nachbehielten — was litt erst die Masse des Volkes. Unheimlich schnell stieg die Zahl der Bettler und der unterstützungsbedürftigen Armen. Stein fand jenseits der Weichsel — so erzählt er in einem Brief — die Kräfte des Landes erschöpft, den Viehstand zerstört, mehr als eine Stadt und viele Dörfer durch Feuer vernichtet, Tausende von Familien im Elend; ein einziges Amt hatte 500 Kinder von verstorbenen und gestorbenen Eltern, die durch Sammlungen und auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten.

Was Napoleon in seinem wilden, unbarmherzigen Haß erstrebt, schien erreicht zu sein. Preußens politische und militärische Größe schien für immer vernichtet. Blutlos, kraftlos, totwund lag es am Boden. Aber nur eines hatte Napoleon nicht vermocht, nur einen Gegner hatte er nicht überwunden, das war der preußisch-deutsche Geist, die unbefiegbaren sittlichen Kräfte in der preußischen

Volksseele. Napoleon, diese furchtbare Verkörperung des rücksichtslosten Egoismus, rechnet selbst immer und überall nur mit egoistischen Motiven. An ideale Triebfedern, an den echten Seelenadel der Menschen und Völker, an die grenzenlose Liebe zur Idee glaubt er nicht. Er, die Incarnation des Bösen, traf immer das Richtige, wenn er mit dem Bösen im menschlichen Herzen rechnete. Die Kraft des Guten aber sah er nie, — hier war seine Seele leer, sein Auge blind. Mme. de Remusat sagt: „Ich habe ihn nie eine gute oder schöne bewundern oder begreifen sehen.“ — „General“, redet 1808 Napoleon Mathieu Dumas an: „Sie gehören zu den Dummköpfen, die an die Freiheit glaubten.“ — „Ja, Sire, und ich gehöre noch immer zu ihnen.“ — „Und Sie haben wie alle andern an der Revolution aus Ehrgeiz mitgewirkt.“ „Nein, Sire, denn ich halte genau dort, wo ich 1789 hielt.“ — „Sie haben sich von Ihren Beweggründen nicht genug Rechenschaft abgelegt. Sie können sich nicht von den übrigen unterscheiden, das persönliche Interesse spielt immer eine Rolle.“ — Hier hören wir aus Napoleons eigenem Munde: für die gewaltigen Triebkräfte idealer Begeisterung hat Napoleon kein Auge, er sieht sie nicht, er glaubt an sie nicht, und darum ist er an ihr gescheitert. Diese ideale Begeisterung hat seine Kraft gebrochen, gebändigt, sein Glück und seine Macht in Stücke geschlagen. Denn wer einem großen und edlen Volke die Seele im Leibe töten will, den stürzen die Götter ins Verderben. Das Schicksal hat Napoleon zuletzt wie Prometheus an den Felsen gefesselt zu langer und gerechter Qual.

Was gab den Deutschen das Recht und die unbefiegbare Kraft des Widerstandes? Das stolze Bewußtsein, die Welt mit geistigen Schätzen überschüttet zu haben wie kein anderes Volk. Einer der stolzesten unter den deutschen Geisteskönigen, Schiller, schrieb in einem unvollendeten Gedicht im Jahre 1801 nach dem schmachvollen Frieden zu Luneville die herrlichen Verse:

Das ist nicht der Deutschen Größe,
Obzuziegen mit dem Schwert:
In das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegern, —
Das ist seines Eifers wert.
Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,

Als der Deutsche sie zerbrach,
 Fehde bot dem Vatikan,
 Krieg verkündigte dem Wahne,
 Der die ganze Welt bestach.
 Hohen Sieg hat der errungen,
 Der der Wahrheit Blick geschwungen,
 Der die Geister selbst befreit.
 Freiheit der Vernunft erschreut,
 Heißt für alle Völker rechten,
 Gilt für alle ew'ge Zeit.

Ein Volk von Geisteshelden, das solche unsterbliche Siege auf dem Schlachtfelde des menschlichen Gedankens erschreut hatte, konnte nicht durch den übermütigen Herrenwillen auch des gewaltigsten Übermenschen vom Erdball einfach weggesetzt werden. Ein Volk, das einen Goethe, Schiller, Kant sein eigen nennt, ist durch ihre Schöpfungen geadelt und erhöht und kann auch nie als Staat und Volk zugrunde gehen. Es ist ungeheuer schwer, in knappen Zügen von dem überschwänglichen Reichtum dieser Zeit ein lebhaftes Bild zu malen, und doch zwingt uns unsere Aufgabe zu einem schüchternen Versuch. Wir können natürlich nur im Fluge jene herrlichen Jahre streifen, — wollen hoffen, daß etwas vom köstlichen Goldstaub der Zeit an unseren Flügeln haften bleibt.

Die deutsche Aufklärung, die deutsche Kunst und Wissenschaft im 18. Jahrhundert wurzeln im Protestantismus. Der befreiende Geisteruf, den Martin Luther über die deutsche Erde erschallen ließ, weckte einen mächtigen Widerhall im 18. Jahrhundert. Denn religiöser Ernst vertieft und erhebt den Geist der deutschen Wissenschaft und Kunst. Aber diese Wissenschaft und Kunst reinigen auch die Religion von ihren zeitlichen und vergänglichen Formen. Die französische Aufklärung dagegen gipfelt in reinem Materialismus. Sie leugnet die Existenz und das rein geistige Sein der Seele. Die deutsche Aufklärung, so groß und kühn sie in ihrer vernichtenden Kritik gegen die Überlieferung ist, bleibt im Herzen fromm und hütet treu den geistigen Kern der Überlieferung. Goethe jagt:

In unserm Busen keine wagt ein Streben
 Sich einem Höhern, Keinern, Unbekannten
 Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
 Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten —
 Wir heißen's fromm sein.

Das Höhere, Reine, Unbekannte ist eben Gott. Goethe sagt: Ich glaube an Gott, das ist ein schönes, löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden. Und so fühlten — sagt Lamprecht — im Grunde auch alle die Großen der Zeit, ein Herder, ein Kant, ein Schiller. Ebenso urteilt Treitschke über die deutsche Aufklärung: „Die Kühnheit ihrer Kritik ward ermäßigt durch eine tiefe Ehrfurcht vor der Religion. Sie weckte das Gewissen, welche der englisch-französische Materialismus einschläferte, sie bewahrte sich den Glauben an den persönlichen Gott und an den letzten Zweck der vollkommenen Welt, die unsterbliche Seele des Menschen.“

Alle unsere großen Geister sind im Herzen durchdrungen vom Gottbewußtsein, sie glauben an ihn, sie schauen ihn in den Wundern der Welt, in den Wundern des eigenen Herzens. Sie alle aber sehen im Namen Gottes nicht das Höchste, sondern in der Erfüllung seines Willens. Im Anfang war die Tat, so enthüllt sich Faust durch einen Blickstrahl plötzlicher Erleuchtung das Rätsel der Welterschöpfung, der Welterhaltung. Und ebenso steht die göttlich gute Tat als das höchste Ziel da, zu dem Faust durch sein heißes Streben nach Vollkommenheit geführt wird. Und mit dem Meere besteht er den göttlichen Strauß, um auf freiem Lande mit freiem Volk zu stehen. Der Wille ist gut, wenn er dem Gewissen gehorcht. Denn das Gewissen ist ein Spiegel des göttlichen Willens in unserer Seele, ist eine Stimme Gottes in uns. Und das unsterbliche Gewissen sei Sonne deinem Sittentage — sagt Goethe. Ist nicht der kategorische Imperativ des berühmten Philosophen Kant dasselbe wie das Gewissen. Dieser kategorische Imperativ, das Gewissen, enthüllt uns unsere wahre Bestimmung auf Erden, es enthüllt unserem Geiste unsere Pflicht. Wundervoll sind Kants Worte über die Bedeutung der Pflicht — trotz ihrer etwas spröden und abstrakten Töne (Lamprecht S. 366):

Pflicht, du erhabener großer Name, der du nichts, was Einschmeichlung bei sich führt, in dir faßest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest ., sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet und doch sich selbst wider Willen Verehrung erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenngleich sie ihm im Geheimen entgegenwirken; wo ist der deiner würdige Ursprung, wo findet man

die Wurzel deiner ewigen Abkunft. Es kann nichts Geringeres sein, als das, was den Menschen über sich selbst erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnwelt unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur. Diese Achtung erweckende Idee der Persönlichkeit stellt uns die Erhabenheit unserer Natur (ihrer Bestimmung nach) vor Augen.“ Kant, der schärfste wissenschaftliche Kopf des Zeitalters, der für alle Zeit in seiner Kritik der reinen Vernunft bewiesen, daß das Wesen der Dinge, das Ding an sich, daß wir Gott, Freiheit, Unsterblichkeit niemals theoretisch beweisen und erkennen können, ist im tiefsten Grunde seines Geistes überzeugt, daß wir gerade das glauben dürfen, ja glauben müssen, wofür den Beweis zu liefern dem logischen Denken unseres Verstandes immer versagt bleiben wird. Dieser Glaube enthüllt uns den Kern unseres Wesens. Denn wir Menschen sind von wunderbarer Doppelnatur. Wir gehören der Welt der Erscheinung an, aber wir tragen auch das Ding an sich, das ewige Wesen der Welt, wir tragen Gott ins uns. Und das Göttliche in uns ist der freie gute Wille. Der empirische Wille, lehrt Kant, gehört der Welt der Erfahrung an, der intellegible Wille, der innerste Kern unseres vorweltlichen, überweltlichen Seins ist frei. Weil wir im Leben handeln müssen und nur handeln können, wenn wir glauben, daß wir frei sind, so müssen wir an diese Freiheit glauben.

Sehr treffend faßt Treitschke diese Gedanken Kants zusammen: „Aus der Notwendigkeit des sittlichen Handelns ergab sich ihm, nicht gestützt auf theologische Krücken und eben darum unwiderstehlich siegreich, die große Erkenntnis, daß das Unbegreiflichste das Allergewisseste ist: das empirische Ich unterliegt den Gesetzen der Kausalität, das intellegible Ich handelt mit Freiheit.“ Kants Lehre vom freien Willen, der mit Freude der Pflicht gehorchen muß, seine Lehre vom kategorischen Imperativ fuhr wie frischer, erquickender „Höhenwind“ in die überhitzte schwüle Atmosphäre rührseliger Sentimentalität und weinerlicher willensschwacher Gefühlsüberschwänglichkeit, — ein machtvoller Weckruf des Willens zu männlicher Tat. Und diese Lehre wirkte um so gewaltiger, als Kants Persönlichkeit und Leben von Willenskraft und ernster Pflicht-

erfüllung durchdrungen und durchglüht war. Er lebte und starb, wie er in seiner Lehre es gefordert. — Lamprecht sagt: „Kant handelt nach dem Grundsatz seiner Schrift. Von der Macht des Gemütes durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden. Im Knabenalter überaus schwächlich, zeitlebens von zartem Körperbau, von eingebogener Brust und schwacher Haltung, hat er gleichwohl die Altershöhe des Psalmisten erreicht und seine Lebensdauer war, fast darf man es sagen, weniger ein Werk der Natur, als seines eisernen Willens.“ Ich füge hinzu: Ebenso wie seine philosophischen Werke nicht nur die Geschenke seines Genius, sondern die Frucht seiner unermüdlchen, Jahrzehnte hindurch mit eherner Konsequenz in einer Richtung strebenden Denkarbeit.

In Kants Philosophie fand auch Schiller Beruhigung und Aufklärung. Die unerschütterliche, über jeden Zweifel erhabene Überzeugung, daß die Wurzel unseres irdischen, sinnlichen Daseins in die Welt des Überfinnlichen reichen, der feste Glaube, daß der freie Wille in uns die Brücke schlägt vom Menschlichen zum Göttlichen — das sind auch die Grundpfeiler von Schillers Weltanschauung. Das Bild aber seines Lebens erhebt unser Herz nicht minder wie seine Werke. Stolge, triumphierende Siegerkraft des Geistes und des Willens leuchten aus allem entgegen, was Schiller tat und litt, fast aus jedem Wort, das er gesprochen und geschrieben. Ja er beweist es, „daß die Willigkeit des Gemüts, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, das edelste aller menschlichen Vermögen ist.“ Wie Kant besaß auch er den Willen, von dem er sagt: „Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur, sein Vorzug ist nur, daß er mit Bewußtsein und Willen vernünftig handelt. Alle andern Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will.“ — Im Lichte dieses Gedankens schaut Schiller das Leben der Menschen und das Leben der Menschheit, d. h. der Geschichte. „Die Welt, sagt Schiller, als historischer Gegenstand ist im Grunde nichts anderes als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen. Über den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte, und nur aus diesem Gesichtspunkte ist uns die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt.“

Das sind einige von den goldenen Lehren, die unsere großen Unsterblichen uns hinterlassen. Diese Lehren sind der ewigen Wahrheit entströmt, sie sollen und können uns innere Kraft geben, das Ewige in uns zu bewahren. Nur eines fehlte allen diesen großen Männern: der helle Klarblick für die Notwendigkeit des nationalen Staates. Auch Schiller fehlt dieser Klarblick. Er starb 1805, im Jahre vor der Schlacht bei Jena, 8 Jahre vor den Freiheitskriegen. Er selbst hat das Erwachen der Nation nicht miterlebt, ihm selbst ist der Nationalitätsgedanke nicht aufgegangen. Er lebte ganz umfassen vom Irrwahn weltbürgerlicher Stimmung und Gesinnung. 1789 in einem Briefe an Körner schrieb er: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine einzige Nation zu schreiben, einem philosophischen Geiste ist diese Schranke durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment — und was ist die wichtigste Nation anderes? — nicht stille stehen. Er kann sich dafür nicht weiter erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“ Und doch hat uns derselbe Schiller seine Jungfrau von Orleans, seinen Wilhelm Tell hinterlassen, — berauschte Triumphgesänge auf die unsterbliche Siegeskraft begeisterter Vaterlandsiebe. Die Blut gerechten Zorns, die tausende von deutschen Jünglingen und Männern während der Freiheitskriege in ihrem Herzen spürten, sie bricht in hellen Flammengarben aus Schillers herrlichen Versen empor:

Rein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
 Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
 Wenn unerträglich wird die Last, greift er
 Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
 Und holt herunter seine ewigen Rechte,
 Die droben hangen, unveräußerlich
 Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
 Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
 Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.
 Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
 Versagen will, ist ihm das Schwert gegeben,
 Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
 Gegen Gewalt -- wir stehn für unser Leben,
 Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder.

Was Schiller versagt blieb, hat ein glückliches Geschick einem andern Jünger Kants, dem Philosophen Fichte geschenkt: Zeuge der Wiedergeburt des preussisch-deutschen Volkes zu sein. Vor seinen Augen vollzog sich diese Wiedergeburt, hervorgerufen durch die Not und durch den machtvollen Weckruf der edelsten deutschen Herzen. In seinem Herzen erlebt Fichte selbst die große Wandlung wie kaum ein anderer. Noch 1804 auf die Frage, welches ist das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? hatte Fichte geschrieben: Im allgemeinen ist es Europa und insbesondere in jedem Zeitalter der Staat, der auf der Höhe der Kultur steht. Und in diesem Weltbürgerfinne können wir uns über die Handlungen und Schicksale der Staaten beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen bis ans Ende der Tage. — Aber schon 1806, noch vor der Schlacht bei Jena, als die Gefahr nur erst droht, war die Wandlung eingetreten, der Traum des Weltbürgertums gewichen. Fichte schrieb an Staatsrat Beyme und bat, man solle ihn als Feldprediger in den Krieg ziehen lassen, denn da er nicht zu fechten verstehe, wolle er Schwerter und Blige reden, den Kriegern das Herz zu befeuern, daß sie im Getümmel festen Sinn in der Brust behalten, selbst im Tode Sieg, Vaterland, Ewiges denken. Fichtes Anerbieten wurde freilich abgelehnt. Nach der Schlacht bei Jena, im Winter 1807/8, war Fichte in Berlin. Hier im Saale der Akademie vor einem auserlesenen Publikum hielt Fichte seine berühmte Rede an die deutsche Nation. Auf der Straße vor dem Hörsaal dröhnten die französischen Trommeln, im Saale saßen französische Spione. Ich weiß, was ich wage, schrieb Fichte im Januar 1808 an Staatsrat Beyme. Ich weiß, daß mich wie Palm ein Blei treffen kann. Aber das ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern sterben. Antike Größe liegt in diesen einfachen Worten. Carlyle hat Recht, wenn er von Fichte sagt: Der kolossale diamantene Geist, aufrecht und klar ragt er empor wie ein Fels, ein Cato Major in einer heruntergekommenen Zeit. — Selbst ein Rasalle, der geistige Vater der deutschen Sozialdemokratie, die so schonungslos und oft so ungerecht mit den Idealen der Vergangenheit ins Gericht geht, hier hat er nur Worte glühender Bewunderung. Er schreibt: „Hier in dieser Stadt warf Fichte dem fremden Eroberer jene Gedankenflammen entgegen,

welche noch heute die Brust eines jeden der Begeisterung nicht ganz erstorbenen Deutschen mit einem heiligen Feuer durchdringen. Hier in dieser Stadt hielt er jene Reden an die deutsche Nation, welche, eines der gewaltigsten Ruhmesdenkmäler unseres Volkes, an Tiefe und Kraft weithin alles übertreffen, was uns in dieser Gattung aus der Literatur aller Zeiten und Völker überliefert ist. Hier in dieser Stadt hielt er jene Reden in einer Zeit, wo alles feige und erschrocken sich dem Weltbeherrscher unterwarf, er allein widerstehend, den Blitz des Gedankens schwingend in der Hand, das Auge fest auf das Ewige gerichtet.“ Warum wirkten diese Reden damals und noch heute so gewaltig? — weil sie der machtvollste Ausdruck für die Schöpferkraft des deutschen Idealismus sind. Hier schimmern Strahlen von jenem Geiste, der über dem Chaos mit schaffender Werdelust schwebte. Treitschke hat Fichtes den Fkaros unter den deutschen Idealisten genannt. Wohl schwang sich Fichtes Geist dem ewigen Lichte so kühn und hoch entgegen, wie es kein Philosoph gewagt. Aber es war kein vermessener Flug und das ewige Licht hatte ihn nicht gestraft, wie Fkaros, das ewige Licht gab seiner Seele Genesung und durch sein Wort Heilung der kranken Zeit.

Das Volk, dessen materielle Kraft- und Machtmittel durch Napoleon gebrochen und geraubt waren, dessen Leib, wie ich gesagt, blutend und totwund am Boden lag, brauchte zu seiner Aufrichtung und Rettung die Anspannung aller geistigen Kräfte. Und feiert nicht gerade in Fichtes Philosophie diese Spannkraft des reinen Geistes ihren höchsten Triumph? Ist nicht in seiner Philosophie die metaphysische Denkfähigkeit bis zur Grenze der Überspannung angespannt. Kant befreite den Menscheng Geist von der Herrschaft der Materie. Der Inhalt unseres Geistes ist nicht eine bloße photographische Widerspiegelung der Wirklichkeit. Unser Erkenntnisvermögen malt die Dinge der Außenwelt nicht sklavisch treu, wie sie sind, sondern unser Geist gestaltet den Stoff der Wirklichkeit nach ewigen Gesetzen und Formen, die er, der Geist, selbst in sich trägt. Zeit und Raum sind nicht wirkliche Eigenschaften der Dinge, sondern Formen unserer inneren rein geistigen Anschauung. So hat Kant dem Menscheng Geist sein Herrschaftsgebiet wieder erobert, aber freilich diesem Geiste auch seine Schranken bezeichnet.

Das Wesen alles Seins, das Ding an sich können wir nicht erkennen. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Aber Kant erkennt doch ein objektives Sein außerhalb unserer Vorstellung als eine für sich bestehende Wirklichkeit an. Das Ding an sich können wir zwar nicht erkennen, aber es existiert, es ist da. Über Kant geht Fichte weit hinaus. Das einzige Reale, sagt er, ist unser Geist, unser denkendes Ich. Im Sage Ich bin ich, setzt der Geist sich als wirklich, konstatiert er seine eigene einzige Realität. Indem das Ich sich selbst setzt, setzt es auch das Nicht-Ich. Und das Nicht-Ich, die äußere Welt der Erscheinung, die uns umgebende Wirklichkeit ist nur eine Geburt unseres Ich, eine Schöpfung unseres Geistes. Wie kommt der Mensch an das Objekt heran, fragt Fichte, und antwortet sich selbst: Die Denktätigkeit muß es das Objekt selbst produzieren. — Sehr scharf und geistreich formuliert Lassalle den Gedanken: „Das Ich oder das reine Denken ist das konstitutive Gesetz und der positive, erzeugende Mutter Schoß alles nur aus ihm sich entwickelnden und ableitenden Objektiven und Realen.“ Das ist der Grundgedanke der Fichteschen Philosophie. Vom Geiste dieses überkühnen und siegestrunkenen Idealismus getragen, rollen die Feuerwellen seiner herrlichen Reden aus dem Unendlichen ins Unendliche, und damals, als sie sich mit der Zeit und den Zeitgenossen berührten, weckten sie Kräfte, die alles besiegten. Denn nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft.

Als Fichte seine Reden hielt, bildeten die Deutschen eigentlich noch nicht ein Volk, denn sie lebten noch in keinem Nationalstaat, sie gehörten noch nicht sich selbst, sie waren das Privateigentum einiger hundert großer und kleiner Herren. Fichte aber betrachtet die Deutschen schon als eine Nation und sagt: Ich richte meine Reden an alle Deutschen schlechtweg, ich werfe sie beiseite alle die trennenden Unterschiede, welche unselige Ereignisse in der Nation gemacht haben. In dem Geiste, dessen Ausfluß diese Reden sind, erblicke ich schon die Einheit der Nation als gegenwärtig und wirklich. Zu allen Deutschen redete, auf alle will er wirken, alle deutschen Gemüter zu Entschluß und Tat entzünden. „Ich will ihnen beweisen, daß kein Mensch, kein Gott, kein Ereignis uns helfen kann, sondern daß wir nur selber uns helfen können und

müssen. Wir sind tief, unsagbar tief gesunken, daß uns gewöhnliche Mittel nicht helfen können. Nur ungewöhnliche, nie bisher gebrauchte Mittel können uns helfen und heben. Wir müssen uns selbst und die ganze Nation zu einem neuen Wesen umschaffen mit neuen, unerhörten Kräften. Die Nation, sagt Fichte, muß zu einem ganz neuen Leben erzogen werden, und das einzige Mittel, unser Dasein zu erhalten, ist eine gänzliche Veränderung der bisherigen Erziehung und Bildung. Die bisherige Erziehung verdient diesen Namen garnicht. Sie hat zwei große Mängel gehabt. Zunächst ist sie oberflächlich gewesen, ist nicht in die Tiefe, wie Fichte sagt, nicht zur Lebensregung und Lebensbewegung gedrungen. Die Erzieher haben viel von Tugend und Moral geredet, „aber niemals ist es ihnen gelungen, im Geiste des Zöglings ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu solcher Lebhaftigkeit zu steigern, daß die Zöglinge, von heißer Liebe zu ihr erfüllt, sich zur Darstellung dieser sittlich-idealen Ordnung getrieben fühlten.“ — Und der zweite Fehler. Die bisherige so beschränkte Bildung und Erziehung ist nur einer sehr kleinen Minderheit des Volkes, nur den sogenannten gebildeten Klassen zuteil geworden. Das Volk erhält fast gar keine Bildung. Wir aber, sagt Fichte, wollen die Bildung an alle Deutschen bringen, so daß durch diese neue Nationalerziehung alle Unterschiede der Stände wirklich aufgehoben werden und verschwinden sollen. Und auch so redet Fichte Adel und Bürgertum an: Euch beschwöre ich, nehmt diese neue, wahrhaft echte Bildung in euch auf und bringt sie dem Volke. Denn nur so könnt ihr mit eurer bisherigen Wirksamkeit die Welt versöhnen und so eine Fortdauer in Zukunft verdienen. Lag in diesen Worten herbe Anklage, so hebt wie das Wetterleuchten zukünftiger Gewitter die zornige Drohung in seinen Worten: „Ihr werdet nicht berechnen können, wie lange es noch in eurer Gewalt stehen wird, an der Spitze dieser Angelegenheit zu stehen, denn ihr wißt nicht, ob nicht das Volk nach kurzer Zeit sich selbst wird helfen können.“

Ist nicht in diesen Worten dem kommenden Jahrhundert ein gewaltiges Arbeitsprogramm gegeben, der einzige Weg gewiesen, die politischen und sozialen Fragen richtig zu lösen. Erzieht euch selbst zuerst zu höherer Bildung, zu höherer sittlicher Kultur, aber wollt sie nicht allein genießen als euer Privileg, sondern bringt

die höchste, freiste Bildung selbst zu den Millionen hinab, pflanzt eure hohe sittliche Kultur in ihre Herzen. Eure Leitung und eure politische Macht allmählich überflüssig zu machen, das ist eure höchste Bestimmung auf Erden, euer schönstes Denkmal in Zukunft. In Fichtes politischem Vermächtnis, 1813 geschrieben, in seinen ungedruckten Fragmenten hat er diese Gedanken ungemein kraftvoll geprägt. Er spricht vom Wesen, von der Aufgabe des Staates. Der Staat braucht zu seiner dauernden Kräftigung, ja er braucht sie wie seine Seele, „die bürgerliche Freiheit“ Diese wollen alle, kein Volk von Sklaven ist möglich. Nicht mehr umzubilden daher wäre ein Volk, wenn es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien Verfassung hineingekommen. Dazu also ist es fortzubilden, um seine nationale Existenz zu sichern. Der absolute Staat, der Zwangsstaat, sagt Fichte, hat nur in einem Falle Berechtigung, wenn die erste Absicht der Fürsten ist, sich selbst als Zwingherrn überflüssig zu machen. Seine Zwangsgewalt ist nur dann berechtigt, wenn er sie braucht, um alle Untertanen zur eigenen Einsicht und Freiheit zu erziehen.

Das sind die leitenden Gedanken der ersten Rede, und sie zu vertiefen und durchzuführen ist die Aufgabe der späteren Reden. Ich kann hier nur einige Höhenpunkte des Gedankens streifen. Fichte charakterisiert die neue Erziehung, wie er sie plant. Sie soll zu einer ernsten, besonnenen Kunst werden, einen festen, unfehlbar guten Willen im Menschen zu bilden. Dieser gute Wille kann aber nur gewonnen werden, wenn eine hohe, heilige Liebe zum Guten geweckt wird, anstelle der Selbstliebe, die nur das eigene sinnliche Wohlfühlen liebt, worin nach Fichte alle Schlechtigkeit besteht. Um aber diese heilige Liebe in die Herzen der Zöglinge zu pflanzen, müssen wir seinen Geist fähig machen, wie Fichte sagt, nicht nur Nachbilder der Wirklichkeit, sondern Vorbilder für die Wirklichkeit selbsttätig zu erzeugen. Wir müssen sein Erkenntnisvermögen zu höherer philosophischer Bildung entwickeln, damit er fähig wird, mit eigener Geisteskraft und daher auch mit heißer Liebe und Lust sich selbst sein Ideal im Leben zu gestalten. Fichte wird nicht müde, den Nutzen und die Notwendigkeit der Erziehung zum selbsttätigen Denken als erste und höchste Forderung der Erziehung hinzustellen. Das bloß passive Verhalten bringt Gift und Tod der jungen Seele, das bloß leidende Empfangen lähmt

und tötet die Erkenntnis — warnt Fichte. Die entwickelte Selbsttätigkeit des Denkens aber wird doch dem Zögling die Kraft geben, nicht nur ein Bild der irdischen sittlichen Weltordnung zu entwerfen, die da niemals ist, aber ewig werden soll, sondern sie wird ihn auch anleiten, ein Bild jener übersinnlichen Weltordnung sich zu gestalten, in der nichts wird, und die auch niemals geworden ist, sondern die da ewig nur ist. Er wird erkennen, daß da nichts wahrhaftig ist, als das geistige Leben, und daß dies geistige Leben das göttliche Leben selber ist, und daß wir nur in dieser unmittelbaren Berührung mit dem göttlichen Leben, mit Gott — Licht und Seligkeit finden können.

Die Erziehung zur Religion ist die letzte Aufgabe unserer Erziehung. Denn nur die Religion gibt uns Kraft, wie Fichte sagt, bei klarer Einsicht in die Unverbesserlichkeit des Zeitalters dennoch unablässig fortzuarbeiten, mutig den Schweiß des Säens zu erdulden, ohne Aussicht auf Ernte, wohlzutun auch den Undankbaren und mit Taten und Gütern zu segnen auch die, die da fluchen, und nach hundertfältigem Mißlingen dennoch auszuharren im Glauben und in der Liebe. Arbeiten wir in diesem Geiste, dann erreichen wir auch das schier Unmögliche. Wie ein Prophet und Seher verkündet Fichte am Schluß seiner gewaltigen Rede: „Höre dieses Zeitalter, das Gesicht eines alten Sehers. Des Herrn Hand kam über mich und führte mich hinaus auf ein weit Feld, das voller Gebeine lag, und siehe, sie waren sehr verdorret. Und der Herr sprach zu mir: weis sage von diesen Gebeinen, der Herr will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet. Und ich weis sagte, wie mir befohlen war. Siehe, da rauschte es und die Gebeine fügten sich wieder aneinander, es kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und ihrer war ein großes Heer.“

„Lasset immer, ruft Fichte begeistert die Bestandteile unseres hohen geistigen Lebens ebenso ausgedorrt, und eben darum auch die Bande unserer Nationaleinheit ebenso zerrißen und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut herumliegen, wie die Totengebeine des Sehers. Der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unseres Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben.“

Heinrich Heine.

Eine literarische Skizze

von

Karl Krah (Riga).

In seinem Buche „Hinter der Weltstadt“ finden sich von Wilhelm Bölsche folgende Worte: „Vor mir an der Wand hängt ein alter, vergibter Stich. Nach einem Popperschen Gemälde von 1843. Heine im Schlafrock, mit offenem Hemdfragen, äußerst schlicht; aber im Auge ein eigentümlicher Glanz, ein echter Dichterblick, den kein anderes Porträt so besitzt. Am Rahmen stecken ein paar Buchsbaumzweige — von der Grabstätte auf dem Friedhofe Montmartre zu Paris. Ich denke der Stunde, da ich sie gepflückt. — In der Zwielihtwende eines Winternachmittags. Die Gräber da oben alle im tiefen Schnee. Und unten die unablässig rollende, grollende Weltstadt, von der ein rotfahles Licht in den Nebeldunst rann, wie Blut und Pulverdampf einer Schlacht im Thal. Das Jahrhundert selber schien da unten zu brausen, mit seinem rastlosen Wellenschlage eines Meeres von unhemmbarem Leben. Hier das Grab aber lag wie auf dürrer Stranddüne, armes Gebein eines Schiffbrüchigen, das der Sturm ans Ufer gespült. — Mich faßte der melancholische Gedanke, welchen geringen Kraftaufwand die Natur nur gebraucht, um einen Menschen, ob groß, ob klein, persönlich aus der Flut seines Jahrhunderts hinauszuerwerfen. Ein paar Rückenmarkskrämpfe, eine kleine Gabe Morphinum zu viel. Und die Welle greift das Gebein und schleudert es auf den Dünen sand. Aber ein anderer Gedanke kreuzte den ersten mit siegender Gewalt. Wie unendlich schwer

umgekehrt, ja unmöglich es ist, eine Geisteskraft, eine echte Geistesindividualität, die in ihrem Jahrhundert einmal festen Fuß gefaßt, wieder unterzukriegen, wieder herauszubringen aus dem großen Ideenleben einer Zeit. In diesem Sinne war das Grab hier oben leer. Der Mann war niemals gestorben."

Ich füge hinzu, in diesem Sinne wird jenes Platanenüberschattete Grab da oben immer leer bleiben, Heinrich Heine wird nie sterben. Zwar gibt es keine zweite Persönlichkeit in der Geschichte deutscher Kunst, deren Name von der Parteien Haß und Gunst verwirrt so schwankt, wie der seine. Aber schon das genügt, um erkennen zu lassen, daß es sich hier um einen Außergewöhnlichen handelt. Swift sagt: „Erscheint ein wahres Genie in der Welt, so könnt ihr dasselbe daran erkennen, daß alle Dummköpfe ein Bündnis dagegen geschlossen haben.“ In der Tat wird nun bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert von einem Teil der Kulturmenschheit versucht, diesen Mann in den Olymp zu erheben, indessen ein anderer ihn immer wieder mit Schmutz bewirft und bestrebt ist, ihn in den Staub des Alltags herabzuziehen. Fluch des Besonderen! Nur mit Einem, der ihr abtrünnig wurde, sei es als Gott, sei es als Teufel, der aus dem Rahmen ihrer Anschauungen heraustrat, hat sich von jeher die Masse beschäftigt. Sie hat entweder versucht, das Außergewöhnliche mit Hohn und Spott, mit Schmähungen und elenden Nichtigkeiten zu sich in den Staub herabzuziehen, oder aber es seines Verdienstes dadurch zu berauben, daß sie es über die Wolken erhob. Der Satz, daß die Geschichte als gerechte Richterin uns jene Geister in ihrer wahren Größe zeigt, ist nur sehr bedingt richtig. In seinem Buche „Der Deutsche und seine Kunst" sagt Karl Scheffler: „Das Gefühl allein entscheidet über die Werte, und es gibt keinen Richter, der der alten und ewig neuen Frage: was ist Wahrheit? ein Urteil sprechen und ihm Geltung verschaffen könnte.“

Heinrich Heine aber ist nicht tot, ist es nicht, obwohl die brandenden Wellen von Paris längst seine Gebeine an den Strand des alten Montmartre gespült haben. Jener Haß, mit dem ihn gerade heute wieder ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode biedere Handwerker im Reiche der Kunst und in die Toga weltlicher Macht gehüllte Größen mit Worten oder Taten begeistern, ist dafür bester Beweis. In einem unlängst erschienenen Buche

von Albert Reibmayr, „Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies“, finden sich eine Anzahl feinsinniger Illustrationen zu diesem Thema in die folgenden Worte gekleidet:

„Der Satz, daß das Talent der beste Hasser des Genies und sein grimmigster Feind bei Lebzeiten ist, mag paradox erscheinen. Der Grund liegt darin, daß jede geniale Idee oder Tat viele bestehende Interessen reformiert, verletzt oder zum mindesten stark umändert. Das Genie hat daher alle jene, deren Interessen durch die geniale Idee verletzt oder gestört werden, zu unverföhllichen Feinden, und nicht einmal diejenigen, deren Interessen dadurch gefördert werden, immer zu Freunden. Denn die Menschen erkennen viel schneller die Möglichkeit der Schädigung ihrer Interessen und reagieren schneller darauf, während sie den Nutzen oft erst spät erkennen, da er ja auch häufig erst spät eintritt. Daraus ergibt sich im Anfang von selbst das Überwiegen des Hasses gegenüber allen genialen Ideen. Aber nicht die Verletzung der materiellen Interessen ist für die Menschen das empfindlichste, sondern vielmehr ist es die Verletzung des geistigen Hochmuts. Schon die sehr ausgesprochene Individualität des Genies ist es, die den Herdensinn der großen Menge reizt.“

Diesen allgemeinen Haß gegen das Genie hat übrigens Heine selber mit den Worten geschildert: „Alles wird man Dir verzeihen, aber man ist unerbittlich gegen das Genie.“

Ganz anders verhält sich dagegen dem Genie gegenüber echte Größe. Hier gibt es keine Spur von Haß oder kleinlicher Mißgunst, nur Bewunderung und Hochachtung auch dem gegenüber, woran es vielleicht dem eigenen „Ich“ am meisten mangelt. Ich erinnere an das einzige Verhältnis Goethes zu Schiller und an das einfache, eine Welt umschließende Wort Napoleons über Goethe: „Voilà un homme.“ Zu ihnen gehört auch Friedrich Hebbel, jener knorrige, norddeutsche Riese, der so weit über seine Zeit hinauswuchs, daß wir erst jetzt die Schauer seiner einsamen Größe empfinden. Er schreibt über seinen ersten Besuch bei Heine in Paris: „Es kam nun gleich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns in Gang, wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, und vertieften uns in die Mysterien der Kunst. Mit Heine kann man das Tiefste besprechen, und ich erlebte einmal wieder die Freude einer Unter-

haltung, wo man bei dem anderen nur anzutreffen braucht, wenn man den eigensten Gedanken aus seinem Geiste hervortreten lassen will.

Daß er Dichter ist, tiefer, wahrer Dichter, ein solcher, der sich nicht bloß auf gut Glück ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Feen und Nixen wohnt und über ihren Reichtum gebietet, — das tritt aus seiner Gestalt wie aus seiner Rede hervor."

Auch der verstorbene Eduard Griesebach, der lebensprühende „Tannhäuser“-Dichter und feinsinnige Biograph Arthur Schopenhauers, gehört zu diesen wenigen Menschen, die dem Künstler Heine ein Denkmal errichtet haben, das unverrückbar weit über ihre Zeit hinaus auch für die Nachwelt noch vollste Geltung behalten hat. Beinahe jämmerlich und armselig mutet es uns an, wenn Talentchen von Heute und Tagesgestirne zweiter und dritter Ordnung immer wieder an diesen ehernen Postamenten zu rütteln wagen. Auch Griesebach ist schon der Meinung, daß Kunst nichts mit Religion und Vaterland zu tun habe, sondern daß „Kunst“ von „können“ abstammt und daher nicht nur, wie Karl Scheffler einmal gesagt hat, „der deutscheste Maler allemal der ist, der am besten malen, sondern auch der deutscheste Dichter der ist, der am besten dichten kann.“ Schon der alte Goethe hat das gewußt. In seinen Gesprächen mit Eckermann steht: „Was heißt denn: sein Vaterland lieben? und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmac zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln — was soll er denn da Besseres tun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?"

In seinem Buche „Die deutsche Literatur“, einem Bändchen, das auch noch in anderer Beziehung höchst Wertvolles enthält und das mit Recht verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, zeichnet uns Griesebach ein so feines und klares Bild des Künstlers Heine, daß ihm nichts von seiner Göttlichkeit geraubt, ihm aber auch nichts von seiner Menschlichkeit genommen wird. Besonders versucht er darin auch den Fluch nicht zu entkräften, der auf dem unglücklichen Dichter lastet und der allein uns den Menschen Heine, wenn auch nicht entschuldbar, so doch verständlich machen kann. Wer sich eingehender mit der Dichtung Heines beschäftigt und nur

einiges aus seinem Leben weiß, wird bald merken, daß es bei ihm noch öfter als bei anderen Dichtern und Künstlern die eigene Person ist, die verschleiert im Mittelpunkt all seiner Schöpfungen steht; daß es seine eigenen Leiden und Leidenschaften sind, die er seinen Gestalten zugrunde legt, vom „Buch der Lieder“ an bis zum „Romanzero“ und seinen letzten Gedichten. Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen, im Gegenteil, gerade dies ist ein Charakteristikum des Genies. Größere schufen ebenso; ich denke wieder an Goethe. Die Naturalisten haben hierfür den Satz geprägt: „Die Kunst ist ein Stück Wirklichkeit, gesehen durch den Spiegel der Persönlichkeit“; la nature vue au travers d'un tempérament, wie ihn Zola in seiner prägnanten Kürze formuliert hat.

Doch liegt hier bei Heine auch der Punkt, an dem er scheiterte, lauert hier das Verhängnis, dem der größere Teil seines Lebenswerkes zum Opfer fiel. Shakespeare, Goethe, in der bildenden Kunst Michel Angelo und Leonardo — um die Größten zu nennen — schufen Ewigkeitswerte, weil sie im Individuellen das Typische, im eigenen „Ich“ restlos die Welt verkörperten. Nicht so Heine. — In dem oben genannten Büchlein sagt Griesebach: „Das Fragmentarische der persönlichen Lyrik kann aber nur dann zu einer höheren Bedeutung erhoben werden, wenn es eine ethische Idee ausspricht, oder die ethische Fortentwicklung des Dichters, wie bei Goethe, ihr spätes Licht auf jene frühen Schöpfungen zurückwirft und sie dadurch aus ihrer unsittlichen Vereinzelung erlöst.“ Das ist Heine aber nur in wenigen seiner Dichtungen geglückt. Erst am Ende seines Lebens schuf er, wohl von einer geheimen Ahnung seines baldigen Endes eingegeben, einige Perlen, die diesem Wertmesser völlig genügen und zu dem Vollendetsten zählen, was echte Kunst überhaupt geschaffen hat. Hierher gehören das erst aus seinem Nachlaß veröffentlichte Gedicht „Bimini“, das „Kortez-Epos“ des Romanzero und die Dichtung „Biglipugli“, sowie aus dem Romanzero noch „Rhampfinit“, „Marie Antoinette“ und „Der Appollologott“. Namentlich die letzten sind von jenem goldigen Humor verklärt, der, wie der Dichter selber einmal sagt, die lächelnde Träne im Wappen hat. Hier hat Heine Bahnen eingeschlagen, die weit entfernt von der Mondschein-Romantik, von der schönfeligen, ruchlos-pessimistischen Scheinkunst seines „Buches der Lieder“ sind, Bahnen, wie sie vor ihm schon Goethe und

Brentano besonders bereits gegangen waren. Der letzte namentlich ist es, an den der Dichter sich anlehnt, über den er aber auch mit meisterhaftem Können in den eben genannten Schöpfungen hinausgeht. Hier treffen wir jene tiefe Symbolik, die das Kennzeichen aller echten und großen Kunst ist. Doch sind dies im Lebenswerk Heines nur vereinzelte Gipfel einer Gebirgskette, die sich zwar hoch über die Niederung und oft noch weit über Mittelgebirge erhebt, aber doch auch nur ganz spärlich ihre höchsten Spizen bis in das reine Blau poetischer Kunst treibt. Firnwind weht nur selten in seinen Schöpfungen. Daß dies dem Dichter nur so selten gelang und nur in Werken, die gewissermaßen sub auspiciis aeternitatis entstanden, hat einen tieferen Grund. — Heine war Jude, das ist der Fluch, der auf ihm lastet, der seine Kunst begrenzt. Wenn hier von Judentum die Rede ist, so darf man darunter, wie Weininger in „Geschlecht und Charakter“ sagt, „nicht ein Volk oder gar ein Bekenntnis verstehen, sondern nur eine Geistesrichtung, eine psychische Konstitution, die als Möglichkeit für jeden Menschen existiert, ob dem Glauben nach Christ, Jude oder Heide, für eine Richtung, die im historischen Judentum bloß ihre grandioseste Verwirklichung gefunden hat.“ In diesem Sinne darf man Judentum und Jude schlechthin nicht verwechseln. — Judentum aber und große Kunst, Firnenkunst will ich einmal sagen, um den Begriff recht klar zu machen, sind entgegengesetzte Pole. Wie der Jude im Staatsleben zum Kommunismus neigt und kein Verständnis für monarchische Ideen hat, so auch in der Kunst. Er neigt stets mehr zum Nivellieren als zum Aufbauen und kann sich nie über den Rücken einer Gebirgskette hinaus bis zu den ewigen Firnen arischer Kunst und Denkart erheben. Wo es einmal geschieht, da wird er sich untren, da hat er in einem günstigen Moment sein Judentum überwunden. So auch Heine. Es ist die Tragik seines Dichtens, daß in ihm den größten Teil seines Lebens das Blut einer Rasse reiner pulsierte, als vielleicht der erste, flüchtige Augenschein lehrt. Jene einzelnen oben erwähnten Dichtungen sind einige solcher Bergriesen, seine übrigen Schöpfungen aber, sein eigentliches Lebenswerk, liegt viel, viel tiefer. Dennoch ist auch dies noch hoch genug, um Jahrhunderte zu überdauern, um den rastlosen Wellenschlag der Zeit sich brechen zu lassen an dem stillen Grabe da oben auf dem Montmartre zu Paris.

Hierher gehören seine „Neuen Gedichte“ in denen er, wie Grisebach sagt, „mit sinnlicher Blut seine wunderschönen Weiberverhältnisse in Paris in persönlichster Sprache und fast so ungeniert wie Goethes römische Elegien schildert.“ Hierher gehören jene ergreifenden Strophen des „Romanzero“, in denen er zu dem verlassenen Glauben seiner Väter zurückkehrt, in denen er sich nach diesem Glauben sehnt wie nach einer Geliebten, die er in wildem Sinnenrausche einst von sich stieß und die ihm doch ewig in der Seele brennt. Hierher gehören auch die in ihrer Menschlichkeit so tief ergreifenden „Gedichte an die Mouche“, „Die Wahlverlobten“ und die letzten Tribute des sterbenden Dichters an die Welt. Sie alle werden noch dauern, wenn längst der Wirbeltanz kommender Jahrhunderte ein „Buch der Lieder“ mit sich fortgeführt haben wird; sie werden aber auch dann noch dauern, wenn die Nachwelt längst über die Propheten einer engherzigen, nationalen Kunst gerichtet hat. Das „Buch der Lieder“ ist Heines schwächste Schöpfung und nichts als ein flackerndes Raketenfeuer wipprühender Sentimentalitäten, dessen einzelne Gedichte nur blenden und deren geistreiche Pointen durch ihren ungeheuren Sarkasmus verblüffen. Daß es noch heute diejenige von Heines Schöpfungen ist, welche die weiteste Verbreitung gefunden hat und die am tiefsten in die Massen gedrungen ist, beweist nichts gegen diese Behauptung. „Die Mehrheit? Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn, Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen“ — sagt Schiller.

Soweit mit Grisebach, an den sich diese Zeilen anlehnen. Im letzten Teile seiner Schrift streift dieser dann noch die politische Tätigkeit Heines. Wenn er hier gleich vielen anderen den Stab über dem Dichter bricht, ja ihn der Schamlosigkeit zeihet, so ist das falsch und wenigstens insofern verfehlt, als er diese Tätigkeit gleichsam mit der Kunst des Dichters identifiziert. Selbst dann, wenn der Dichter Heine und der Mensch nicht zwei grundverschiedene Personen sein würden, wäre das nur bedingt richtig. Wer wollte es verschmähen, an einem heißen Sommertage in einem kühlen, klaren Bache, der murmelnd zwischen blumigen Wiesen, unter schattigen, überhängenden Büschen dahingurgelt, sich Erquickung und Labung zu holen, weil dieser zu Zeiten, wenn es im Gebirge donnert und blitzt, auch schmutziges, schlammiges Wasser führt und tosend den morschen Brückensteg der Alltäglichkeit in die Tiefe reißt?

Mögen Heines Schmähschriften gegen den deutschen Michel daher auch noch so bezeichnend sein für den Menschen Heine, für den Künstler beweisen sie nichts. Wo ist überdies der Mann, der sich als Mensch vollständig mit seiner Kunst, mit der von ihm verfolgten Idee, mit seiner Lehre deckt? Hier kommen nur ganz wenig Große in Betracht, etwa die Religionsstifter Buddha und Christus und teilweise vielleicht Luther. Was aber die Tätigkeit Heines als Feuilletonist anbetrifft, so weise ich nochmals darauf hin: Heine war Jude. Kann man ihn nicht von diesem Fluche befreien, so suche man aber seine Schwere auch nicht herabzumindern, seine Tragweite nicht zu kürzen und zu entkräften. Vielleicht, daß er dann am Menschen Heine verständlich erscheinen läßt, was er uns am Dichter raubt. Schrieb Heine aber jene umstrittenen politischen Artikel und Feuilletons zum Teil in einer so feingeschliffenen Form, wie „Atta Troll“ etwa, daß sie die Nachwelt für mehr nahm als sie sein sollten, so trifft die Schuld nicht den Dichter. — Man sollte Heines Werke in zwei große Abteilungen spalten, eine, die die Kunst des Dichters umfaßt, — auch seine Dramen hätten hier mit Recht einen Platz zu beanspruchen, — und eine, die seine politischen Gedichte und jene feuilletonistischen Brotartikel enthält.

Aber selbst wenn nur die im Anfang erwähnten wenigen echten Perlen seiner Poesie, in denen er den höchsten Gipfel der Kunst erklomm, die Zeiten überdauern werden, so wird doch „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aonen untergehn.“ Sie werden ewig auch für ihn Geltung behalten, jene Verse, mit denen er von der Mönche und vom Leben Abschied nahm:

Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
Du wirst vertrieben, wirst verhallen.
Biel anders ist es mit Poeten.
Die kann der Tod nicht gänzlich töten;
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche —

Vier Briefe eines Rigeners aus Petersburg vom Jahre 1805.

Als nach Aufhebung der Statthalterſchaft die alte Stadtverfaſſung Rigas wiederhergeſtellt worden war, traten unter der Bürgerſchaft zwei Parteien hervor, von denen die eine die Beibehaltung der neueingeführten allgemeinen Stadtordnung verlangte, die andere die alte Stadtverwaltung wiederhergeſtellt wünſchte, wie ſie ſich im Laufe der Jahrhunderte in Riga entwickelt hatte. Dieſe verſchiedenen Anſchauungen traten namentlich hervor, als 1802 Kaiſer Alexander I. perſönlich in Riga weilte. Daher befahl dieſer (29. Januar 1803), die ganze Rigasche Bürgerſchaft zuſammenzuberufen und abſtimmen zu laſſen, ob wirklich alle oder doch der größere Teil der Bürger die Einführung der allgemeinen Stadtordnung wünſche. Bekanntlich ergab ſich beim Ballotement, daß von 949 Stimmen bloß 334 dafür waren, die andern aber für Beibehaltung der wiederhergeſtellten alten Verfaſſung¹.

Ein kaiſerlicher Befehl vom 21. März 1803 rief nun ein beſonderes Komitee aus den drei Ständen der Stadt ins Leben, das ſich mit einer Reviſion der Stadtverfaſſung zu beſchäftigen hatte. Es erhielt den Auftrag, die beſtehende Verfaſſung ſorgfältig zu prüfen, und wenn ſich darin etwas fände, was den Zeitumſtänden gemäß abzuändern wäre, ſolches nach den Grundſätzen der beſtätigten Munizipalverfaſſung vorzuſchlagen und das Reſultat der Arbeit in einem Memorial durch eine beſondere Deputation zur Beſtätigung vorlegen zu laſſen.

¹) Vgl. Einleitung ins Provinzialrecht II, 158 ff. — Interessante Mitteilungen darüber enthalten auch die Aufzeichnungen des Aeltermanns Max. Ludw. Hemelke, über die C. Rettig berichtet hat. Sitzungsberichte der Alt.-Ges. 1895, S. 105.

Glieder dieses Komitees waren¹⁾: der Bürgermeister Karl Gustav v. Jannau²⁾, der Rathsherr und damalige Waisenherr Joh. Georg Stresow³⁾, der Ältermann großer Gilde Joh. Georg Kaawe⁴⁾ und später der Ältermann Georg Konrad Wiggert⁵⁾, der Kaufmann Hermann Dietrich Bienemann⁶⁾, der Ältermann kleiner Gilde Dornborff der Ältermann Mauer und nach dessen Tode der Älteste Langer.

Fast zwei Jahre lang war dieses Komitee beschäftigt. Erst in der Rats Sitzung⁷⁾ vom 16. Januar 1805 konnte der vorführende Bürgermeister v. Jannau berichten, daß die weitläufigen Arbeiten zur Untersuchung der Stadtverfassung nunmehr gänzlich beendet seien. Es bleibe nur noch übrig, das Memorial durch drei Deputierte in Petersburg vorzustellen. Dazu wurden denn nun auch sogleich die nötigen Anordnungen getroffen. Das Komitee hatte zu Deputierten erwählt: als Vertreter des Rats den Bürgermeister v. Jannau, als Vertreter der großen Gilde Herm. Dietrich Bienemann und als Vertreter der kleinen Gilde den Bürger Strauß. Außerdem war der Deputation zur Besorgung der nötigen Berichte und Ausfertigungen noch der Ratssekretär Johann Bernhard Schwarz⁸⁾ beigegeben, der bisher auch schon als Sekretär des Komitees fungiert hatte.

Weder das erwähnte Memorial noch ein Bericht dieser Deputation, die einige Wochen später sich nach Petersburg begab und wohl bis zum Juni dort verweilte, scheinen sich im Stadtarchiv erhalten zu haben. Dagegen fanden sich in den Sammlungen der Altertumsgeellschaft 4 Briefe des Sekretärs Joh. Bernh. Schwarz an den Rigaschen Rathsherrn Johann Christoph Schwarz, damals beim Vogteigericht und späterhin Bürgermeister⁹⁾, die wohl verdienen, mitgeteilt zu werden. Sie enthalten

1) Vgl. auch Bergmann, Erinnerungen an das unter dem Szepter des russ. Kaiserthums verlebte Jahrh. S. 36.

2) Wöhtführ, Ratslinie Nr. 740.

3) Wöhtführ, Ratslinie Nr. 749.

4) Wurde 1796 Ältester, 1802 Ältermann großer Gilde; † 1824. Vgl. Rig. Stadtbl. 1824, S. 185—87.

5) Wurde 1802 Ältester, 1804—30 Ältermann gr. Gilde; † 1831.

6) War 1792—1800 Ältester gr. Gilde; † 1821. Vgl. Rig. Stadtbl. 1821, S. 161—166. — 7) Ratsprotokoll (Publica) 1805, I, 49—51.

8) Joh. Bern. Schwarz war seit 1800 Obersekretär und Assessor beim Vogteigericht. Wöhtführ Nr. 761.

9) † 1824. Wöhtführ Nr. 748. Vgl. den Nekrolog über ihn Rigasche Stadtbl. 1824, S. 289—93.

eine Fülle Streiflichter auf Personen und Zustände in Petersburg, auf die Arbeiten der Gesetzkommision und den Gang der rigaschen Verfassungsangelegenheit, die wohl das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen dürfen, zumal die Briefe von einem höchst gebildeten, klar denkenden und scharf beobachtenden Manne geschrieben sind.

Im Anschluß an die einleitenden Bemerkungen lassen wir nunmehr die vier Briefe folgen.

I.

Petersburg, d. 24. März 1805.

Mit vollem Herzen danke ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, für Ihre Erinnerung an mich und Ihre guten Wünsche für unseren hiesigen Aufenthalt. Der Himmel gebe, daß sie in Erfüllung gehen und die Heiterkeit, die die Außenseite der Residenz wohl auf jeden hiesigen Ankömmling verbreitet, nicht künftig durch einen widrigen Gang unsres Geschäfts verdrängt werde.

Ihre Ansicht über den Hauptpunkt unsres Geschäfts ist auch die meinige. Es wird hauptsächlich darauf ankommen, ob man überhaupt Municipalsstädte erhalten will oder nicht, und ob man ein gutes Gefühl für Riga und seine Bewohner haben wird oder nicht. Da wir bis jetzt noch in gar keine Aktivität treten können, weil wir unsre Hauptsachen noch erwarten, so haben wir darüber noch nichts erfahren können, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil wahrscheinlich noch niemand höhern Orts gedacht hat, wie er es mit uns machen will.

Der Graf Rotschubey hat mit der ihm eigenen Humanität die Komitee aufgenommen und mit großer Artigkeit sich darin gefügt, daß man ihm mit einem Umwege erklärt hat, die Personen seien zwar da, aber die Sachen erwarte man noch. Wenn diese seltene Höflichkeit nicht gewesen wäre, so würde unser guter Jannau wohl auf eine verdrießliche Art überzeugt worden sein, daß das Reisen an sich selbst wohl nicht gerade unser Hauptgeschäft ist. Ich für meine Person habe auf diese Artigkeit nicht gerechnet, sondern bin, um nicht lange Gesichter zu sehen, die man billig erwarten mußte, unter der Auslegung, daß ich als eine nicht-offizielle Person bei bloßen Zeremonie-Bisiten keinen Teil nehmen könne, von Rotschubey und also auch von den übrigen Ministern fürs erste, bis die Arbeit anfängt, weggeblieben.

Die übrigen Minister haben die Bisiten sehr artig, Rumänzow sogar abgeschmackt artig aufgenommen. Das ist zwar besser, als wenn sie sich unhöflich dabei aufgeführt hätten; indessen läßt sich daraus nichts augurieren, denn es geschieht durchaus gegen Jeder-

mann und man kann sich überhaupt nicht genug auswundern, welch eine liebenswürdige Aufführung hier unter allen den Ständen und Personen, die sich sonst wohl in die Brust zu werfen pflegen, herrscht.

Nächst dem, was man im ganzen von Municipalverfassungen hält, ist nun wohl das wichtigste, wem unsere Arbeit übertragen wird. Davon ist auch noch nicht das geringste zu erfahren, in dessen habe ich, soviel es sich tun ließ, ungefähr das Terrain zu sondieren gesucht, um doch wenigstens, da ich sonst nichts tue, Konjunkturen [1] in den Tag hinein machen zu können. Da ich nun beständig die Ohren spitze und mich soviel umhertreibe, als möglich ist, so kann es vielleicht sein, daß ich dies und das erfahren habe, was in der Folge einen Fingerzeig geben kann.

Die Gesetzkommision scheint überzeugt zu sein, daß unsere Arbeit, wenn auch nicht hauptsächlich von ihr durchgegangen, doch wenigstens an sie gebracht werden wird, um ihr Sentiment einzuholen. Ich vermute auch, daß man von seiten einiger Redakteurs das Seinige tun wird, um unsrer Arbeit diesen Gang zu geben, selbst wenn sie ihn nicht natürlicher Weise nähme. In dieser Gesetzkommision haben wir drei aufrichtige und ehrliche Freunde; dieses sind Zimmermann, Pehn und Würst. Diese drei lieben den Ort und haben sich von der Güte seiner Einrichtungen überzeugt. Kommt einer von denen zum Mitreden, so halte ich die Hauptsachen unsrer Verfassung für gerettet. Sahlfeld¹ glaubte ich auch auf unsrer Seite, bin aber, wo nicht vom Gegenteile überzeugt, doch sehr in meiner Meinung irre geworden. Ich hatte in einer zutraulichen Stunde mit ihm ein Gespräch über den Wert oder Unwert unsrer Verfassung im Ganzen und war freilich darauf gerüstet, eine Menge unverdauter Theorien über Städteverfassungen überhaupt bei ihm bekämpfen zu müssen², aber das hatte ich nicht erwartet, ihn bis über die Ohren in den Lügen der Raaweschen Partei, die schon in Riga kein Mensch mehr anhören mag, stecken zu finden, z. B. daß man Familien im Rat forterbe, daß man eine geheime Anwendung der Gelder habe &c., und versicherte mich überdem, dieses alles unwiderleglich schriftlich zu haben. Das Einzige, was sich auf diese betissen antworten ließ, besonders da sie sowohl im Ganzen als im Einzelnen aus dem Raaweschen Gesichtspunkt genommen waren, beschränkte sich natürlich auf meine

1) Georg Friedrich Sahlfeld, Sohn eines Handwerkers aus Dorpat, hatte sich aus kümmerlichen Verhältnissen emporgearbeitet. Seit 1803 war er Juriskonsult des Justizministeriums, seit 1804 Redakteur der zweiten Abtheilung der Gesetzkommision und Prokureur des Justizkollegs der liv-, est- und finnländischen Sachen. Vgl. auch Schriftstellerlexikon IV 8 ff.

2) Auch der bekannte Entwurf Sahlfelds zu einer liturgischen Ordnung der evangelischen Kirche krankte an allzu viel dem Leben abgewandter Theorie. Vgl. Dalton, Verf.: Gesch. d. evang.-luth. Kirche in Rußland. S. 223.

Meinung, daß die Komitee eben deswegen etabliert worden, um diese Beschwerden zu untersuchen, hier aber nichts bewiesen worden sei. Am Ende wird seine gerühmte authentische Quelle die Aleemansche Klage sein. Ich kann Ihnen gestehen, daß ich ziemlich bestürzt über die gemachte Entdeckung nach Hause fuhr, mich aber beinahe ebenso schnell beruhigt habe, und das zwar deswegen, weil er in der ganzen schiefen Ansicht steckt, die nach allem, was man hört, wenigstens vom Ministerium des Innern nach ihrem wahren Wert beurteilt wird, und überdem, weil ich nach eingezogener Erkundigung über seine Geschäftslage gar keine Ursache habe zu glauben, daß er persönlich über unsre Sache mitzureden haben möchte. Auch ist er trotz seiner Präokkupation ein passabel vernünftiger und gutmütiger Mensch, der allenfalls, wenn er der Sache näher gebracht werden sollte, von seinen Vorurteilen zu befreien sein möchte.

Die Gesetzkommision kommt mir vor wie das deutsche Reich während des großen Interregnums. Alle, vom ersten bis zum letzten, sind weder an theoretischer Rechtskenntnis, noch an Erfahrung Männer, wie man sie für diese Arbeit fordern müßte; demohngeachtet aber hält sich fast ohne Ausnahme jeder einzelne Redakteur für den klügsten und sieht mit Bedauern auf das Nachwerk seiner Mitbrüder. Rosenkamps¹ kann nicht bitterer gehaßt sein, als von seinen eigenen Expeditionen, denn er hat das Mittel gefunden, andere Leute für sich arbeiten zu lassen und die gloire davon zu ziehen. In der Abwesenheit von Nowossilzow ist ihm dies hauptsächlich geglückt, die andern hübsch in Schatten zu stellen. Diesen aber scheint er aus der Reihe seiner Gönner verloren zu haben, denn als N. zurückgekommen ist, hat es zwischen ihm und N., wie mich Augenzeugen versichern, eine unangenehme Explikation gegeben. N. hat schon vorher, ehe N. eingetreten ist, sich über die Gesetzkommision mit Unzufriedenheit geäußert und dann im allgemeinen hingeworfen, man müßte es machen wie in England und die Untauglichen so lange verabschieden, bis man die Rechten gefunden habe. Als darauf N. hineingetreten ist und ihn an das Paket, was ihm übersandt worden, erinnert hat, so hat N. darauf geantwortet, er sähe, daß man anstatt zur wirklichen Arbeit zu schreiten, sich wieder darauf beschränkt habe, öffentlich die Rubriken zu nennen, über welche man gesonnen sei zu arbeiten. Die darauf gemachte Erklärung, daß es nötig gewesen sei, diese Arbeit in einem förmlichen Doklad an den Kaiser zu adressieren, hat er nicht gelten lassen, sondern gemeint, dies sei keine Ursache, dasselbe viermal drucken zu lassen, und nach Durchsicht dessen, was nun

¹) Gustav Adolf v. R. war seit 1804 erster Redakteur und Konferenzsekretär der Gesetzkommision. Er wurde 1809 Chef der Zivilabteilung dieser Kommission. Vgl. auch Schriftstellerlexikon III, 565 ff.

geschehen sei, werde er wissen, ob er dem Kaiser für die bei dieser Gelegenheit ausgetheilten Orden seinen Dank abstatten könne oder nicht¹.

Man glaubt allgemein, daß bei der Rückkunft von N. Rosenkamppf vielleicht außer Aktivität gesetzt werden dürfte. Nowosilzow geht aber jetzt, wie Sie wahrscheinlich schon in Riga wissen werden, in wenigen Tagen wieder ins Ausland, um womöglich einen Friedenskongreß zu organisieren, und soll, wie man sagt, von seiten des englischen Hofes charte blanche haben, um auf die russischen Friedensbedingungen abschließen zu können.

Ein nicht minder wichtiges Blatt im Petersburgischen Bilderbuch ist Parrot². Er hat das persönliche Zutrauen des Kaisers in einem solchen Grade, daß er über die Minister sogar einen eklatanten Triumph gehabt hat. Sawadoffsky nämlich hat sein Parochialschulen-Projekt nicht zum Vortrag gebracht wissen wollen, Ezartorisky, sein ehemaliger Prokureur, ist auch dagegen gewesen und Klinger³ hat ihm den Vortrag dieser Sache in der Schuldirektion verweigert. Darüber hat sich Parrot beim Kaiser beklagt und einen Auftrag an den Minister Sawadoffsky exportiert, daß zu diesem Endzweck eine Sitzung gehalten werden solle, worauf nun Klinger die Segel gestrichen, selbst den Vortrag in der Sache übernommen und sie durchgeführt hat. Indessen ist dadurch ein Mißverhältnis zwischen P. und seinen ehemaligen Protektors entstanden, so daß er jetzt, wie es scheint, keine andere Stütze hat, als den Kaiser selbst, was freilich nicht wenig ist, besonders da er in solchen Fällen einen ziemlichen Starrsinn haben soll. P. hat angefangen, sich ein wenig den Kamm schwellen zu lassen und von Dingen mitzureden, die nicht für ihn gehören, was ihm hauptsächlich Feinde gemacht hat. Das hat ihm dann einen großen Wischer von seiten seines Hauptgönners Nowosilzow bei dessen Zurückkunft, wie mich abermals Augenzeugen versichern wollen, gegeben. Es ist ihm die Lehre erteilt worden, daß wenn man mit dem Kaiser spräche, man sich auf Dinge zu beschränken habe, die das Geschäft und das Amt, das man bekleide, mit sich brächten, daß es selbst anständig und pflichtmäßig sei, wenn der Kaiser sogar das Gespräch auf Dinge brächte, die nicht zum Vortrage gehörten, sich dahin zu bescheiden, daß man darüber nicht mitsprechen könne, am allerwenigsten aber gebühre es sich, selbst Dinge auf die Bahn zu bringen, zu denen man nicht berufen sei.

Die Ordensgeschichte von Albanus⁴ mißbilligt hier alle

¹) Rosenkamppf hatte 1805 den Annen-Orden 2. Kl. erhalten.

²) Der bekannte erste Rektor der ehemaligen Universität Dorpat, Georg Friedr. P. -- ³) Fr. Maximilian von Klinger.

⁴) August Albanus, Wochenprediger an St. Peter in Riga und seit 1804 zugleich livl. Gouvernementschuldirektor, hatte 1805 den Wladimir-Orden 4. Kl. erhalten. Er war bekanntlich später, seit 1823, Oberpastor von St. Peter.

Welt, man sieht es dafür an, was es ist, nämlich daß Parrot in der Provinz hat zeigen wollen, was er vermag. Besonders ist den Leuten das Prediger- und Ritterverhältnis anstößig. Ob in Rücksicht unsrer Schule viel Geseheidtes herauskommen wird, daran zweifle ich, denn teils ist der Kaiser selbst sehr von den Geschäften der Universität unterrichtet und hat also natürlich eine günstige Meinung davon, teils hat er in diesen Tagen den Kurländern, die in Rücksicht ihrer Schule ähnliche Wünsche haben, antworten lassen, er sei dieser Tracassieren müde und wolle es bei dem Bescheid von Sawadowsky bewenden lassen. Das ganze Verhältnis der Universität beruht auf der persönlichen Lage von Parrot. So viel scheint ganz gewiß zu sein, daß er sich so ziemlich alles, was um den Kaiser herum ist, zum Feinde gemacht hat und von niemand Unterstützung erwarten darf, als vom Kaiser selbst. Sogar Klinger soll sich nicht mehr mit ihm so gut stehen als sonst, und ich glaube, entweder macht des Kaisers Gunst aus P. einen sehr bedeutenden Menschen, oder er fällt in ein Nichts zurück. In wie weit Sonntag¹ hier mit daran gearbeitet haben mag, Klinger wieder hübsch in das Parrot- und Albanusche System einzuführen, kann ich nicht wissen, vermute es aber zuverlässig.

Die dritte Hauptfigur für uns ist Beck. Ich weiß nicht, weswegen man uns weiß gemacht hat, er sei Riga und seiner Verfassung nicht geneigt. Er hat uns schon mehrere Mal sehr aufrichtige gute Ratschläge gegeben, interessiert sich für unser Geschäft und hat sich so bei uns eingeludert, daß er keinen Abend fehlt und bis Mitternacht seiner alten Manier zufolge schwagt. Obgleich er bei einem ganz andern Departement angestellt ist, so gilt er doch allgemein bei den Ministern, besonders aber bei Rotshubey, für einen sachkundigen ehrlichen Mann, dessen Aeußerungen über uns und unser Geschäft vielleicht in entscheidenden Augenblicken von bedeutendem Nutzen sein können. Ich arbeite daran, ihm durch einen Umweg mittels Lehrbergs² eine Justigation beizubringen, daß er suchen soll, sich zu unfrem Komitee ernennen zu lassen. Wenn mir das gelingt, so stimme ich für meine Person in meinem Zimmer ein Tedeum an, denn alsdann, glaube ich, können wir den Kopf überm Wasser behalten. Selbst mag ich davon mit ihm nicht reden, denn ihm sitzt auch eine verdammte Diplomatie im Kragen, die ihn vielleicht mißtrauisch machen könnte. Es ist besser, daß er, wenn er die Sache goutiert, sie für seinen eigenen Einfall hält. Bei Rotshubey ist Speransky erster Kanzleidirektor, und trotz aller seiner Talente ein notorisch bestechlicher

¹) Der hies. Generalsuperintendent Karl Gottlob S.

²) M. Christ. L. seit 1803 Mitglied der gelehrten Sektion der Gesellschaft zur besseren Organisation des Armenwesens in Petersburg; später Akademiker. Schriftstellerlexikon III, 33.

Mensch. Sollte ein russischer Protokollführer gewählt werden, so könnte das Duschinin treffen, der ein feiner, gewandter Arbeiter sein soll, wie mich aber sachkundige Freunde vermuten lassen, in anderen Geschäften zu engagiert ist, als daß er alle seine Feinheit gegen uns brauchen möchte, was dann recht gut ist. Ueberdem soll er fertig deutsch sprechen, was denn auch wünschenswert wäre.

Ich muß meinen Brief schließen, den ich gerne noch länger fortgesetzt hätte, weil man mich mit der Abfertigung drängt. Nehmen Sie, teuerster Freund, dieses Geplauder für das, was es ist, für den Wunsch, Ihnen alles mitzuteilen, was ich bis dato habe hören können, ohne daß ich mir getraue, daraus Konsequenzen zu ziehen. Ich fürchte nicht viel und hoffe nicht viel. Daß Sie diesen Brief am besten niemand mitteilen, habe ich nicht nötig hinzuzufügen, denn wenn eine Indiskretion über Personen hier bekannt wird, so sind wir fertig und es könnte wohl Rigiſche Espione geben.

Ueber unser gesellschaftliches Verhältnis behalte ich mir einen Brief vor, den die Post lesen kann. Heute Mittag bringe ich auf der englischen Klubbe zu, wo die Vorsteherwahl gefeiert wird und ich Nowosilzow sehen werde, den man zum ersten Vorsteher gemacht hat. Ueber Sonntags Gastrolle und was dem anhängig nächstens ein mehreres.

Leben Sie wohl und erhalten Sie Ihr Wohlvollem Ihrem
J. B. Schwarzg.

II.

Petersburg, d. 18. April 1805.

Ehe ich Ihren Brief vom 4. d. Mts. erhielt, war ich schon Willens, Sie über alle etwanige Vorwürfe, die Sie sich vielleicht machen könnten, die hiesigen Propositionen abgewiesen zu haben und bei uns geblieben zu sein, völlig zu beruhigen, aber ich sehe mit Vergnügen, daß es nicht nötig ist. Jetzt, da ich den Gang der Arbeiten bei der Gesetzkommision Gelegenheit habe zu sehen und mich zu überzeugen, wie wenig Satisfaction sich der Staatsbürger davon versprechen kann und wie wenig andererseits die Lebensart, die die Arbeiter führen, dazu geeignet ist, sie für das unangenehme Gefühl, das sie bei ihrer Beschäftigung haben müssen, zu entschädigen, so kann ich mit voller Ueberzeugung behaupten, daß man, wenn man mit seinen Amts- und gesellschaftlichen Verhältnissen in Riga an Ihrem Plage steht, seiner Seelenruhe und seinen Lebensfreuden feind sein müßte, um sich auf irgendwelche Bedingung in dieses Geschäft hierher zu versetzen.

Was das System betrifft, nach welchem hier gearbeitet wird, so werde ich mich in meinem Leben nicht überzeugen, daß man anders vernünftige Vorschläge machen könne, wie es sein soll, als

wenn man vorher weiß, wie es ist, und wenn alle Mitarbeiter, mögen sie auch einzelne Abtheilungen zu liefern übernehmen, eine vollkommen gleiche Kenntniss vom allgemeinen Rechtszustande des Reiches haben. Dieses, glaube ich, kann nicht anders bewirkt werden, als wenn man vorher, ohngefähr in eben dem System, wie man das neue Gesetzbuch formieren will, die bestehenden Verordnungen sammelt und alsdann nach den Bedürfnissen, die sie anzeigen, und den Lücken, die man vorfindet, ein geordnetes systematisches Recht zu Hilfe nimmt. Diese Manier scheint aber zu langweilig befunden zu sein. Statt deren hat jeder Redakteur zu gleicher Zeit eine doppelte Arbeit: erstens den status quo zu formieren und sogleich die neuen Bestimmungen über die Abtheilung, die er bearbeitet, hinzuzufügen. Zur Formierung des status quo sind hauptsächlich die Gehilfen bestimmt, worunter ich ein paar kenne, die schwerlich dabei nützen können. Dieses Uebel abgerechnet, müßte man die menschliche Natur nicht kennen, um zu zweifeln, daß dem status quo bei dieser Manier eine sehr oberflächliche Aufmerksamkeit zuteil werden muß, da er schon im voraus zur Nebensache verdammt ist. Ueberdem arbeitet jeder Einzelne völlig für sich allein und hat wenig Gelegenheit, seine etwanigen Irrungen über den status quo herauszufinden.

Es wäre noch mehreres über diese Sache zu erinnern, hauptsächlich, daß man sehr viel philosophisches Unwesen in die Gesetzgebung zu mischen sucht und bis dato statt einer Sammlung positiver Gesetze ein Reichskompendium ausgearbeitet zu werden scheint, dergleichen in der Welt genug und wahrscheinlich besser existieren, aber Sie werden wahrscheinlich an dem Gesagten genug haben.

Die persönlichen Verhältnisse der Redakteurs unter einander sind nichts weniger als angenehm aus vorhin angeführten Ursachen. Wenn man nun das Leben sieht, das sie führen, so findet man fort noch weniger Ursache, sich in ihre Lage zu wünschen. Es ist ohnedem hier in Petersburg der schlimme Fall, daß man schlechterdings das Geschäftsleben nicht mit den gesellschaftlichen Genüssen vereinigen kann und sich für das Eine oder das Andere bestimmen muß, aber es ist doch noch verdrießlicher, eine Situation, wo eines dem andern nicht im Wege steht, wie es in Riga der Fall ist, dießer Existenz wegen aufgegeben zu haben. Mancher fühlt das auch. Zimmermann, Gehn, Klazer leben mutatis mutandis wie Studenten; sie sind weder in den Zirkeln am Galeerenhof zu finden, noch haben sie Entree in den Gesellschaften höherer Stände, sondern sind größtenteils auf ihren reciproquen Umgang und auf die Häuser von Dolst, Ettingen und Vock eingeschränkt. Zimmermann habe ich ein einziges Mal in einer andern als dieser Gesellschaft begegnet, die übrigen garnicht.

Mit dem Herrn Etatsrat Ettingen habe ich nicht das Glück, auf einem guten Fuß zu stehen. Er ist ein eitler Narr, der zu glauben scheint, man wisse von den Dinern, die er gibt, in allen vier Welttheilen zu erzählen und müsse es sich wenigstens zu gleicher Ehre schätzen, von ihm oder von dem Kaiser zu Tafel gezogen zu werden. Ich wußte nicht, daß G. Schwarz uns dahin empfehlen würde, und traf ihn bei Bock, wo ich ihm aber nicht speziell präsentiert wurde und auch nur gerade soviel Notiz von ihm nahm, als die Konversation mit sich brachte. Als man ihm nach erhaltener Empfehlung die Visite machte, war ich gerade nicht zu Hause und bei seinem gleich darauf folgenden Diner anderweitig engagiert. Aus diesem hat er geurtheilt, daß mir an seiner Bekanntschaft nichts gelegen sei; das mag nun aber nicht zu seinen stärksten Irrungen gehören, aber ich wollte auf der englischen Klubbe bei ihm doch eine Einleitung machen, um es mit einer Visite hernach reparieren zu können, wobei er sich zwar höflich, aber nicht so benahm, um mir Lust dazu zu machen. Ich will nun sehen, ob wir uns am dritten Ort näher kommen werden oder nicht und den Erfolg in Geduld abwarten.

Was unsere eigenen Angelegenheiten betrifft, so sind wir in dem unangenehmen Fall, daß die Deputierten nicht zu den Deliberationen selbst gezogen werden sollen, wie es scheint, sondern nur nach dem wörtlichen Inhalt der Ukase bestimmt sind, Auskunft in nötigen Fällen zu geben. Die Komitee ist, wie ich weiß, schon in eine Art von Aktivität getreten, aber noch ist nicht ein offizielles Wort an die Deputierten ergangen, nicht einmal ist es ihnen eröffnet worden, wie sie zusammengesetzt ist. Ich habe es erfahren, daß Gr. Rotschubey, Stroganoff, Nowosilzoff, der Fürst Lapuchin und der Senator Rosadowless dort sitzen, aber in diesem Augenblick, da ich dieses schreibe, weiß Jannau davon noch nichts. Auch kann man ihm nicht unvorsichtigerweise alles sagen, denn es ist kein Mensch in der Welt, der weniger Conduite hat als er. Außer der Sachkenntnis hat er nicht eine einzige Eigenschaft, die er hier bedarf, sowohl um in der Welt als mit seinen Kollegen leben zu können. Ueber diesen Gegenstand könnte man einige Bogen vollschreiben, wenn es der Mühe wert wäre.

Diese anfängliche Zurückhaltung in unserem Geschäft entscheidet nun zwar für den Erfolg nichts, auch kann sie sich ändern und wird es wahrscheinlich, sie setzt uns aber in die unangenehme Lage, nicht Vorarbeiten machen zu können, die man vielleicht fordern möchte. Ueber die Gesichtspunkte läßt sich noch durchaus nichts sagen. Damit bin ich nicht ganz unzufrieden, daß die Komitee nur aus den distinguirtesten Personen formiert ist und die Gesetzkommision wenigstens keinen direkten Einfluß haben möchte, wiewohl man ihre Pläne nie ganz übersehen und soviel als möglich sich ihnen zu nähern suchen möchte.

Ihrem Urtheil über die Personen, die Sie in Ihrem letzten Briefe anführen, kann ich nicht geradezu widersprechen, nur kann ich mich schlechterdings nicht entschließen, Ihrer Meinung von B. und dem, was man von ihm gesagt hat, beizutreten. Es kommt übrigens wohl auf seine Meinung nun nicht viel an, aber ich kann es doch nicht glauben. Ebenso wenig habe ich Ursache, an W. zu zweifeln. Was B. betrifft, so haben Sie sehr recht gesehen, aber er kennt mitunter das Geschwäg des Tages und ist nicht unbekannt mit den modernen Ansichten. Für jetzt aber sind alle diese Individua in gar keiner Geschäftsverbindung mit unsrer Sache.

Nachmittags. Eben erfahre ich, daß Drushinin der Sekretär der Komitee ist und sie vorerst ihre Sitzungen noch nicht angefangen hat. Es kann also auch sein, daß man nicht einmal so zurückhaltend sein wird, als ich glaubte. Auf jeden Fall ist durch die Auswahl der Personen zu erkennen gegeben, daß man der Sache Aufmerksamkeit schenkt. Von den Intentionen läßt sich noch durchaus nichts reden. Das Mißverhältnis des Mannes, dem Sie nicht in den Weg getreten wissen wollen, hat sich noch nicht gegeben, sonderbar aber ist es, daß er, den wir doch indirekt als gegen unsere Sache betrachten müssen, in unsere Ansichten über Verfassung von selbst entriert und das, ohne mit irgend einem von uns hier in einem freundschaftlichen Verhältnis zu stehen, sondern aus eigener Ueberzeugung der guten Sache. Soviel für jetzt. In den nächsten acht Tagen wird man hoffentlich mehr wissen. Diese Komitee wird, wie es heißt, auch über die Adelsverfassung in Folge der neuesten Schriften das Weitere festsetzen. Sollte das sein, so könnte unser Geschäft vielleicht dadurch Verzögerungen unterworfen sein.

Von Bocks Heiratsprojekten habe ich noch nicht ein Wort gehört. Mit Herrn v. Ettingen ist heute Mittag die Versöhnung vorgefallen. Er hat mich förmlich und feierlich zu sich eingeladen, welches Glück ich denn auch gehörig zu schätzen weiß. Ich habe Ihnen heute den Nachtrag meines ersten Briefes in Rücksicht meiner gesellschaftlichen Lage liefern wollen, aber der Platz ist wieder unmerklich mit anderen Dingen verbraucht. Leben Sie wohl und behalten Sie in gutem Andenken Ihren Ihnen ganz ergebenen

III.

Petersburg, d. 1. Mai 1805.

Wenn Sie sich auch noch so sehr mit Geduld über die Art, wie unser Geschäft betrieben wird, gewaffnet haben sollten, so wird es Ihnen doch etwas sonderbar vorkommen, daß man noch jetzt nicht einmal sagen kann, daß irgend etwas geschehen wäre. An vorläufigen Wahrscheinlichkeiten über ihren Ausgang fehlt es uns freilich nicht und an anderen Orten würde man schon so ziemlich

bestimmen können, was es für ein Ende zu nehmen hätte, hier aber, wo die Beschlüsse, über die man wochenlang nachgedacht zu haben sich das Air gibt, oft in einer Minute wechseln wie das Wetter, kann man nie eher mit Gewißheit von etwas reden, bis man es schwarz auf weiß und die Hauptstadt im Rücken hat.

Unsere Sache steht bis jetzt für unsere Wünsche garnicht günstig. Die jahrelangen Zänkereien unsrer Provinz scheinen den Ministern einen Unwillen gegen die Präensionen der Deutschen, immer etwas Besonderes haben zu wollen, gegeben zu haben. Wenigstens ist das mit dem Fürsten Lapuchin der Fall, der ein alter russischer Geschäftsmann ist und so ziemlich mit Befleschoff überein denkt. Diese Meinung sucht nun die Gesetzkommision möglichst zu nützen, um die Entscheidung der ganzen Sache entweder in ihre Hände zu bekommen oder sie wenigstens ausgesetzt zu wissen, bis sie mit ihren allgemeinen Plänen für gerichtliche Verfassungen der Städte hervortreten wird, woran sie jetzt eifrigt arbeitet und mit den vornehmsten Punkten in Richtigkeit sein soll, wie einige sagen und andere widersprechen.

Die Komitee hat erst eine Sitzung gehalten oder vielmehr halten wollen, denn es hat deswegen nichts vorgenommen werden können, weil der in diesen Tagen erfolgte Tod der Fürstin Sagarin den Lapuchin außer stande gesetzt hat, irgend eine Arbeit vorzunehmen.

Es ist jetzt unter den Geschäftsmännern in Petersburg Mode, verschlossen zu sein. Die Minister, die am Ende immer einen heimlichen Krieg gegeneinander führen, sind durch die Natur der Sache in diese Lage gebracht und durch den Kaiser, der weder zu sich noch zu anderen Leuten Vertrauen hat. Jeder also, der unter ihnen arbeitet, nähert sich ihrer Conduite, ist höflich, aber starr wie ein Brett, wenn es auf den Punkt von Geschäften kommt, und man muß jedes Wort darüber mit Zangen aus ihnen herausziehen.

Selbst diejenigen bei der Gesetzkommision, welche unsere Freunde sind oder es uns wenigstens glauben machen wollen, z. B. Zimmermann und Würst, tun, wie ich fest überzeugt bin, was sie können, um ihre Klauen mit in unserem Geschäft zu haben, nicht gerade nur einer Partei zu dienen, oder um uns Geld auszuquetschen, sondern wahrscheinlich aus dem natürlichen, vielleicht verzeihlichen Gefühl, daß sie glauben, etwas recht vorzüglich Weises auszuhecken, und den Verdruß nicht haben mögen, eine der vorzüglichsten Städte des Reiches vor ihrer Weisheit gerettet zu sehen. Würst hat mich vor einigen Tagen wieder sehr angelegentlich um Notizen über die Handlungskassa gebeten. Ich werde sie ihm geben, wenn man ein bißchen klärer in unserem Geschäft sehen wird, denn ich bin eben nicht gesonnen, Leuten Nachrichten zu fourzieren, die sie zuweilen gerade gegen uns anwenden, indem sie

sich damit gegen diesen und jenen ein Wir von Sachkenntnis geben und unter diesem Vorwand sich einen direkteren Einfluß auf unsere Sache verschaffen können. Der Einfluß der Geseßkommission auf dies Geschäft ist schon deswegen sehr entschieden, weil der Justizminister und sein Kollege in der Komitee sitzen und Drushinin, der das Protokoll führt, Referendar bei der Kommission ist. Drushinin hat im Ganzen hier eher einen guten als einen schlechten Ruf, aber darauf läßt sich nichts bauen, wenigstens haben wir noch keine Probe gehabt, daß ihm an der Beförderung der guten Sache etwas gelegen hätte, wiewohl er sich andrerseits auch ziemlich vernünftig über das Parteienwesen in unsrer Geschichte geäußert hat. So z. B. haben wir durch ihn erfahren, daß bei Errichtung unsrer Komitee Salizin für die Russen suppliziert hat, daß ihnen gestattet werde, ihrerseits ein Mitglied dazu delegieren zu können, was ihnen aber gnädigst abgeschlagen worden. Auf die neuerlich eingekommene Beschwerde der russischen Kaufleute wird wahrscheinlich ebenso wenig Rücksicht genommen werden. Das Memorial unsrer Komitee ist von Rosenkamps und Sahlsfeld gelesen worden. Der erste hat sich gegen Jannau geäußert, daß diese Arbeit ihnen bei ihren Geschäften unendlich willkommen sei, daß die Geseßkommission sich's ohnedem zur Pflicht gemacht habe, bei Städten wie Riga Ausnahmen von den allgemeinen judiziären Formen zu machen, daß viele unsrer Vorschläge ihren künftigen Bestimmungen nicht zuwider liefen und was das Zeug mehr ist. Dem Sahlsfeld haben unsere Polizeivorschläge gefallen und er hat geäußert, daß unsere Meinung ihm sehr gelegen käme, um seine Behauptungen zu unterstützen. Von Nowosilzoff, dem Minister des Innern, und seinem Adjoint haben wir noch nicht die geringste Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie sie eigentlich persönlich über die Sache denken, und das wird wohl den Ausschlag geben, denn wie ich aus manchem merke, scheint die Geseßkommission eben noch nicht ganz gewiß zu sein, ob sie allein über uns zu entscheiden haben wird oder nicht. Auf jeden Fall wäre es sonderbar, wenn der Kaiser den Minister des Innern, seinen Gehilfen und einen Dritten zu einem Geschäft delegierte, über welches der Geseßkommission allein die Entscheidung vorbehalten sein sollte, wobei sie also unnütz ihre Zeit verdürben und sich über eine Sache an fait setzen müßten, die ein anderer sich vorbehält nach Belieben zu ändern oder wegzuverwerfen. Es sind indeß mehr Inkonsequenzen dieser Art passiert, um nicht auch diese schlimmstenfalls für möglich zu halten.

So viel bis jetzt von den neuen Plänen der Geseßkommission transpiriert ist, so gehen sie im Ganzen dahin, daß die Gerichtsbehörden aus Rechtsgelehrten mit ständischen Repräsentanten, welche letztere aber nur ein *votum consultativum* haben sollten, formiert werden sollen, daß nur aus den Referendaren der Gerichte die

gelehrten Richterstellen besetzt werden sollten und diese nicht ohne ein vorhergängiges Examen anzunehmen sind. Ferner, daß niemand in der Gemeinde ein Geschäft treibe, das er nicht gehörig erlernt habe. An alle übrigen Bestandteile einer Stadtverfassung scheinen sie noch garnicht gedacht zu haben und über das Obenangeführte scheinen sie sich noch zu zanken. Es ist also ziemlich wahrscheinlich, daß für die Rechtsgelehrten auch in ihrer neuen Verfassung, sie sei übrigens wie sie wolle, ein anständiger Platz übrig bleiben wird, aber es gehört eine derbe Portion Egoismus dazu, um sich mit diesem windschiefen Schnack beruhigen und darüber die Hauptsache, das Schicksal der Gemeinde im Ganzen, vergessen zu können.

Bei diesen Umständen sind also mehrere Wendungen unserer Geschäfte möglich. Erstens kann es sein, daß, wenn die jetzige Komitee die Arbeit begreift und die nötigen Erläuterungen gefordert hat, sie dem Kaiser unterlegt, daß nicht eher darüber entschieden werden könne, bis die Gesetzkommision im Laufe ihrer Arbeiten ihrerseits diesen Gegenstand für das ganze Reich im allgemeinen bearbeitet hat und man dann die Deputation entläßt.

Dieses glauben und — wünschen die Mitglieder der Gesetzkommision. Sie hätten dann eine recht bequeme Vorarbeit und vielleicht auch, wenn es wirklich dazu kommt, die Hoffnung einer guten Zwischmühle. Dem steht aber mein voriger Strupel wegen Kotshuben im Wege; auch würde sich die Deputation alsdann ihrer gnädigen Entlassung ohngeachtet über die Gegenstände der Administration und besonders der Finanzen an Kotshuben wenden und diese Dinge separat zu betreiben suchen. Hauptsächlich aber würde ich mich über diese Entscheidung dadurch trösten, daß bis jetzt noch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß von den Arbeiten der Gesetzkommision etwas reif werden oder zur Ausführung kommen wird, und unterdessen würde es bei uns doch wenigstens bleiben wie es ist. Rosenkampff ist von allen Mitgliedern unendlich gehaßt, und dies ist noch das Einzige, worüber sie einig sind, — in allem übrigen ist nichts als Mißgunst und heimlicher Groll. Ueberhaupt glaubt hier kein Mensch an ihre Fortdauer.

Die zweite mögliche Wendung unserer Angelegenheit ist, daß die Komitee sie nach Maßgabe unserer Arbeiten bepruft und dann zur Bestätigung vorstellt. Dies ist nicht einmal sehr wünschenswert, denn da würden wir immer mehr oder weniger mit der Stadtordnung in Kollision kommen, da diese Herren, wo sie nicht genehmigen, schwerlich etwas anderes vorzuschlagen wissen würden, und alsdann würde bei der jetzigen Stimmung, bei dem dummen Gesuch des Adels &c. immer wohl zwei Drittel davon in Kraft gesetzt werden, falls man nicht unerwarteter Weise das Wort des Kaisers und seine Bestätigung unserer Verfassung achten müßte.

Die dritte mögliche, aber freilich so unwahrscheinliche Manier, daß Niemand sie sich nicht einmal als möglich denken mag, ist diese, daß man genehmigt, die Verfassung ad interim nach unseren Vorschlägen zu gestalten, bis die Bestimmungen der Gesezkommission gemacht, publiziert, bepruft und vom Kaiser zur allgemeinen Einführung bestätigt worden, welches sogar nach der Meinung der arbeitenden Mitglieder einige Jahre dauern könnte. Das ist noch die günstigste mögliche Wendung und sie wäre eines Opfers wert, wenn sie herbeigeführt werden könnte, denn was ist nicht alles in einigen Jahren möglich.

Wir sind von Niga mit großen Hoffnungen auf die Gesinnung des Monarchen über Niga weggereist. Von dieser poetischen Ansicht haben wir uns entwöhnen müssen, um in die prosaische überzugehen, daß man sich an einem Ort recht wohl divertieren, mit Vergnügen daran zurückdenken und ihm doch weder etwas Liebes noch etwas Leibes im Nothfall tun, sondern ihn gelassen von seinen Ministern nach Belieben treten lassen kann. Auch nimmt sich überhaupt manches auf hundert Meilen weit schöner aus als in der Nähe. Das unaufhörliche Mißtrauen ist eine jämmerliche Krankheit auf gewissen Plätzen. Es geht hier ohnedem alles langsam genug, jetzt wird es immer von Einigen mehr beguckt, als zum Ausführen nötig ist, und wenn sie sich nun gegenseitig genug darüber chifaniert haben, so lassen es Alle liegen und es denkt gar kein Mensch mehr daran. Der einzige Geschäftsmann, der, wie man sieht, einen praktischen Blick und einen bestimmten Gang hat, Kotshubey, ist auch genug angefeindet und beargwohnt, wiewohl er bis jetzt in großem Kredit steht.

Barrot gibt das lebendigste Beispiel über den hiesigen Geschäftsgang. Als wir ankamen, war er über die Einführung so in Wichtigkeit, daß er in einigen Tagen abreisen zu können glaubte. Der Kaiser selbst hatte es genehmigt. Da kommt Nowosilzow zurück, ärgert sich theils über Barrot, theils findet er die Kosten von 67,000 Rbl. jährlich zu arg (was ich auch finde) und hat das ganze Ding so rückgängig gemacht, daß B. sie nun von neuem anfangen kann.

Dies, mein teurer Freund, sind meine Ideen über unsere Geschäfte. Ich halte es für Pflicht, sie Ihnen mitzuteilen, damit Sie bei etwaigen kursorierenden Lügen wissen mögen, was Sie davon zu halten haben. Sicheres kann man durchaus noch gar nicht bestimmen, es kann sich noch alles anders geben, als es nach diesen Gerüchten zu vermuten ist, und die erste förmliche Sitzung der Komitee, wozu, wie Trushinin meint, der Graf die Deputation einladen lassen wird, muß darüber Licht geben und auch ausweisen, wohin man sich zu wenden haben könnte.

Rebus sic stantibus werden Sie nun wohl leicht einsehen,

daß alles Vergnügen, welches mir die Hauptstadt und die gesellschaftlichen Verbindungen, die wir unseren Rigischen Freunden verdanken, gewähren könnten, das unangenehme Gefühl nicht aufwiegen, welches der Gang unserer Geschäfte mir macht, und daß ich mich sehne, aus einer zwecklosen Situation, wo ich für die Arbeit total unnütz bin und das Vergnügen nicht mit froher Seele genießen kann, je eher je lieber herauszukommen und in den Birkel meiner Familie und einer vernünftigen Wirksamkeit zurückzuführen. Ich habe mir sogar darüber einen Termin gesetzt, den ich hoffe halten zu können, wenn auch die übrige Deputation hier bliebe. Leben Sie wohl und erhalten Ihre Zuneigung Ihrem B. Schwarz.

IV

Den 13. Mai 1805.

Zu der Gewährung der Bitte in unserem Memorial, nämlich die ökonomischen Gegenstände, z. B. Zollberechtigung nach einem redlichen System für die Zukunft und der Abnahme der Artillerie und Fortifikation, ist, wie ich soeben erfahre und Ihnen mitzuteilen eile, gegründete Hoffnung. Was die übrigen Dinge betrifft, so ist es auch noch nicht gänzlich entschieden, ob sie alle ganz allein von den Ofenheizern — Schlichting¹ wird Ihnen das Wort erklären — abhängen sollen. Wir erwarten in diesen Tagen eine Abschiedsaudienz. Alsdann wird meiner Meinung nach noch immer nötig sein, die separaten Dinge so einzuleiten, daß man ihre Entscheidung wenigstens im Voraus taxieren kann und im Notfall künftig nur zu treiben braucht, wovon aber gewisse Leute, die jetzt an nichts als ans Wegreisen denken, so wie sie in Riga nur von der Reise hören wollten, nichts wissen mögen. Auch suche ich, soviel es möglich ist, daß man einige von unseren Vorschlägen, z. B. Polizeiverbesserung, Handelskomitee, Ingrossationswesen in stand gesetzt werde bei unserer Rückkunft sogleich in Gang zu bringen, damit dem lauteften Bedürfnis abgeholfen und die Einigkeit und Zufriedenheit vergrößert werden. Ihr B. S.

*

Erst am 30. Juni 1805 konnte der Bürgermeister v. Jannau im Rat referieren², daß die zur Revidierung der Konstitution dieser Stadt nach Petersburg abgefertigt gewesene Deputation vom Minister des Innern Grafen Kotshubey ein Reskript des Inhalts empfangen habe, daß Se. Kais. Majestät befohlen habe, daß solange, bis die Vorschläge zur Revidierung der Stadtverfassung nicht geprüft und darüber Allerhöchst verordnet wäre, in der gegenwärtigen Verfassung der Stadt keine Veränderung vorgenommen werden soll.

¹) Wohl Gustav Friedr. Schlichting, seit 1800 Obersekretär des Rats in Riga. — ²) Ratsprotokoll (Publica) 1805, I, 402.

Georg v. Breverns Briefe an Theodor Baron Krüdener.

Mitgeteilt

von

Otto M. Stadelberg-Kiwidepäh.

ach dem Erscheinen der „Erinnerungen Georg von Breverns“¹ in Veranlassung seines hundertjährigen Geburtstages im August 1907, bin ich auf Briefe aufmerksam gemacht worden, die Brevern in den Jahren 1835 bis 1847 an seinen intimen Jugendfreund Baron Th. v. Krüdener gerichtet hat und im Archiv von Suisslep aufbewahrt werden. Durch die Freundlichkeit der noch lebenden Gattin dieses Jugendfreundes, der Baronin Elisabeth v. Krüdener geb. v. Wulf bin ich in der Lage, diese Briefe hier wiedergeben zu dürfen. Von Freund zu Freund gerichtet, geben uns diese Briefe einen tiefen und rückhaltslosen Einblick in Breverns damaliges Denken und Fühlen. Sein Briefwechsel mit Hamillar v. Fölkersahm ist leider vernichtet — er enthielt, wie er selbst sagt, „ein gut Stück Leben und Geschichte aus den Jahren 1844 bis 1854“, daher ist das Vorhandensein der Krüdenerschen Korrespondenz doppelt wertvoll.

Um den Zusammenhang zu wahren, werde ich die einzelnen Briefe mit Breverns eigenen Worten aus seinen „Erinnerungen“ verbinden.

¹) Georg von Brevern, geb. 4. August 1807, gest. 23. Juni 1892. Erinnerungen aus seinem Leben und an die Anfänge der zweiten Agrarreform in Estland 1839—1842. Herausgegeben von O. M. Stadelberg 1907, Reval Kluge u. Ströhm; Leipzig Rudolph Hartmann.

„Gegen Ende Mai 1835 brachten Budberg und Krüdener¹ mich auf das Dampfboot, kaum hoffend, mich jemals wieder zu sehen, so schwach und elend war ich. Als ich am andern Morgen auf hoher See zum Sonnenaufgange mich aufs Verdeck fahren ließ, wurde mir bald so frei und frisch zu Mute, als ob ich nie krank gewesen, ein Beweis, wie ich besonders nervenleidend gewesen. Berlin, das ich jetzt sehr liebe, sprach mich damals garnicht an, und es ist mir nur erinnerlich, daß ich dort den Grafen Alexander Kaiserlingk kennen lernte, mit dem ich in viel späteren Jahren mich befreundete. Die Brühl'sche Terasse in Dresden, die sächsische Schweiz entzückten mich: es waren die ersten schönen Gegenden, die ich sah. Ems und hernach Weilbach taten mir nicht wohl, die Rheinreise erfreute mich sehr, noch mehr eine mehrwöchentliche Haudererfahrt durch die ganze Schweiz. Im Herbst kam ich nach Mannheim, das mir von vielen Seiten für die Traubenkur und als Winteraufenthalt gerühmt worden.

Gut empfohlen, wie ich es war, fand ich die liebenswürdigste Aufnahme bei Landsleuten deutscher, russischer und polnischer Zunge, neben einigen englischen und einheimischen Familien. Ich war mit der festen Absicht gekommen, mich zu zerstreuen und führte dies, für fast vier Monate, gründlich durch. Den ganzen Winter 1835/36 habe ich nur für und in der Gesellschaft gelebt, so daß ich kaum ein Buch in die Hand genommen, nie einen Abend zu Hause gewesen.“

I.²

Mannheim, den 27./15. Dez. 1835.

Lieber Theodor,

Nach langer, ewig langer Zeit komme ich wieder dazu, Dir zu schreiben, nicht als ob ich gerade eine Antwort auf meine erste Epistel zur Bedingung einer zweiten gemacht, sondern weil Deutschlands Atmosphäre mich im Schreiben faul gemacht hat, und ich alle Mühe hatte nur die strikt notwendigen Reskripte vom Stapel

¹) Goswin Baron Budberg, geb. 9. Febr. 1809; 1833–39 kisl. Ritterschaftsnotär, dann Sekretär; starb zu Baden-Baden 14. April 1880, und Theodor v. Krüdener, geb. 1. April 1808, Besitzer von Neu-Euislep, gest. 1866, an den oder an die — oft adressiert Brevens an beide zugleich, oder die Freunde senden sich die Briefe zu — diese Korrespondenz gerichtet ist, waren Brevens Freunde aus seiner Dorpater Studentenzeit.

²) „Monsieur le Baron Goswin de Budberg à Riga“ — adressiert.

laufen zu lassen. Deine Idiosyncrasie gegen die Praxis der Korrespondenz und Deine theoretische Liebe für dieselbe sind zu weltbekannt, als daß ich nicht, trotz aller Korrespondenz-Etikette, mit Dir eine Ausnahme gemacht, wenn nicht die leidige Faulheit gewesen. Diese aber läßt mir auch nun Deinen Brief in seinem vollen Glanze heroischer Selbstüberwindung erscheinen, für welche ich Dir, Du teurer Freund, meinen herzlichsten Dank sage. Ich habe mich gefreut wie ein Kind, als ich Deine Hand erkannte, die mir immer gleich liebe Erinnerungen zurückerst, ob sie sich oft oder selten mir zeige. — Jetzt, wo ich selbst am Ufer des Altvater Rhein bin, jetzt fühle ich erst die volle Wahrheit jenes Ausspruchs, daß dasselbe sehnsüchtige Menschenauge in den Rhein und in die Wolga oder Döna blicke. Mit derselben schmerzlichen Sehnsucht blicke ich in die rasch dahineilenden Smaragdwellen des Rheins nach, wie ich sonst an vaterländischer Küste ins Meer hinausgestarrt! Ermüdet kehrt die Seele zurück von ihrem Fluge in die schrankenlose öde Ferne, aus dem fremden unbekannten Lande, und sucht Trost in der Erinnerung, in dem stillen Garten der Vergangenheit, wo die Geister der Dahingegangenen wehmütig lächelnd an den ermüdeten Wanderer heranschweben und noch lebenswarme Freundeshände die seinigen fassen, um ihn tröstend zu beruhigen. Das völlige Vergessen aller Lebensorgen, d. h. des physisch-bürgerlichen Lebens, das Entferntsein von allen kleinlichen Rücksichten, die einen zu Hause zu ewiger geistiger Masquerade zwingen, das freie Atmen in der freien Luft — das ist es, was mir den Aufenthalt im Auslande zur Arznei macht, die dem schwachen Körper wieder einige Kraft gibt, um die Bewegungen der Seele auszuhalten. Hier bin ich überall mein Ich und finde als solches Anerkennung; — zu Hause darf ich nur im einsamen Kämmerlein oder im Kreise einiger weniger Freunde Ich sein, — sonst aber immer nur der Brevern, der nicht weiß, was er mit seiner Persönlichkeit anfangen soll. Doch ist dieser Vorteil nur eine Folge meiner Stellung als Fremder, die mich von allen Rücksichten entbindet, die den Einheimischen hier ebenso fesseln, als bei uns. — Was Mannheim anbetrifft, so läßt sich meines Erachtens hier nur leben, weil die Großherzogin und viele Freunde hier sind; sonst ist es ein verzweifelt philistischer Ort, wo in der Aristokratie Stupidität und Stolz, im Bürgerstande Taback- und Bier-politische Bildung, und zwar ziemlich steife vorherrschen. Es ist vielleicht, ja selbst wahrscheinlich, Fehler meiner Erziehung und meiner halbaristokratischen Vorurteile, — ich kann mich aber in das Wesen nicht hineingewöhnen. Die von Tabackrauch erstickte Freisinnigkeit dringt nicht zu meinem Herzen, und die hiesige echt süddeutsche heitere sinnliche Gemüthlichkeit machte mir im ersten Augenblick einen angenehmen Eindruck, ließ mich aber dann mit

meinen norddeutschen Phantastereien kalt. Mir hat der Aufenthalt hier nur eine größere Liebe fürs kleine Vaterland eingeflößt, nicht als ob ich Alles dort besser oder nur ebenso gut fände, als hier, sondern nur, weil es eben das Vaterland ist, und weil Alles, was in meinem Geiste und meinem Gemüte aufgeblüht, doch in jenem armen Boden seine Wurzeln hat.

Den 30. Dez. Erst heute komme ich dazu, meinen Brief fortzusetzen, so wenig bin ich zu Hause und so viel unter Menschen. Du weißt, daß ich nur meiner Gesundheit wegen über die Ostsee geschifft; das ist denn auch der Grund, warum ich hier stets in Gesellschaft bin. Stete geistige Zerstreuung und körperliche Bewegung sind erfahrungsgemäß die besten Heilmittel für meine Seelen-, Starr- und anderen Krämpfe, d. h. immer der Nöthe, nicht der Physis, die nur die Zuckungen nachempfindet. Darum habe ich mich aus der stillen heimlichen Gesellschaft der gedruckten Menschen gewaltsam herausgerissen, und mich in die der gedrückten hingeworfen, denn ein Jeder trägt seine Last. Seit vier Wochen bin ich keinen Nachmittag und keinen Abend zu Hause gewesen, was mir sehr gut körperlich bekommt, außer wenn zuweilen die alte vergebliche Sehnsucht nach Freiheit, Liebe, Ruhm und Glück erwacht und allzu heftig an ihren Kerkerwänden rüttelt. Im allgemeinen aber bin ich von außen ein ordentlicher, vernünftiger Mensch geworden, der selbst in der Dörptschen Gesellschaft gefallen könnte. Ich mache Visiten, gehe auf Diners, bin in den Soirees beliebt, auf den Bällen notwendig, spiele aux petits jeux, aux jeux d'esprit, auch Karten, je nach der Nothwendigkeit, und bin überdies recht gut gekleidet. Sage, was willst du mehr? Doch Scherz beiseite, ich bin gerne in der hiesigen Gesellschaft, d. h. in den petits comités, und — unter uns gesagt — auch recht gerne gesehen. Die Damen sind für mich, gegen meine sonstige Gewohnheit, die Hauptsache, weil die Männerwelt klein an Zahl ist und besonders arm an Kennern, was auf mich zugleich ein vorteilhafteres Licht wirft. Die eigentlich einzigen Kenner sind Graf Poniatowsky und Herr v. Forbeck, denn der dritte Baron Marschall Dieberstein ist vor kurzem nach Karlsruhe berufen worden, wo er in wenigen Jahren Minister sein muß. — Von Frauen muß ich Galachows, drei Schwestern, zuerst nennen, die ich wie drei hier gewonnene Freundinnen ansehen kann; dem Bruder sage meinen Gruß und vielfachen Dank für seine Rekommandation. Dann kommt die Gräfin Poniatowska und Miß Sharpe, beide jung, sehr hübsch, und besonders die erstere ausgezeichnet lebenswürdig. Zu diesem Fünfgestirn meines gesellschaftlichen Himmels kommen nun noch viele Planeten, von denen die interessantesten: Cécile Stenbock, Baronin Recke, Gräfin Westerhold und Frä. Vincenti, und dann in einer anderen Sphäre die noch immer hübsche und

liebenswürdige Großherzogin und die ausgezeichnet allerliebste Prinzessin Marie gehören. Bei den Schwestern Galachow bin ich täglich am Vormittage, und fast täglich bei der ältesten, unverheirateten, den Abend, d. h. immer, wenn ich keine Einladung habe. Hier bin ich auch am liebsten, weil ich mir den Zügel schießen lassen darf, was sonst nicht gut geht. Die andern beiden Damen sehe ich auch fast täglich und habe noch den ganzen gestrigen Abend sehr angenehm mit ihnen zugebracht. Die Großherzogin ist sehr gütig gegen mich, so daß von allen jungen Leuten niemand so oft zu den Cercles eingeladen wird, als ich; außerdem sehe ich sie oft bei Fräulein Galachow und der Gräfin Wodern, und endlich auf den Bällen. Am 26., ihrem Namenstage, war ich auch zur Cour, die sehr zahlreich, und wenn auch nicht gerade glänzend, doch sehr bunt war. Ich, nebst noch Einigen, war im schwarzen Frack, langen collants, Degen, Chapeau bas und Schuh und Strümpfen, — Du kannst Dir vorstellen, wie imposant. Zum Neujahrstage bin ich zum großen Hofdiner eingeladen, im selben Kostüm. Mein geistiges Leben beschränkt sich, — abgesehen von vielfach sehr interessanten Unterhaltungen und den Zeitungen, — auf bibliographische Notizen und auf Bücher-Kaufen, denn zum Lesen finde ich keine Zeit. Zum Schreiben noch weniger, woher auch der Grundriß zu einer Schrift über das Verhältniß der Provinz zum Staate seit Wochen unberührt unter meinen Papieren liegt. Für Eure Teilnahme an meinem ersten kleinen Success meinen Dank; im Dezemberheft decochirt mir der alte Pölig¹, bei Gelegenheit einer Kritik, wieder ein Kompliment. Der alte Malchus², den ich bedeutend attackiert, hat gesagt, ich hätte ihn verteuftelt geritten, er wolle mich schon wieder reiten. Let him come, — ich fürchte mich nicht, da ich keine Ansprüche mache, etwas Vollkommenes geliefert zu haben, sondern eine wichtige halbvergeffene Angelegenheit nur unter neuem Lichte zeigen wollte.

Dein G. B.

Im Februar 1836 brach ich nach Italien auf. Bei Bern brach ich mir ein Schlüsselbein und blieb dort liegen, bis ich mich nach Genf transportieren konnte, Italien für dieses Mal aufgebend. Dem Schriftsteller Grafen Theodor Walsh durch seine Mutter, Oberhofmeisterin der Großherzogin Stephanie, dringend empfohlen, machte ich bald die Bekanntschaft der Herren Auguste de la Rive³,

¹) Karl Heinr. Ludwig Pölig, Prof. der Staatswissenschaft in Leipzig.

²) Karl August Freiherr v. Malchus, Staatsmann, westfäl., dann württembergischer Finanzminister; gest. 1810 in Heidelberg.

³) De la Rive, berühmter Physiker, Prof. in Genf, redigierte die „Bibliothèque universelle de Genève“.

Töpffer¹, Sismondi², Cherbuliez³, Graf Goggi, — sah bei der Gräfin M. Polocka die ganze Genfer Aristokratie, List und die Gräfin d'Agoult⁴, verkehrte aber auch mit dem Gegenpole — James Fazy⁵.

II.

Genf, den 14. April 1836.

Teurer Freund,

Gestern Morgen erhielt ich Deinen Brief vom 9., der sich mit dem meinen vom selben Datum gekreuzt hat. So bist Du denn auch in Mannheim, so nah von mir und doch nicht erreichbar. Glaube mir, der Boden hier, wenn er nicht vom Regen so feucht wäre, würde mir unter den Füßen brennen, so zieht es mich fort von hier, dem Altvater Rhein zu, wo ich doch einen der Freunde nach so langer, langer Zeit wiedersehen würde. Ich sehne mich recht danach, mich einmal wieder von Grund meiner Seele auszusprechen: denn seit ich die freundliche Rheinstadt und seine mir so lieb gewordenen Bewohner verlassen, ist die Tür zur Schatz- oder vielleicht Kumpfkammer (alte Erinnerungen sind wenigstens die Menge darin) versiegelt und selbst schon Staub auf dem Siegel. Wer hätte geglaubt, als wir uns trennten, daß wir uns im Auslande, wenn auch nicht sehen, doch schreiben würden?

Gewiß schreibe ich Dir gerne, aber es ist mir schwer zu schreiben, wenn ich keine Antwort erhalte, ob ich wahrlich nicht pointilleux auf dem Punkt bin. So habe ich es noch nicht über mich gewinnen können, Fölkersahm zum zweiten Male zu schreiben, obwohl ich weiß, daß es ihm Freude machen würde. Angekündigt wurde mir Deine Ankunft durch Sophie Villebois und den Tag darauf durch Budberg, wo Du schon in Riga warst. Der Brief von den Mannheimer russischen Schwestern — das einzige Russische, das ich liebe (sage ihnen das) — sagte mir, daß Du angekommen seist und gleich kreuzten sich mir tausend Pläne im Kopf, wie Du herkommen würdest und wir dann diese herrlichen Gegenden hier besuchen wollten. Doch das scheint nicht möglich zu sein. Spielte mich mein Arm nicht noch zurück, und dann meine Reiseabmachung mit Brevern, dem ich jedenfalls seinen Bedienten wiedergeben muß, so würde ich mich sogleich aufmachen und in die gesegnete

¹) Rudolf Töpffer, Prof. an der Akademie in Genf, bekannter Maler und Novellist, seine „Nouvelles Genevoises“.

²) Jean Charles Léonard Simond de Sismondi, der Verf. der „Histoire des républiques italiennes du moyen-âge“.

³) Cherbuliez Antoine Elie, franz. Publizist, lebte damals als Prof. der Akademie in Genf.

⁴) Die Tochter der Gräfin d'Agoult und Lisits, Cosima, wurde bekanntlich die Gemahlin Hans v. Bülow's, später Richard Wagners.

⁵) Schweizer demokratischer Parteiführer in Genf.

Pfalz zurückkehren, wo es gewiß auch nicht so ein Hundewetter ist, wie hier. Abgesehen selbst von der Freude, Dich und meine Mannheimer Freunde wieder zu sehen, so erwarte ich im Mai Sophie Villebois und die Tiefenhausens in die Gegend, da sie einige Zeit in Baden-Baden zubringen wollen, wo ich am liebsten mit ihnen zusammentreffe. Jetzt ist meine allernächste Zukunft sogar unbestimmt, von dem Uebrigen garnicht zu reden. Sollte meine Reise mit Brevern sich zerschlagen, d. h. von Mailand nach Tirol und Salzburg, so bin ich bestimmt Ende Mai in Mannheim oder doch in Baden, wo Du mich leichter erreichen kannst; wenn nicht, so gehe ich gegen den 15. Mai über den Simplon in die Lombardei, trotz der dortigen sporadischen Cholera. Wie Gott will, zu dem ich am allerliebsten reisen möchte! — Daß Dir meine beiden russischen Freundinnen zusagen, freut mich sehr; es ist ein anderer Genre von Liebenswürdigkeit, als der deutsche, *qu'en dites-vous?* Gehe so oft hin, als Du kannst; Du wirst ihnen immer willkommen sein, und selbst dadurch großen geistigen Genuß haben, denn sie sind wahre Je-länger-je-lieber, an Geist und an Herzen. Ich habe mich selten im Leben so heimisch gefühlt, als in dem kleinen Salon mit den roten Vorhängen, besonders wenn wir ganz allein waren. Die Bloez ist übrigens noch einer der originellsten Charaktere, die mir vorgekommen; bei all der Beweglichkeit, dem großen scheinbaren Leichtsinne ein so tiefes Gefühl. Der Sinn der älteren Schwester harmonierte aber mehr mit dem meinigen. Beide, und auch die dritte, die wunderhübsche, naive, geistvolle und heitere Mascha Kenney sind mir außerordentlich lieb geworden; ihr Familienkreis war auch der meinige geworden; sie waren mir alle wie Schwestern oder doch Cousinen, denen ich gerne etwas den Hof machte, soviel meine schwachen Kräfte es erlaubten. Für die Donnerstage rekommandiere ich Dir meinen Stuhl; neben der lebenswürdigen Wirtin ist man am besten. Ich war auch stets dort festgeankert, bis ein stärkerer Magnet erschien und mich seinen Bewegungen folgen ließ. Ich meine, wie Du wohl nach meinen Briefen erräthst, die Gräfin Poniatowska. Sie hat mich unendlich interessiert und wird mich immer interessieren. Es ist eins der ausgezeichnetsten Erscheinungen, die mir vorgekommen, vielleicht für mich ausgezeichneter als für andere, weil unsere Seelen ziemlich gleich besaitet waren und ich sie daher vielleicht genauer kenne, als sonst irgend Jemand. Du wirst in ihr keine schöne, aber eine sehr geistreiche und interessante Frau finden, so jung sie auch noch ist. Ihr, dem sehr geistvollen Manne und der Tante (Mad. Jaczewska) meinen herzlichsten Gruß; sie haben mich mit großer Güte und Freundlichkeit behandelt, und nie werde ich die angenehmen Vormittagsstunden in ihrem blauen Salon vergessen. Bei den Sharpe's wirst Du sie gewiß kennen

lernen, da sie viel zusammen sind, wonach Du bald die Erlaubnis erhalten wirst, sie zu besuchen. Der lebenswürdigen Gräfin vor allen meinen Gruß; bitte sie, in meinem Namen, Dir Einiges von ihrer gemachten Reise und von ihren Plänen mitzuteilen, und nicht mit „que sais-je moi“ auf meine Frage zu antworten, da es mir ein zu trauriger Gedanke ist, so für immer von aller Nachricht von ihr abgeschnitten zu sein. Auch den Charpe's, besonders der Miß, meinen Gruß; bitte die schöne Maria, nicht allzu schnell den schwarzen Ritter, mit der goldenen Kette und dem unsichtbaren Kreuze auf der Brust, zu vergessen. Ihr schwarzgoldener Beutel hat mich überall begleitet, hat aber nicht als Talisman gewirkt, da ich ihn in der Tasche hatte, als ich mein Berner salto mortale machte. — Von der übrigen Mannheimer Welt ist nicht viel zu rekommandieren, außer Fräulein Vincenti, mit der ich manche Stunden auf den Bällen angenehm verplaudert; Du kannst ihr sagen, daß ich immer gerne an dieselben zurückdenke. — Von den anwesenden Landsleuten ist nichts zu sagen; sie haben mich bedeutend gelangweilt. Begegnest Du irgendwo der Gräfin Hedern, so laß Dich ihr vorstellen und mache meine Empfehlung; sie ist immer überaus gütig gegen mich gewesen. Friß Berlichingen, der ersten deutschen Klinge, meinen herzlichen Gruß; laß Dich nicht durch sein Wesen abschrecken, denn er ist ein grundnoble deutsche Seele. Wenn Du sehen willst, comment Mr. de Berlichingen se grise en parlant, so laß ein paar Wiße auf die Franzosen los; Du könntest ebenso gut in eine Pulverkammer schießen. — Von den Engländern grüße Cotterell und die beiden Botham von mir, besonders den kleineren William, von dem ich sehr viel halte. — Verlieb Dich im Theater nicht in die Brümmer, deren Aeußeres, glaube ich, mehr verspricht, als ihr Inneres, wenigstens ihr Geist, halten kann, — und nicht in die schöne Piontkowska, der ich mich empfehle. — Wenn Du Dich nicht der Großherzogin vorstellst, so versündigt Du Dich an Dir selbst; wenn ich auch nicht toll werde, wie Reußner, so habe ich doch eine große Verehrung für sie. Daß sie unendlich viel Geist hat, weiß alle Welt; daß sie aber auch unendlich viel Gemüt hat, wissen nur Wenige. Ein Beweis für ihr Gemüt ist schon ihr freundliches Wohlwollen gegen mich, da ich sie nicht durch Geist bestechen konnte, der mir im allgemeinen zwar nicht ganz fehlt, durchaus aber für eine geistreiche französische Gesellschaftskonversation. Auch die Prinzessin ist allerliebste. Schreckenstein und den Damen meine Empfehlung. Siehst Du die Gräfin Walsb, so danke ihr in meinem Namen für die interessante Bekanntschaft ihres Sohnes und seiner Frau, wo ich gestern einen sehr angenehmen Abend zugebracht, mit den Potokis und Graf Gozzo, und heute da capo machen werde. — Morgen bin ich bei Mme. Clavier, auf einer musikalischen soirée, und

Montag bei einer Amerikanerin Mme. Otis in Montbrillant. Ich bin durch die Goligins zu dieser Bekanntschaft gekommen, ich weiß nicht wie. In meinem nächsten Briefe werde ich Dir mehr von den Menschen schreiben, die ich hier sehe; — ich muß jetzt schließen. Den beiden Schwestern tausend Grüße; in den nächsten Tagen schreibe ich ihnen. Rabinc Bloeg sage, daß sie mich nie mehr erfreut hat, als durch ihren Aerger über meinen Brief; was ich dort gesagt, war übrigens nur ein Scherz. Auch ihm, Bloeg, meinen Gruß; gehe vorsichtig mit ihm um, d. h. immer mit Artigkeit und Aufmerksamkeit, denn er ist sehr susceptible. Dem kleinen Bodenhausenschen Ehepaar meinen Gruß. — Heute oder morgen schicke ich Dir zwei Oblatenschächtelchen für die beiden Schwestern, gib sie ihnen ab.

Nun lebe wohl, mein teuerster Theodor, den Deinigen meine herzlichsten Grüße. Schreibe mir oft, wie ich es auch tun werde, und gib mir von allen meinen Freunden Nachricht. Alles, was Du mit ihnen gesprochen, interessiert mich; ich denke mich dadurch in meine freundliche Winterzeit zurück. Lebwohl.

Dein G. B.

III.¹

Genf, den 22. April 1836.

Teurer Freund,

Heute nur einige flüchtige Zeilen. Vorgestern erhielt ich einen Brief aus Rom, wo mein Vetter mir schreibt, daß vielleicht aus unfrem Zusammentreffen in Mailand nichts werden kann, da die Cholera mit Heftigkeit in Venedig ausgebrochen. Er findet wegen derselben Sache in Neapel von mir einen Brief, und so ist es denn mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht nach Italien gehen, sondern gerade an den Rhein zurückkehren werde. Schreibe mir mit umgehender Post daher, wie lange Du noch in Mannheim bleibst. Solltest Du nicht vielleicht einen kleinen Abstecher hierher, oder bis Bern, oder bis Freiburg im Breisgau machen können, damit wir doch etwas von Gottes schöner Welt zusammen sehen könnten? Kannst Du mir bis Bern entgegenkommen, so sollst Du dort einen sehr lebenswürdigen Menschen, Graf Gozzi kennen lernen, wenn Du willst, auch die berühmte Gräfin Bombelles² (Ada Brun, Schwester der Rennenkampff-Gustav). Wir würden nach Thun fahren, die beiden Seen beschiffen und vielleicht bis Lauterbrunn gehen können, jedenfalls nach Interlaken.

¹) Monsieur le Baron Théodor de Krüdener Mannheim.

²) Die Gemahlin des Grafen Ludwig Philipp v. Bombelles, damals österreichischen Gesandten in Bern und Tochter der Schriftstellerin Friederike Brun. Ihr Haus war Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft.

Durch meinen Brief an Herrn von Plöz wirst Du wohl erfahren haben, daß ich hier ein sehr angenehmes Leben führen könnte, wenn mir nicht das Gefühl meiner geistigen Inferiorität jeden Genuß verbitterte. Mein einziger Trost ist, daß ich Alles auf meine wenig Geläufigkeit im Französischen schiebe; wäre die Konversation deutsch, so könnte ich wenigstens etwas mehr den Leuten die Stange halten. Dazu kommt, daß ich eine Scheu habe, mein innerstes Gefühl Leuten gegenüber auszusprechen, die ich wenig kenne und wo ich nicht sicher bin verstanden zu werden. Der Einzige, mit dem ich *con amore* sprechen kann, ist Goggi. — Die Gräfin Potocka¹ ist sehr ausgezeichnet und ich glaube ebenso sehr an Gemüt als an Geist, aber ich bin ihr gegenüber timide, sie ist zu sehr an die brillante französische Konversation gewöhnt. Unsrer Fahrt am 18. nach Wörner war sehr angenehm, die Aussicht vom Salève sowohl nach dem Montblanc als nach Genf zu über Alles schön. Alles war munter und sogar ich belebt, so daß ich sehr viel mit besagter Gräfin tête-à-tête konverbiert habe. Den Abend sollte ich zur Amerikanerin Otis, war aber zu müde und zog die sitzende, stumme, der stehenden und sprechende Langeweile vor, d. h. ich ging ins Theater und sah drei höchst alberne Vaudevilles. Am 20. war ich am Abend bei der Clavier, gestern bei Walfh, wo wir erst nicht lange vor Mitternacht auseinandergingen. Morgen diniere ich bei Galigin solenniter und bin den Abend bei De la Rive. Sonntag reisen die Potockis und Goggi, was meinem hiesigen Aufenthalt einen großen Reiz benimmt. — Am 18. erhielt ich einen Brief von Büdberg vom 23. März a. St. Er ist wohl, doch schreibt er mir, daß ein finsterner Geist durch unser armes Haus geht. Ich werde ihm aber antworten: und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Firmament.

G. B.

„Im Sommer 1836 traf ich in Baden, neben lieben Verwandten, meinen Schul- und Universitätsfreund Baron Alexander Ungern-Eternberg, der damals unter letzterem Namen durch seine Romane sich bekannt gemacht. Bei der Großherzogin Stephanie von Baden sah ich und begegnete beim Kurhause täglich Louis Napoleon, der zu jener Zeit als ein lüderlicher Abenteurer von Niemand beachtet wurde. Seinen Oheim Jérôme lernte ich im Herbst in Mannheim kennen, wo er mit seinem Sohn die Großherzogin besuchte.

¹) Claudyna P. geb. Gräfin Dzialynska, widmete sich 1830 während der polnischen Revolution auf den Schlachtfeldern und in den Choleralazaretten mit Hingebung und Heroismus der Pflege ihrer leidenden Landsleute, die allgemeine Bewunderung erregte.

IV

Mannheim, den 27. Mai 1836.

Liebster Freund,

Die letzte Zeit meines Aufenthalts in Genf habe ich durch die Bise und die schlechte Witterung überhaupt viel gelitten, wenn nicht an Schmerzen, aber an dem sehr viel unangenehmeren dumpfen Unwohlsein. Dazu kam, daß meine interessanten Bekannten sich zerstreuten, und manches andere; — genug, ich war froh, als ich am 16. Genf verließ. Von Lausanne aus machte ich eine schöne Fahrt auf den See und besuchte Chillon. Dann besuhr ich den See von Neuchâtel und den Murtener, erfreute mich in Bern an meinem Freunde Gozzi und den Alpen, ging bei Basel über den Rhein und von Strassburg an ließ ich mich auf seinen grünen Wellen schaukeln, bis ich am Rheindamm ans Land stieg. Mannheim ist uns allen dreien jetzt, wenn auch auf sehr verschiedene Weise, merkwürdig geworden. Ich fühlte mich wie zu Hause, als ich dort ankam. Ich wohne im Hôtel de Russie, Tür an Tür mit den Poniatowskys, die ich noch vorfand. — Zuerst ging ich zu Gernaud und dann zu der jüngeren Schwester, die mich mit solcher Freude empfing, daß er alsbald einen Anfall von Eifersucht bekam, mir nicht die Hand gab, sächsisch zeremoniös war, was jedoch auf ihre Vorstellungen am folgenden Tage wieder vorüber war. Den Rest des Abends brachte ich bei der Ältesten zu, wo ich gleich wieder zu Hause war und täglich vormittags und abends hin, sowie den gestrigen Donnerstag bei Plözs, mit den Vincentis, Fortescue und einigen Herren. Beide Schwestern haben mir viel Schönes an Dich aufgetragen, jetzt und schon in ihren Briefen nach Genf. Sie sind Dir sehr gut, und wünschen nur, daß Du nochmals nach Mannheim kämst, damit sie sich ungestört Deiner Gesellschaft erfreuen könnten. Du hast Dir dort Freunde für immer erworben. Fräulein Vincenti sprach mir auch gleich von Dir, und ebenso die junge Gräfin nebst Miß. Die Polin meinte, daß es ihr leid tue d'avoir tapé sur son enthousiasme; je ne l'aurais pas fait. si j'avais su, que je ne le reverrai plus. Die Engländerin sagte: Votre ami n'est pas sur, si je suis un peu folle au fortement timbrée, mais c'est ce qui m'a amusée. — Alles bedauert, daß bei dem heurigen Mangel an lebenswürdigen jungen Leuten, Du nicht länger hier gewesen seist. Die Landsleute haben sich getrollt. Die alte Walsh hat mich unendlich lebenswürdig aufgenommen; die Großherzogin habe ich noch nicht gesehen, wohl aber das ganze Rudel Engländer. — Genug, ich bin wieder hier in Mannheim und habe alles nach dem Alten gefunden — außer mich selbst. Die lange Einsamkeit in Bern, die vielfache geistige Einsamkeit in Genf haben von Grund aus den halben Lichtsinn zerstört, mit dem ich mich diesen

Winter hier in die Gesellschaft warf. J'avais assoupi la réflexion, et je réfléchis maintenant de nouveau. Die Menschen, die mir hier teuer waren, sind es mir noch jetzt und vielleicht noch mehr, ich kann mich aber nicht mehr rückhaltlos hingeben wie sonst; ich bin wieder der Alte geworden, wie ich vor diesem Winter war. Manches mögen dazu die Nachrichten von Hause beigetragen haben, die mir sehr nahe gehen. Aber es ist gut, daß ich alles weiß, laßt mich über nichts im Dunkeln. — Das Inland habe ich erhalten, sowie Forbeck den Duhamel. Mögen die vielen Tiere aber bald ihre Zähne und Krallen wachsen sehen. Sage R., daß ich im Begriff war, einen Aufsatz über das Genfer Gefängnis auszuarbeiten und einzusenden. Da ich aber jetzt die Tendenz und den Zweck gesehen, so werde ich mit meinem Schärfein bis zur Heimkehr warten. Frage ihn, ob er glaubt, daß man jenen Aufsatz mit einigen Spickungen im Journal dieses Monats des Inlands aufnehmen sollte, ohne den Pfeffer zu schmecken. — Gestern habe ich hier den Tell gesehen, von Braunhofer gegeben, da Esclair erst morgen auftritt. Jedes Wort schnitt mir in die Seele und fand ein reges Echo; ich war bouleversé, wie ich das Schauspiel verließ. — Drei sind da, wo ist das Uebrige? Wenn Ihr mich wiederseht, werde ich wohl grau sein; Forbeck machte mich darauf aufmerksam, als einen Trost für sich. — Genug für jetzt. Montag werde ich mit ihm nach Frankfurt, um unsere Pässe zu besorgen, auch will ich mich dort wegen der Tiefenhäuser umsehen, komme aber wieder her.

So lebe denn wohl, mein Lieber, und schreibe mir. Meine Adresse bleibt immer Mannheim. Wacht und betet, auf daß Ihr nicht in Anfechtung fallet, denn er geht umher wie ein brüllender Leu und sucht quem devoret. Lebwohl, den Deinigen, besonders Deiner Schwester, meinen herzlichen Gruß, auch den Dorpatensern meiner Freundschaft. Gedenket mein. Ich bin mehr bei Euch, als hier.

Dein G. B.

V¹

Baden-Baden, den 28./16. August 1836.

Was mich betrifft, so wirst Du wohl von Goswin wissen, daß ich seit dem 3. Juli n. St. hier in Baden und bei Gennert in der Kur bin, der mir ein Haarseil über dem Herzen gelegt hat und mich Ziegenmolken trinken, baden und Duschen nehmen läßt. Ich bin den ganzen Sommer, seit ich Mannheim im Juni verließ, fast nie ganz wohl gewesen; erst seit einigen Tagen atme ich wieder freier und fühle wieder die alte — freilich sehr relative — Lebenskraft. Bis vorgestern habe ich mit den

¹) Monsieur Théodor de Krüdener de Suislep à Dorpat.

Tiefenhausens und Frau v. Villebois zusammen gewohnt, und habe mich in dem Kreise sehr wohl gefühlt, wo mir so unendlich viel Liebe und Freundschaft ward. Wir lebten eigentlich fast ganz abgeschieden von der übrigen Badewelt, und außer den Spaziergangsbefanntschaften waren wir nur mit der Familie des Baron Fahrenberg mehr liiert. Täglich brachte seine Abende Alexander Ungern bei uns zu, — auch wie ich ein Paria der dörflichen Salons, — dessen Umgang mich manches Unangenehme des Badelbens weniger empfinden läßt. Seit vorgestern früh ist meine Gesellschaft fort über Stuttgart und München nach Wien, und auf der Rückreise. Ich habe sogleich ein anderes sehr hübsches und bequemes Quartier bezogen, das gerade liegt, wo die große Promenade und die Lichtentaler Promenade zusammentreffen. Die Bitterung ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, wundervoll gewesen, und noch gestern Abend machte ich nach 10 Uhr mit Sternberg einen Mondscheinspaziergang im bloßen offenen Tract. Wirkehrten nämlich beide von einer kleinen Musik- und Konversations-Soiree aus dem Pavillon der Großherzogin zurück, die so freundlich war, uns dies seltene Kompliment zu machen, da für gewöhnlich dort, wie überhaupt in Baden, nur Rouls statt haben. Nach Vorschrift des Arztes habe ich mich von allem dem ganz und gar zurückgezogen und kenne daher fast niemand. Interessante Befanntschaften waren mir die von Ludwig Tieck und dann eines Grafen Rangkau, dormaligen Hauptes der holstein-schleswigschen Ritterschaft, deren Verhältnisse so viel Aehnlichkeit mit den unsrigen haben, wenn sie auch um zehn Schritt weiter sind. Er hat mir Dahlmanns urkundliche Darstellung des der Schleswig-Holsteinschen Ritterschaft zustehenden Steuerbewilligungsrechts empfohlen, das zugleich über alle dortigen Verhältnisse Aufschluß geben soll; mache doch N. darauf aufmerksam, sage ihm auch, daß ich ihm sehr für seinen freundschaftlichen Brief danke. — Von Mannheim habe ich gewöhnlich alle 14 Tage Nachricht. Deinen Auftrag an L. Galachow habe ich ausgerichtet, schreibe nur getrost deutsch; Du bist immer in gutem Andenken. Die Kenney ist jetzt dort. Ich habe große Sehnsucht hin, darf aber meine Kur nicht unterbrechen. Ich lese jetzt viel, und werde noch mehr lesen, vielleicht auch schreiben. Ich bin jetzt mit Schlossers „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (eben erschienen) beschäftigt, — ein ausgezeichnetes Werk. Suche von Blum die Gallerie von Charaktergemälden aus Rahels Briefwechsel zu erhalten. Es ist viel Interessantes darin, besonders die Briefe von Marwitz und Geng haben mich sehr angesprochen. — Kennt man in Dorpat die eben erschienenen zwei neuen Bände von Naumer aus den englischen Archiven über Maria und Elisabeth, Friedrich II. und Rußland? — Noch etwas, was Dich interessieren wird. Die Braschs waren acht Tage hier, die wir meist zusammen

verlebt. Die älteste Tochter erkenne ich als sehr angenehm an. Die letzten Nachrichten waren vom 18. August aus Schaffhausen, von wo sie einen Abstecher nach Zürich und den Nighi machen wollten, wobei ich einiges Verdienst habe. Nun lebe wohl, den Deinigen, besonders Deiner Schwester meinen herzlichen Gruß.

Dein treuer G. B.

„Im Spätherbst 1836 ging ich von Baden über Straßburg nach Lyon, von wo ich mit dem Dampfboot die Rhone hinabfuhr bis Avignon, Nismes und Arles, die mit ihren großartigen Ruinen der mittelalttrigen und der antiken römischen Welt, sowie Montpellier und eine Fahrt durch la Plaine du Grau mit dem Postboot, Marseille und Toulon mir einen tiefen Eindruck machten. In Hyères fand ich den mir von der herrlichen Rhonefahrt bekannten Sulpiz Boisserée¹, mit dem ich viel in der alten Stadt nach Gebäuden des Mittelalters auf der Suche war. Mit Nizza erst lernte ich ganz den Süden kennen und machte dann die schöne Reise an der Riviera di Ponente nach Genua. Das wie ausgestorbene Pisa hinterließ mir mit seinem Domplaze und besonders dem Campo santo unauslöschliche Erinnerungen. Die paar Wochen in Florenz waren für mich voll Genuß, da ich eben Dante's Inferno und Macchiavelli's Geschichte gelesen, somit in der Vergangenheit der Stadt zu Hause war. Kann man doch kaum an einem andern Ort in Italien so das mittelalterliche republikanische Wesen, die Wunderwelt der Renaissance kennen lernen!

Endlich im Januar 1837 war ich in Rom.

VI.

Rom, den 3. März (20. Febr.) 1837.

Lieber Krüdener.

Es ist eine wahre Ewigkeit, seit ich Dir nicht geschrieben. Wie viel Ewigkeiten verfloßen, seit Du mir nicht geschrieben, wirst Du wohl wissen. Sind in Kurrista auch die Tintenfüßer verpönt? Wie es mir den Herbst und Winter durch ergangen, wirst Du wohl durch Budberg wissen; wie ich einen Teil Frankreichs durchzogen, die Küsten des Mittelmeers bereist und endlich ins schöne Land Italien gekommen, das gewiß und wahrhaftig schön ist, auch wenn es weiter nichts als seinen blauen Himmel hatte. Ich bin

¹) Sulpiz Boisserée, um Förderung der Kunststudien verdient, legte seit 1804 die nach ihm benannte berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde an, die 1827 von Ludwig von Baiern angekauft wurde.

nicht fürs juste milieu — der deutsche Himmel sagt mir nicht zu, — entweder unser nordischer grauer, oder dieses magisch-schöne Himmelszelt Italiens, wo man wie in ein schönes Auge hineinsehen kann — und das heißt etwas. Wenn wir bei uns und selbst in Deutschland von den vergoldenden Sonnenstrahlen sprechen, so ist es, weil Messing auch gelb und glänzend ist; hier muß man die Sonne, die Lichteffekte sehen, um zu begreifen, daß man Phoebos Apollo anbeten konnte. Jean Paul hat auch gewiß eine Ahnung von der Luna des Südens gehabt, denn auf unsre blasse Gefate passen seine melancholisch begeisterten Schilderungen nicht. Das schönste, was ich bis jetzt gesehen, ist die Riviera di Genova, d. h. die Ufern des Golfes von Nizza über Genua nach la Spezia und Sarzana und dann die Campagna di Roma, die in ihrer furchtbaren Dede doch so schön ist wie das Meer. Wenigstens kann ich ebenso wie über die Meereswellen stundenlang meinen Blick über die wellige Ebene der Campagna streifen lassen, die baumlos und unbewohnt nur Gräber zeigt und von den malerischen Ruinen der Wasserleitungen einige Abwechslung in ihrer furchtbaren Einförmigkeit hat, die aber durch die herrlichen Sabiner- und Latinergebirge einen wundervollen Hintergrund erhält. Die Phantasie kann sich von Allem eine Vorstellung machen, die meine wenigstens, außer von den Schweizeralpen und der Campagna. Wie diese geworden, was sie ist, ob sie wieder für Kultur gewonnen werden kann, weiß Niemand. — Vorgestern morgen war der alte Sismondi bei mir, der auch versicherte, daß es ihm trotz aller Nachforschungen noch nicht gelungen, über das Veröden der Campagna historisch bestimmte Notizen zu erhalten; seine letzte Hoffnung ist das Archiv Orsini's, das man ihm zu öffnen versprochen. Sage Friedländer¹⁾, nebst herzlichem Gruß, daß ich Sismondi kennen gelernt. Der zweite Teil seiner interessanten études constitutionnelles, der über die Verhältnisse der Landbauern handelt, ist soeben erschienen, allein in Florenz gleich nach der Ankunft verboten worden; vielleicht leihst mir aber der Alte sein eigenes Exemplar. Mit Büchern steht es hier schlimm, und das ist auch der einzige Vorwurf, den ich Rom machen kann, denn abgesehen von allem andern, von Kunst und Geschichte, ist Rom die herrlichste Fremdenrepublik auf Erden. Alles ist den Römern verboten, Alles den Fremden erlaubt, die hier allein die alten freien Römer vorstellen würden, wenn ihre innere Erbärmlichkeit es ihnen erlaubte. Von allen Nationen und fast allen Weltteilen begegnet man hier welche.

Vor einigen Tagen führte ich Nordamerikaner auf den tarpejischen Fels; es sind die Einzigen, die dergleichen kapieren können.

1) Eberhard David Friedländer, 1828--1854 Prof. in Dorpat.

Die Römer selbst lernen höchstens in einem Auszuge des Livius das alles auswendig, um für einige Paolis ihre Gelehrsamkeit an den Fremden zu verkaufen, im selben Ton, mit derselben Geberde, mit selbem Gefühl, wie sie Affen und Papageien zeigen. Und doch, wenn so ein schwarzbrauner Römer mit seinem spitzen Hut und zerlumpten, aber immer schön drapierten Mantel, sich auf dem Forum sonnt, und seine dunklen Augen jeden Forestiere verächtlich anbligen, kann ich mich nicht im Innern der Frage erwehren, ob es nicht ein Nachkomme der Grachen ist, der über die Dunkelheit der Teilung der Vermögen nachdenkt. Die *lex agraria* würden diese Bettler an der Engelspforte ohne große Commentationen verstehen, wenigstens im Kleinen ermangeln sie nicht dieselbe des Abends ins Werk zu setzen. Nach Rom sollte man alle Unzufriedenen schicken; gegen die nichtswürdige Erbarmlichkeit dieser Regierung erscheint jede andere die des Saturnus.

Erst in der nächsten Woche will ich mich in der Gesellschaft vorstellen lassen, bis jetzt habe ich es immer aufgeschoben, weil solcher Trödel mich nicht interessiert, wenn kein besonderer Magnet mich anzieht, und weil die einsamen stillen Abende am Kamin, wo neben meiner Phantasie und Erinnerung die größten Geister Italiens, Dante und Machiavelli, meine Gesellschaft ausmachen, mir zu lieb sind. Die Hölle habe ich beendet, vertiefe sie mir aber jetzt in *succum et sanguinem*. Nebenbei schreibe ich auch wieder Etwas, was den gewissen Nutzen hat, mich selbst aufzuklären, da ich ohne Materialien und Hülfsbücher arbeite, daher alles aus mir selbst herausziehen muß, aus dem *mentum* dessen, was ich gelesen, gesehen und gedacht. Dann aber wird vielleicht auch meine Schrift über Haft und Gefängnis einige Kontroverse erzeugen, was immer Nutzen bringt. Und wo nicht, so ist es mir allemal eins, denn den direkten Vorteil für mich habe ich schon weg. — Von meiner Zukunft weiß ich nichts, denke auch wenig daran, — nicht über diesen Monat hinaus, solange die Miete meines hübschen kleinen Quartiers auf dem Monte Pincio geht. Meine Gesundheit ist gut, aber nur weil ich im Süden bin; nach Norden zurückgekehrt, wird das alte Lied wohl wieder aneln, das mich weniger langweilen würde, wenn ich wüßte, daß der letzte Taft nicht weit wäre. Wenn Du mir gleich antwortest, so adressiere Rome poste restante oder Café greco, sonst wieder nach Mannheim. Schreibe mir je und viel, es kann nicht genug sein. Bleibe immer ein treuer Freund Deinem

G. B.

(Schluß folgt.)

Rückblick auf die Geschichte der Baltischen Monatschrift beim Beginn ihres fünfzigsten Jahrgangs.

Von
F. Diederichs.

Seitdem, ein paar frühere, wenig verbreitete Versuche abgerechnet, A. W. Hupel in seinen „Nordischen Miscellaneen“ die erste allgemein baltischen Interessen dienende Zeitschrift herausgegeben hat, ist eine große Zahl von periodischen Zeitschriften in unseren Provinzen ans Licht getreten, namentlich am Anfang des 19. Jahrhunderts in üppiger Fülle; doch waren sie theils von geringer Bedeutung, theils nur von ephemerer Lebensdauer, auch die besten brachten es in ihrer Existenz nur auf 10 Jahre. Die kurze Lebensdauer schien das eigenthümliche Schicksal baltischer Zeitschriften zu sein, an der Gleichgiltigkeit des einheimischen Lesepublikums scheiterten alle. Nur Hupels „Miscellaneen“ hatten sich, zusammen mit ihrer Fortsetzung, den „Neuen Miscellaneen“, eines 17jährigen Bestehens erfreut. Auch waren es nur äußere Umstände, welche den Herausgeber veranlaßten seine wertvolle und heute noch unentbehrliche Zeitschrift zu schließen.

Nach ihr begründete Sonntag, der auf gemeinnützige Tätigkeit stets bedacht war, 1823 das „Ostseeprovinzenblatt“, in welchem er die alle drei Provinzen angehenden Ereignisse, Verordnungen und Notizen mittheilte; er führte es bis zu seinem Tode 1827 fort. Darauf übernahm Carlief Merkel die Redaction und gab die Zeitschrift als „Provinzialblatt für Kurz-, Liv- und Estland“ nach etwas erweitertem Plan von 1828—38 heraus. Diese Zeitschrift brachte es also im Ganzen auf 16 Jahre. Merckels bekannter

aufklärerischer Standpunkt machte sich, allerdings etwas gemäßigt, auch in dieser Zeitschrift geltend; innerpolitische Ereignisse wurden nur selten berührt, besonderes Interesse wurde der Entwicklung des Landtschulwesens, der Hebung des Ackerbaus und allen gemeinnützigen Unternehmungen zugewendet. Das Provinzialblatt verlor alle Bedeutung und ging bald ein, als eine Zeitschrift von weit höherer Bedeutung unter Mitwirkung hervorragender Mitarbeiter unter Fr. G. v. Binges Redaktion ins Leben trat: „Das Inland“. Diese Zeitschrift brachte in ihrer ersten glänzendsten Zeit von 1836—1841 auch nicht wenige auf die innere Provinzialpolitik sich beziehende Aufsätze, so im Jahrgang 1838 eine lebhafteste Kontroverse über das ausschließliche Güterbesitzrecht des Adels, die in gründlichen Auseinandersetzungen pro und contra geführt wurde. Auch in den späteren Jahrgängen finden sich neben vielen wertvollen und bedeutenden historischen, ethnographischen, literarischen Arbeiten auch politische Aufsätze, doch traten diese immer mehr zurück. Unter wechselnden Redakteuren hat es das „Inland“ auf eine Lebensdauer von 28 Jahren gebracht, geriet zuletzt in ganz ungeeignete Hände und starb endlich, ganz bedeutungslos geworden, am Marasmus senilis. Das Ende des „Inlands“ wurde beschleunigt durch eine neue Zeitschrift, die es bald völlig überflügelte und sein Erbe wurde: die „Baltische Monatschrift“. Sie hat soeben ihr 50. Lebensjahr angetreten und überragt also an Dauer alle ihre Vorgängerinnen; die „Rigaschen Stadtblätter“, die sich eines noch längeren Daseins erfreuten, unlängst aber leider eingegangen sind, kommen ihres eng begrenzten Zweckes und ihres beschränkten Leserkreises wegen hier nicht in Betracht. Trotz des halben Jahrhunderts ihres Bestehens ist die „Baltische Monatschrift“ noch immer lebensfähig und frisch, erfreut sich noch immer eines weit verbreiteten Leserkreises und ist gegenwärtig die einzige, den Interessen aller drei Provinzen dienende Zeitschrift. Wie der Wanderer nach zurückgelegter weiter Strecke auf den hinter ihm liegenden Weg und auf das, was ihm da begegnet, zurückschaut, so ist es wohl am Plage, beim nahen Abschluß eines halben Jahrhunderts auf die Anfänge und die wechselnden Schicksale der „Baltischen Monatschrift“ einen Rückblick zu werfen.

Nach dem Ende des Krimkrieges begann im Reiche eine Reformära: überall erwachte das Bestreben, alte eingewurzelte

Schäden und Mißstände zu beseitigen, als unzulänglich erkannte Institutionen umzugestalten, sich von dem alle Selbständigkeit lähmenden Druck der Bureaukratie zu befreien, das Staatsleben auf neuen liberalen Grundlagen zu organisieren, und mit ungezügelter Hast verfolgte man diese Ziele. Vor allem wurde die Befreiung des Bauernstandes, die Aufhebung der Leibeigenschaft ins Auge gefaßt. Auch in unseren Provinzen machte die politische Erstarrung des letzten Jahrzehnts einem frischen Aufschwunge Platz, eine lebhaftere Bewegung der Geister machte sich auf allen Gebieten bemerkbar, in weiten Kreisen erwachte die Erkenntnis von notwendigen Reformen auf fast allen Gebieten des provinziellen Lebens. Die damals in ganz Europa, besonders in Deutschland wie in Rußland die Geister beherrschenden liberalen Tendenzen und Anschauungen gewannen auch bei uns volle Macht über die Geister. Und in der That war damals der Liberalismus auch bei uns berechtigt; namentlich in den Kreisen des gebildeten Bürgertums tat sich das Verlangen nach zeitgemäßem Fortschritt immer lebhafter kund, und man empfand das dringende Bedürfnis, sich über die wichtigsten innerpolitischen Fragen in gründlichen Erörterungen auszusprechen. Dazu waren die damaligen Zeitungen ganz ungeeignet, sie beschränkten sich größtenteils auf Registrierung von Nachrichten, hatten auch nicht den Raum zu größeren Aufsätzen. So machte sich das Bedürfnis eines geeigneten größeren Organs für die Behandlung der Tagesfragen in weiten Kreisen geltend. In jener Zeit war das baltische Land reich an hervorragenden Persönlichkeiten. In Riga standen an der Spitze der auf Reformen dringenden Politiker Bürgermeister Otto Müller und Hofgerichtsrat Theodor von Bötticher. Sie faßten den Entschluß, eine eigene Zeitschrift zur Vertretung der liberalen Zeitforderungen zu begründen, die zugleich alle geistigen und materiellen Interessen der gebildeten Bewohner unseres Landes behandeln und fördern sollte. Sie fanden mit ihrem Plane lebhaften Anklang bei dem damaligen livländischen Vizegouverneur Julius v. Cube der schon vorher als Beamter zu besonderen Aufträgen beim Fürsten Suworow für einzelne Reformen tätig gewesen war. Nachdem der Plan der neuen Zeitschrift sorgfältig erwogen und festgestellt war, reichte Cube im Februar 1858 das Gesuch um die Genehmigung der Zeitschrift, welche den Titel „Baltische Monatschrift“

führen sollte, unter Beifügung des detaillierten Planes beim Ministerium des Innern ein. Suworow unterstützte das Gesuch lebhaft. Nachdem es dann vom Minister des Innern dem Ministerkomitee vorgelegt war und dieses seine Zustimmung gegeben, wurde es Kaiser Alexander II. zur Genehmigung vorgestellt, und der Kaiser erteilte am 29. April 1858 seine Genehmigung; es ist wohl das erste und einzige Mal gewesen, daß eine baltische Zeitschrift die Erlaubnis zu ihrem Erscheinen durch direkten Kaiserlichen Befehl erhalten hat. Die Monatschrift sollte in Riga oder in Mitau nach dem vorgestellten Programm herausgegeben werden, die Oberaufsicht wurde dem Generalgouverneur übertragen, und dieser ernannte Mag. Hermann Schüge zum Zensor; dadurch erhielt die neue Zeitschrift in gewissen Grenzen völlige Preßfreiheit. Die Redaktion übernahm Theodor v. Bötticher, ihm gesellte sich als zweiter Herausgeber der Ratsherr N. Falkin zu, dem die finanzielle Leitung des neuen Unternehmens zufiel und der außerdem die Aufgabe hatte bemerkenswerte Aufsätze der russischen Presse für die Zeitschrift auszuwählen. Bürgermeister Otto Müller war der stete Berater der Redaktion. — Nachdem alle nötigen Vorbereitungen getroffen und angesehenen Personen in den drei Provinzen ihre Mitarbeit zugesagt hatten, erschien das erste Heft der „Baltischen Monatschrift“ im Oktober 1859. Als Vorbild für die neue Zeitschrift dienten die ein Jahr früher ins Leben getretenen „Preussischen Jahrbücher“, die als Organ des deutsch-preussischen Liberalismus beim Beginn der neuen Ära in Preußen gegründet worden waren und unter N. Hayms geschickter und kluger Leitung bald großes Ansehen gewannen. Selbst die blaue Farbe des Umschlags der Hefte war in Anlehnung an die Jahrbücher gewählt worden. Die verwandte liberale Tendenz bei aller sonstigen Verschiedenheit wurde von der Redaktion der „Preussischen Jahrbücher“ auch bemerkt, und die ersten Hefte der „Baltischen Monatschrift“ sind in den Jahrbüchern mit wohlwollender Anerkennung besprochen worden.

Was war nun das Programm der neuen Zeitschrift? — Es war umfassend genug. Die „Baltische Monatschrift“ sollte provinzielle, russische und ausländische Zeitfragen und Interessen behandeln, insbesondere die Agrarverhältnisse, Handel und Industrie, sowie das Gewerbewesen. Ferner sollte in ihr das Rechtsleben,

die Geschichte der baltischen Provinzen sowie des russischen Reiches, Geographie, Ethnographie und Statistik, Literatur und Kunst gebührende Berücksichtigung finden. Die historischen Aufsätze sollten aber nicht eine Zusammenstellung trockener Namen und Daten liefern, sondern es sollte in ihnen stets die unmittelbare Beziehung zur Gegenwart erkennbar sein, auch sollten sie eine kritisch gesicherte lebendige Darstellung bieten. Die „Baltische Monatschrift“ sollte weiter ein vermittelndes Organ zwischen den russischen und provinziellen, sowie den ausländischen Faktoren und Zuständen bilden, vor allem aber wollte sie anregen zur Beförderung unsrer provinziellen Ziele und ein Organ sein für den geistigen sowohl als auch den materiellen Fortschritt der baltischen Provinzen. Daher sollten in ihr vorzüglich alle notwendigen Reformen in Stadt und Land erörtert und zur Sprache gebracht werden. Die „B. M.“ sollte einen Sammelpunkt bieten, zu welchem jeder nach Beruf und Kräften beitragen könne und wo jeder finden würde, was zu dem Wohle dieser Provinzen wie des Staates, dem sie angehören, dienlich sei.

Man sieht, es war ein sehr umfassendes Programm, das die Herausgeber in der neuen Zeitschrift durchzuführen versprochen, und man muß ihnen das Zeugnis geben, daß sie es nach Möglichkeit verwirklicht haben. Die „Baltische Monatschrift“ war das erste wirklich innerpolitische Organ bei uns, und die Redaktion wie die Mitarbeiter und Leser mußten sich erst allmählich daran gewöhnen alles, was bisher nur auf den Landtagen oder in den Kreisen der Berufsgenossen besprochen worden war, hier jetzt öffentlich erörtert zu sehen. Bedenkt man dabei, daß beide Redakteure durch amtliche Tätigkeit sehr in Anspruch genommene Männer waren und bisher regelmäßiger journalistischer Arbeit völlig ferngestanden hatten, so wird man das, was sie in der Leitung der Zeitschrift geleistet haben, sehr hoch veranschlagen. Sie wurden von vielen Mitarbeitern, auf die sie sicher gerechnet hatten, im Stich gelassen, mußten manche eingelangte Aufsätze für den Druck redigieren oder stilistisch verbessern, dazu die Übersetzungen aus dem Russischen, namentlich in der ersten Zeit, ganz überarbeiten, — alles das nahm viel Zeit in Anspruch. Auch manche Lückenbüßer mußten notgedrungen an Stelle sicher versprochener und dann doch nicht gelieferter Beiträge Aufnahme finden, wie das übrigens wohl

bei jeder Zeitschrift der Fall ist. Daß trotzdem die „B. M.“ in ihren ersten Hefen so viele bedeutende Beiträge gebracht hat, verdient volle Anerkennung. Es gelang den Redakteuren eine große Anzahl hervorragender Mitarbeiter zu gewinnen, die der Zeitschrift eine angefehene Stellung sicherten. Aus den Kreisen der Ritterschaft lieferten vorzüglich Kurländer bemerkenswerte Beiträge, vom livländischen Adel ergriff in der ersten Zeit nur ein einziger das Wort, auch von Mitgliedern des estländischen Adels erhielt die Monatschrift in dieser ersten Periode nur ganz vereinzelt Beiträge. Sehr lebhaft beteiligten sich Professoren der Dorpater Universität, und zwar fast aus allen Fakultäten, an ihr. In erster Linie ist da Schirren zu nennen, dessen Aufsätze eine wahre Zierde der „B. M.“ bilden. Die meisten Beiträge lieferten der Astronom Mäbler, der damals schon Vielschreiber zu werden begann, und der Jurist A. v. Bulmerincq, dessen wohlgemeinte, aber etwas weitläufige und nicht sehr anziehend geschriebene Aufsätze in großer Anzahl der Monatschrift zugehen. Einzelne Beiträge erhielt die Monatschrift von Karl Schmidt, Adelman, Georg v. Dettingen, Grewingk, mehrere auch vom Philologen E. Mercklin. Die damals streng kirchlicher Richtung huldigende theologische Fakultät hatte sich ein eigenes Organ kurz vor der Begründung der „B. M.“ in den „Dorpater Jahrbüchern für Theologie und Kirche“ geschaffen und beteiligte sich an der „B. M.“ nicht; nur Professor J. H. Kurz lieferte einen nichttheologischen Beitrag in seinem umfangreichen, auch heute noch lesenswerten Aufsatz: „Die Entstehung und Ausbildung der mittelalterlichen Universitäten nach ihren Hauptmomenten.“ Auch unter den Pastoren fanden sich nur wenige Mitarbeiter an der „B. M.“, von Anfang an beteiligte sich sehr eifrig G. Brasche in Nieder-Bartau.

Es waren in erster Linie drei Hauptfragen, welche damals alle Politiker beschäftigten und die in der „B. M.“ zunächst diskutiert wurden: die Agrarreform, das ausschließliche Güterbesitzrecht des Adels und die Justizreform. Dazu gesellten sich dann das Verlangen größerer Selbstständigkeit für die städtischen Gemeinden und die Forderung der Literaten, namentlich in Riga, als Bürger durch Eintritt in die Gilden fortan Anteil an der städtischen Verwaltung zu erhalten und politische Rechte auszuüben. Das erste Heft trat im Oktober 1859 etwas schüchtern ans Licht und be-

handelte gar keinen speziell provinziellen Gegenstand. Die letzten acht Monate der Politik des Jahres 1859 — es hatte ja damals eben erst der italienische Krieg stattgefunden — wurden etwas einseitig vom großdeutschen, d. h. österreichischen Standpunkt aus behandelt. Diese einseitige Auffassung findet darin ihre Erklärung, daß damals die Augsburger Allgemeine Zeitung, die ganz den österreichischen Interessen diente, bei uns am meisten gelesen wurde und das politische Urteil bestimmte. In einem der nächsten Hefte trat der Oberhofgerichtsadvokat R. Neumann in Mitau mit Nachdruck gegen die in diesem Aufsatz gegen Preußen ungerecht geübte Kritik auf. Ein anderer Aufsatz behandelte die russische Staatsschuld nach einer russischen Quelle; der dritte Aufsatz des Heftes konnte allgemeines Interesse beanspruchen, er entstammte der Feder des Mannes, dessen Name später jahrelang mit der „Baltischen Monatschrift“ aufs engste verbunden war — Georg Werfholz'. Er behandelte das sogenannte Testament Peters d. Gr., das oft genug, namentlich in englischen und französischen Schriften, verwertet worden war, und wies nach, daß es eine auf Napoleon I. zurückgehende Fälschung sei. Dieser Aufsatz erregte großes Aufsehen, besonders als er, ins Französische übersetzt, in Brüssel veröffentlicht worden war; später ist er auch in einer deutschen Separatausgabe erschienen.

Gleich im zweiten Hefte warf Alphons v. Heyking einen Blick auf die ländlichen Zustände in Kurland und begann damit die Reihe der agrarpolitischen Aufsätze. Krümmers in Werro schrieb bald darauf eine ausführliche Abhandlung über den Proletariatscharakter der bäuerlichen Ackerbauindustrie in Livland und Estland, dessen falsche und verkehrte Ansichten und Ausführungen dem verkehrten Titel entsprachen. Ihm ließ eine treffliche Widerlegung zuteil werden Karl v. d. Necke. Karl Neumann gab darauf einen Rückblick auf die Entwicklung der kurländischen bäuerlichen Verhältnisse seit 1817, dagegen betonte der anonyme Aufsatz „Zur Agrargesetzgebung in Kurland“ einige notwendige Reformen in längerer Ausführung. Man sieht, wie lebhaft damals die bäuerliche Agrarfrage die einsichtigsten Männer in Kurland beschäftigte.

Zustände, Ereignisse, politische und nationalökonomische Verhältnisse im russischen Reiche waren Gegenstand zahlreicher Aufsätze in den ersten Bänden; so wurde das Schisma und die rechtgläubige

Kirche, die Sekten, ebenso wie die große russische Eisenbahngesellschaft und die neue russische Belletristik eingehend behandelt. Der Verkauf der Reichsdomänen als Finanzmaßregel wurde sorgfältig erwogen. Die Thronbesteigung der Kaiserin Anna wurde nach Schtschebalsky in einem interessanten Aufsatze dargestellt, und der Aufsatz: „Ein Bild aus dem Pugatschewischen Aufstande“ führte den Lesern Ereignisse aus einer gefährlichen Episode der Regierung Katharinas II. vor. Die baltische Geschichte war in den ersten Bänden nur wenig vertreten, dafür aber brachte die Zeitschrift zwei Aufsätze über sie, die zu dem Vortrefflichsten und Besten gehörten, was sie während der ganzen Zeit ihres Bestehens auf diesem Gebiete enthalten hat, nämlich C. Schirrens „Livländische Charaktere“, deren erster Walter von Plettenberg, insbesondere das letzte Jahrzehnt seiner Regierung behandelte und eine glänzende Charakteristik des großen Meisters entwarf, namentlich eine vorzügliche Darstellung der Verhandlungen auf dem Landtage zu Wolmar 1526 und Plettenbergs Stellung zu ihm gab, während der zweite Burchard Waldis, den bekannten Fabeldichter und seine schlimmen Schicksale in Livland auf Grund ganz neuer, bisher unbekannter Quellen schilderte. Es bleibt tief zu beklagen, daß Schirren seine Absicht, dieser ersten eine zweite Reihe livländischer Charaktere folgen zu lassen, nicht ausgeführt hat; wir sind dadurch um eine Anzahl meisterhafter baltischer Geschichtsbilder gekommen. Eine neue Erwerbung Rußlands im Nordosten Asiens fand eine ausführliche Darstellung in Versfeldts Aufsatz über die Entwicklungsfähigkeit des Amurlandes, insbesondere in merkantiler Beziehung, der auch mit einer Karte begleitet war. — Im übrigen haben die ersten Bände der „B. M.“ den mannigfaltigsten Inhalt. Neben den politischen und nationalökonomischen Angelegenheiten wurden besonders Erziehungsfragen erörtert; so schrieb Karl Hoheisel, damals in Reval, einen Aufsatz über Mädchenerziehung, der sehr viel Wahres und Treffendes enthielt und auch heute noch beherzigt zu werden verdient. Gegen ihn wandte sich, im Wesentlichen zustimmend, aber doch manche Einwendungen erhebend, in einem andern Artikel Johanna Conradi. — A. Schwarz in Riga sprach seine Ansichten über Liberalität in der Jugenderziehung aus; ein anonymers Aufsatz erörterte das Verhältnis der Schule zur Literatur. Auch G. Brasches: „Zur Geschichte unsres Volkes“ gehört hierher.

Die baltische Literatur ging ebenfalls nicht leer aus: B. Hahn schilderte in einem nach Inhalt und Form vortrefflichen Essay Karl Petersens Leben und Dichten, Bertram (J. G. Schulz) lieferte einen lehrreichen Artikel zur Geschichte und zum Verständnis der estnischen Volkspoesie und fügte dem gleich ein episches Gedicht aus eigener Feder: Wambo Wido hinzu. Ein ausgezeichnet fein entworfenenes, psychologisch scharf eindringendes, vielleicht aber doch etwas zu ungünstiges Lebensbild der berühmten Frau v. Krüdener gab gleich im ersten Jahrgang Schirren. Eine eingehende biographische Skizze und Charakteristik des hochverdienten Landrats Reinhold v. Samson-Himmelfstjerna lieferte W. v. Voß, der er später Erinnerungen an Gustav v. Mengden folgen ließ; beide Aufsätze gehören zu den besten aus seiner früheren Zeit. Aber auch die Medizin und ärztliche Tätigkeit fanden in der „B. M.“ offenen Raum: M. Laurentz erörterte ausführlich die landärztlichen Verhältnisse, insbesondere in Kurland, und über Augenkrankheit entstand eine lebhafteste Kontroverse zwischen Dr. C. Waldbauer, Professor G. v. Dettingen und Dr. H. Schmid in Odessa, die sich durch mehrere Hefte hinzog. Selbst die neuesten Reformen im Reichsgeisteswesen blieben in der „B. M.“ nicht unbeachtet.

Man sieht, die „Baltische Monatschrift“ erfüllte in ihren ersten Bänden die Versprechungen des Programms in reichem Maße; trotz mancher Enttäuschungen, mancher nicht von ihnen verschuldeter Mängel war es den Redakteuren möglich geworden, eine Fülle von lehrreichen Artikeln auf allen Gebieten, insbesondere über die brennendsten Zeitfragen zu liefern. Die liberalen Anschauungen herrschten in der Zeitschrift vor, sie wurden von den Redakteuren gerecht und maßvoll vertreten. Eine Zeitschrift wie diese hatte es in den baltischen Ländern noch nicht gegeben, und es war daher auch natürlich, daß sie in immer weiteren Kreisen Verbreitung und Anerkennung fand und auch von den Gegnern des Liberalismus eifrig gelesen und beachtet wurde. Entsprechend dem Wert und der Gebiegenheit ihres Inhalts beruhte die „B. M.“ auch auf völlig gesicherter materieller Grundlage. Die Herausgeber hatten noch vor Beginn der neuen Zeitschrift durch ansehnliche Beiträge, zu denen sich patriotische Männer für drei Jahre verpflichteten, eine sichere Basis geschaffen. Die „B. M.“ fand eine so günstige Aufnahme und Verbreitung, daß sie schon nach zwei

Jahren ihres Bestehens der Unterstützung entraten konnte und daß aus den Subsidien und den kleinen Jahresüberschüssen ein Reservefond gebildet werden konnte, der in späteren ungünstigeren Jahren der „B. M.“ sehr zugute gekommen ist. Wie günstig die pekuniäre Lage der „B. M.“ war, ersieht man auch daraus, daß sie den Mitarbeitern regelmäßig angemessene Honorare zahlte, was bisher noch keine Zeitschrift bei uns getan hatte.

Aber auch außerhalb der baltischen Provinzen, in Deutschland, fand die neue Zeitschrift Anklang und eine ganze Anzahl Mitarbeiter. N. Lammers, der bekannte Freihändler, behandelte die deutschen Gewerbefreiheits-Bestrebungen, und Aurelio Buddens, der schon früher mancherlei über die baltischen Provinzen veröffentlicht hatte, lieferte auch für die Monatschrift mancherlei Beiträge, leider auch eine wenig einsichtige Besprechung von D. v. Huttenbergs unkritischer und tendenziöser Geschichte der Ostseeprovinzen, welche die Redaktion bedauerlicherweise ohne jede Bemerkung aufnahm. Der später so bekannt gewordene Oberstaatsanwalt D. Mittelstädt, damals Gerichtsassessor in Posen, lieferte für die „B. M.“ zwei treffliche Aufsätze, die beide für baltische Leser von Interesse sein mußten: über die preussische Städteordnung vom 9. November 1808 und über die heutige ständische Verfassung in Preußen. Der Appellationsgerichtsrat in Posen, N. Johow, gab einen beachtenswerten Beitrag über die preussischen Agrargeetze der Stein-Hardenbergschen Verwaltungsperiode (1807—1822) und behandelte eingehend in einem andern Aufsatz die Gerichtsverfassung in Preußen. Derselbe besprach auch den Strafprozeß in Preußen. Professor C. Herrmann in Marburg spendete ebenfalls einige Beiträge und der ehemalige Dorpater Professor Osenbrüggen in Zürich schrieb fundige Abhandlungen über das Schwurgericht.

Mit dem Beginn des Jahres 1862 war auch Georg Berkholz, der seit dem Sommer 1861 auf Otto Müllers Betreiben zum Stadtbibliothekar in Riga gewählt worden war, als Dritter in die Redaktion der Monatschrift eingetreten. Er trug durch seine redaktionelle Tätigkeit und seine lebhafte Beteiligung durch viele Artikel nicht wenig zur Blüte der „B. M.“ bei, namentlich machten seine sorgfältig überlegten, durch Sachkenntnis und reifes Urtheil ebenso wie durch vollendete Form ausgezeichneten

Estländischen Korrespondenzen, die seit dem Juli 1862 regelmäßig erschienen, bedeutenden Eindruck und blieben nicht ohne Wirkung; daß sie vom Standpunkt des Liberalismus geschrieben waren, verstand sich in jener Zeit von selbst. Ein sehr eifriger Mitarbeiter der „B. M.“ war seit 1861 Julius Eckardt, der bald darauf Mitredakteur der „Riga'schen Zeitung“ wurde. Er war eine Zeit lang Böttichers Gehilfe bei der Redaktion und lieferte zahlreiche politische und literarische Aufsätze, auch Übersetzungen aus dem Russischen, und steuerte einen eigenen umfangreichen historischen Aufsatz über den estländischen Landtag in seiner Entwicklung bei. Die lebhafteste Diskussion erregte noch immer die Agrarfrage und das Güterbesitzrecht; mächtig griff in sie ein Th. v. Bötticher mit seiner großen, tief eindringenden Abhandlung: „Der Domänenverkauf in den Ostseeprovinzen“, die weit über das im Titel bezeichnete Thema die wichtigsten Zeitfragen behandelte, wie den Bauerlandverkauf, die Justizreform, auch den historischen Nachweis zu führen versuchte, daß in Estland auch Nichtadlige Güter zu erwerben berechtigt seien. Diese Abhandlung erregte damals großes Aufsehen, fand auch nicht wenig Widerspruch, namentlich in Bezug auf Kurland erhoben K. v. d. Neefe und K. Neumann begründete Einwendungen und Bedenken. Leider hat sich Th. v. Bötticher nur noch einmal später in einer gründlichen Auseinandersetzung über eine wichtige prinzipielle Frage vernehmen lassen, nämlich über den Pfandbesitz in Estland.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Absicht sein, die folgenden Jahrgänge, ebenso ins Detail gehend, zu besprechen, wie die ersten. Bei diesen kam es darauf an die Ausführung des vorausgeschickten Programms, den Charakter und die Bedeutung der in ihr enthaltenen Abhandlungen und Aufsätze zu kennzeichnen, sowie den weiten Umfang der in ihr vertretenen Interessen hervorzuheben. Nachdem das einmal geschehen, ist das bei ihrer in der ersten Periode ihres Bestehens sich gleichbleibenden Haltung und Richtung in Bezug auf die weiteren Bände nicht mehr erforderlich. Auch würde es der begrenzte Raum, der diesem Rückblick gewährt ist, nicht gestatten, denn ein ebenso ausführliches Referat wie über die ersten Bände würde, auf die folgenden angewendet, eine Reihe von Bogen beanspruchen. Wir werden uns daher fortan auf die

Hervorhebung einzelner besonders bedeutender Arbeiten und bemerkenswerter Momente beschränken.

Neben der allmählich etwas zurücktretenden Erörterung der Agrarfrage trat seit 1863 die Justizreform und die Frage der Geschworenengerichte in der „B. M.“ in den Vordergrund. Eifrig diskutiert wurde auch der Verkauf der Pastoratsgesinde, wobei sich merkwürdigerweise mehr Pastoren dafür als dagegen aussprachen. Durch seine Freundschaft mit Bertholz wurde Viktor Hahn in Petersburg veranlaßt lebhafter als früher an der „B. M.“ sich zu beteiligen. Er warf einen geistreichen, aber recht tendenziösen „Blick auf die Geschichte des Judentums“, gegen welchen sich in aller Bescheidenheit, aber doch bestimmt Pastor C. Stoll in Eifregal wandte. — Von ganz anderer Art und weit größerer Bedeutung waren die St. Petersburger Korrespondenzen, zu deren Abfassung Hahn sich durch Bertholz bewegen ließ. Die erste erschien im September 1863, von da an in regelmäßiger Folge. Sie erregten ungeheures Aufsehen, von dem man sich heute kaum eine Vorstellung machen kann; mit größter Spannung wurden die Hefte der „B. M.“, in denen man eine neue Korrespondenz zu finden hoffte, erwartet. Geist, Witz, Ironie, Sarkasmus, ein wenig Bosheit vereinigten sich hier in glänzender Form zu kleinen Meisterstücken, in denen die Torheiten und Schwächen des Petersburger Lebens, besonders der Petersburger russischen Presse beleuchtet und kritisiert wurden. Diese Korrespondenzen trafen wie scharfe Pfeile und wurden auch in Petersburg bemerkt. Sie hörten leider schon mit dem März 1864 auf, da Hahn einen Wink erhalten hatte sie zu unterlassen. „Ich will nicht noch einmal nach Tula reisen“, schrieb er damals dem Freunde Bertholz. Die von anderen, meist von Brückner, unter demselben Titel weiter gelieferten Korrespondenzen verhielten sich zu denen Hahns wie ein Glas guten Brunnenwassers zu prickelndem Schaumwein. Dafür gab W. Hahn der „B. M.“ den größten Teil seiner Schrift über Italien. Diese vorzügliche Arbeit Hahns, die später in Berlin erweitert in Buchform erschien, mehrere Auflagen erlebt hat, allgemein bewundert und von Unzähligen gelesen worden ist, hatte in der Heimat das seltsame, aber bezeichnende Schicksal, trotz aller Bemühungen Hahns keinen Verleger zu finden, und wurde nur durch einen Sonderabdruck aus der „B. M.“ weiteren Kreisen bekannt.

Einen inhaltreichen Beitrag erhielt die „B. M.“ in der Biographie des Archäologen Otto Magnus v. Stackelberg von C. Hoheisel, die auch nach der ausführlichen Lebensschilderung Stackelbergs durch seine Richte wegen mancher nur hier sich findender Einzelheiten Beachtung verdient. — Sehr viele Aufsätze lieferte Brückner, größtenteils Ereignisse, die Vergangenheit Rußlands betreffend; sie konnten aber meist weder durch Inhalt noch Form die Leser anziehen. Woldemar v. Boß veröffentlichte eine umfangreiche Abhandlung unter dem seltsamen Titel: „Die Historie von der Universität zu Dorpat und deren Geschichte“; er wollte darin die wahre Entstehung der Universität Dorpat und die vorbereitenden, im Lande selbst für ihre Errichtung gemachten Vorschläge und Schritte gegenüber der konventionellen offiziösen Darstellung ihrer Entstehung darlegen. Dieser Aufsatz enthält viel Interessantes und bis dahin Unbekanntes, so über die Bemühungen des Dichters Jakob Lenz um die Begründung einer Universität in Dorpat, ist aber leider sehr weitschweifig und in sehr verwickeltem Stile geschrieben und leider ohne eigentlichen Einfluß geblieben. Eine Art Fortsetzung dieser Historie bildet der Aufsatz desselben Verfassers über die erste baltische Zentralkommission von 1789, der im Jahrgang 1866 zum Abdruck gelangte.

Zu den liberalen Forderungen der Zeit gehörte in Deutschland auch die Emanzipation und bürgerliche Gleichstellung der Juden; sie wurde auch in das Programm des baltischen Liberalismus aufgenommen, so ungeeignet und unausführbar diese Forderung in den baltischen Provinzen auch war, da Livland und Estland gar keine Juden hatte, während Kurland ihrer eine große Menge besaß. Daß A. G. Horn in einem Aufsatz zur Judenfrage für die Gleichberechtigung seiner Glaubensgenossen eintrat, war begreiflich, ebenso daß später der Rabbiner Bucher in Mitau für die Emanzipation und gegen die Judenmission sich vernehmen ließ; verwundern mußte es aber, wenn eine Stimme aus Mitau sich in einem Artikel „Zur Judenfrage“ ebenfalls für die Emanzipation aussprach. Die Stellung des Liberalismus zur Kirche und dem christlichen war fast überall, besonders aber in Deutschland, mochte dies auch keineswegs im Prinzip liegen, eine kühle, ja ablehnende. Man hielt die Kirche nicht ganz ohne ihre Schuld für eine Dienerin des Absolutismus und eine Verbündete reaktionärer Tendenzen.

Diese kühle Gleichgiltigkeit zeigten auch viele baltische Liberale, leider auch die Redakteure der „Baltischen Monatschrift“. Bei uns trug auch dazu die strenge Kirchlichkeit und scharf ausgeprägte konfessionelle Exklusivität der theologischen Fakultät in Dorpat nicht wenig bei. Die Geistlichkeit Livlands und Estlands stand in ihrer Wahrheit auf dem Standpunkt der Fakultät, noch aber gab es eine nicht ganz kleine Anzahl älterer Pastoren, die anders dachten; war doch der Generalsuperintendent Ferdinand Walter selbst ein entschiedener Gegner des Konfessionalismus, sprach sich doch der Oberpastor C. M. Verhholz in Riga oft genug gegen die streng konfessionellen Theologen aus, und ebenso manche andere von positiv christlicher Richtung. Daneben aber gab es auch in den Landeskirchen unter den Pastoren noch manche Anhänger des alten Nationalismus, und diesen war die Richtung der Dorpater Theologen und ihrer Anhänger ein Greuel. Gerade einem Vertreter dieser zurückgebliebenen Richtung gab die Redaktion der „B. M.“ mit Vergnügen Raum in ihrer Zeitschrift. F. Tilting, der Pastor zu Vickern, veröffentlichte im Jahrgang 1863 einen Aufsatz unter dem Titel: „Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwicklung einzugehen?“ Der Verfasser beantwortete die Frage selbstverständlich mit Ja und kritisierte rücksichtslos die konfessionellen Tendenzen und die reaktionären kirchlichen Bestrebungen vom Standpunkt des vulgären Nationalismus aus. Einer ruhigen, aber scharfen Replik von Pastor G. C. Nöltingk gewährte die Redaktion allerdings Aufnahme, gab aber dann einer umfangreichen Verteidigung Tilings von Pastor M. Kauzmann in Odenpää bereitwillig Raum. Als dann Lütkens in der Dorpater Zeitschrift sich wegwerfend über Tilings Aufsatz und seine Verteidiger geäußert und dabei auch einen kritischen Seitenblick auf die „B. M.“ geworfen hatte, da ließ ihm G. Verhholz eine scharfe Antwort zuteil werden.

Sehr wichtig und wertvoll war N. v. Wilckens Abhandlung über die Besteuerungsverhältnisse Liv- und Estlands, in der er nachwies, daß nur der kleinste Teil von den in den Provinzen aufgebrachten Steuern für diese selbst, der bei weitem größere Teil aber für das Reich verwendet werde. In ganz anderer Beziehung interessant war Johanna Conrads Aufsatz: „Der Wechsel in unseren Sitten und Gebräuchen“, der kulturhistorische Bedeutung hat.

Heute, nach mehr als 40 Jahren, ließe sich ein ähnlicher Aufsatz schreiben.

Seit 1864 begannen durch M. Katkow in der Moskauer Zeitung die Angriffe und Anklagen gegen die baltischen Provinzen. Auch die „Baltische Monatschrift“ wurde dadurch zu einer Änderung ihrer Frontstellung genötigt. Gegen Katkow wandte sich G. Bertholz in dem Aufsatz: „Die Anklage auf Separatismus.“ Mit Geist, Klarheit und Schärfe wies er darin Katkows Anklagen als völlig unberechtigt entschieden zurück. Die Polemik im Einzelnen überließ die „B. M.“ den Zeitungen, nur gegen einen tendenziösen Artikel über die rechtgläubige Kirche in Livland, worin diese als verfolgt und bedrückt dargestellt wurde, brachte die „B. M.“ mehrere Entgegnungen. Sonst wurde noch von A. v. Tiedöhl die Krisis der kirchlichen Realitäten in Livland und die Landgemeindeordnung, deren Einführung bevorstand, eingehend und sachkundig besprochen.

Da trat am Ende des Jahres 1865 für die „Baltische Monatschrift“ eine folgenreiche Krisis ein. Von Anfang an bis dahin hatte sie, wie schon früher bemerkt, unter dem Fürsten Suworow und unter dem Baron Wilhelm v. Lieven einen vom Generalgouverneur speziell für die „B. M.“ ernannten Zensor gehabt, der seines Amtes unentgeltlich waltete. Es war von Anfang an Mag. H. Schüze dazu ernannt worden. Mit dem Ende des Jahres 1865, unter dem Grafen B. Schuwalow, änderte sich das; die „B. M.“ wurde der allgemeinen Zeitungs-Zensur unterworfen und verlor dadurch die bisherige Freiheit und ihre fast uneingeschränkte Unabhängigkeit. Das war ein schwerer Schlag für die „B. M.“, der ihre ganze Existenz bedrohte. Die bisherigen Redakteure Theodor v. Bötticher und A. Jastin wollten unter dieser Einschränkung der bis dahin gewährten freien Bewegung die Redaktion nicht weiterführen und traten zurück; es wurde der Gedanke ernstlich erwogen, die „B. M.“ ganz eingehen zu lassen. Doch stand man von dieser Absicht ab, und G. Bertholz führte die Redaktion von 1866 mit dem 13. Bande allein weiter. Er verhehlte sich die Schwierigkeit der Weiterführung des unter ganz anderen Verhältnissen gegründeten Organs nicht, er sprach es offen aus, daß die Fortführung der Zeitschrift von ihm als ein Akt der Selbstverleugnung übernommen wäre, aber er hielt es doch für geboten, ein Organ der inneren Verständigung und Fortbildung

zu erhalten, solange als dies nicht zur Unmöglichkeit werde. — In so resignierter Stimmung führte er die Redaktion weiter. Es verdient jedenfalls vollste Anerkennung, daß er der Zeitschrift in einem kritischen Augenblick die Fortdauer erhielt.

Während viele der früheren Mitarbeiter sich zurückzogen, traten andere an ihre Stelle, so Professor L. Strümpell, der Dozent Winkelman, Professor M. Böttcher, Professor Ludwig Schwabe, besonders Professor Adolf Wagner und auch andere. Von den alten Mitarbeitern blieben der „B. M.“ treu Viktor Hehn und M. Brückner. Von auswärtigen Mitarbeitern brachte die Monatschrift W. G. Rößlers sehr interessanten Beitrag über Ferdinand Lasalle und die deutsche Arbeiterbewegung. Viktor Hehn gab einen sehr anziehenden populären Aufsatz über den Humanismus unter dem Pseudonym Justus Mosler. Adolf Wagner, der berühmte Nationalökonom, damals einige Jahre Professor in Dorpat, behandelte in einer umfangreichen, durch mehrere Hefte gehenden Abhandlung das russische Papiergeld, eine Arbeit, die sehr viel Anerkennung fand und auch im Separatabdruck erschien. Derselbe schrieb später noch einen Aufsatz zur Lösung der russischen Valuta-Frage. Vom Mitauischen Bürgermeister F. v. Zuccalmaglio brachte die Monatschrift eine sehr tüchtige, noch heute beachtenswerte Abhandlung über die Bevölkerungsordnung der furländischen Städte, insbesondere der Stadt Mitau. Berkholz führte eine Rubrik „Politische Umschau“ ein, die anfangs in jedem Hefte erschien und von ihm selbst verfaßt wurde, später seltener vorkam und auch von Anderen herrührte. Eine zweite, von Berkholz eingeführte regelmäßige Rubrik am Schluß der Hefte trug den unscheinbaren Titel: „Notizen“ Hier sprach sich Berkholz über politische und literarische Dinge in geistreicher Weise aus.

Die Judenfrage wurde auch jetzt noch lebhaft erörtert. Die „B. M.“ nahm ein offenes Sendschreiben des Mitauischen Rabbiners S. Bucher an die furländischen Herren Synodalen auf, worin dieser mit vielem Pathos, großem Aufwand von Rhetorik und nicht geringem Selbstbewußtsein die kurischen Synodalen wegen der von ihnen gebilligten Judenmission abtanzelte. Die Entgegnung auf diesen unberechtigten Angriff von Pastor W. Müller: Ein offenes Wort an Herrn Rabbiner Bucher fand aber ebenfalls Aufnahme. Vom damaligen Professor am Rigaschen Polytechnikum E. Laspeyres

brachte die Monatschrift mehrere inhaltreiche und bemerkenswerte Aufsätze, so den heute noch sehr beherzigenswerten über die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie. Auch an historischen Beiträgen fehlte es nicht ganz: M. Büttner lieferte einen trefflichen Aufsatz über die polnische Gegenreformation in Livland, und Julius Eckardt gab eine Studie zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von B. Zwingmann brachte die „B. M.“ eine längere Abhandlung über die Todesstrafe in der europäischen Gesetzgebung und Wissenschaft, die viel lehrreiches Material enthält, zuletzt aber zu dem in der liberalen Jurisprudenz feststehenden Satz gelangte, daß die Todesstrafe nicht aufrecht zu erhalten sei.

Landespolitische Fragen fanden unter Bertholz' Redaktion kaum mehr eine Behandlung in der „B. M.“, allenfalls kann der Aufsatz Eduard v. d. Brüggen in Mitau über die Fideikommissfolge und die Gesindespacht in Kurland, sowie die anonyme Abhandlung über die Wirksamkeit der Langgemeindeordnung in Kurland dahin gerechnet werden.

Überschaute man die Gesamtheit der Aufsätze, welche die „Baltische Monatschrift“ unter Bertholz' Redaktion enthält, so finden sich darunter viele treffliche Arbeiten aus den verschiedenen Gebieten, aber eine politische Zeitschrift, wie sie es in der ersten Periode ihres Bestehens gewesen, war sie nicht mehr, sie konnte es auch unter den so veränderten Zeitverhältnissen, die sich ungünstig für die Provinzen gestaltet hatten und unter den so sehr beengten Verhältnissen ihres Erscheinens nicht mehr sein. G. Bertholz fühlte die Last der Redaktionsarbeit mit jedem Jahre schwerer, schon allein die stilistische Korrektur der ihm oft in gar unfertiger Form zugehenden Aufsätze, die er für seine Pflicht hielt, nahm ihm sehr viel Zeit weg. Etwas entlastet wurde er in den letzten Jahren seiner Redaktionsführung dadurch, daß er einen geeigneten Gehilfen in Dr. M. M i a s k o w s k y, dem späteren bekannten Professor der Nationalökonomie in Wien und dann in Leipzig, fand, dem er die eigentliche Redaktionsarbeit überließ, während er sich die Oberleitung vorbehielt. Bertholz verlor aber zuletzt die Lust an der Zeitschrift völlig. In jener Zeit, wo in den höheren Regierungssphären die fortwährenden Anklagen und Anschuldigungen der baltischen Provinzen von seiten der russischen Presse anfangen Gehör

zu finden und man bei uns genötigt war zu schweigen oder höchstens leise und vorsichtig zu sprechen, war es für einen Mann, der von früher her gewohnt war laut und offen zu reden, keine Freude mehr, Redakteur einer baltischen Zeitschrift zu sein. Man war außer Stande auf die konzentrierten Angriffe Zuri Samarins entsprechend zu antworten und man durfte der großartigen, machtvollen Erwiderung, die ihm Schirren zuteil werden ließ, die das ganze baltische Land bewegte und erregte, mit keinem Worte gedenken. Außerdem widerstand Bertholz tief eindringendem, sorgfältig erwägendem, philosophisch geschultem Geiste die rasches Zufahren, schnelle Entscheidung fordernde journalistische Tätigkeit. Alle diese Momente wirkten zusammen, ihn mit dem Schluß des Jahres 1868 die Redaktion der „B. M.“ aufgeben zu lassen. In einem Schlußwort warf er einen Rückblick auf die bisherige Tätigkeit der „B. M.“ Er rühmte ihr mit vollem Rechte nach: sie hat unsre Gesellschaft an eine größere Öffentlichkeit des politischen Lebens gewöhnt und durch einheimische historisch-biographische Aufsätze das historische Selbstbewußtsein des Landes lebendig zu erhalten sich bemüht. Sie habe auch Raum gehabt für allgemein menschliche Interessen (in der letzten Zeit leider nur zu viel, fügte Bertholz klagend hinzu). Er betonte die Wahrnehmung, daß seit 1864 der früher so brennende innere Gegensatz der politischen Anschauungen ganz still geworden sei, und konstatierte, daß in den drei letzten Jahrgängen kein Fortschritt, sondern infolge der ihr auferlegten Freiheitsbeschränkung ein Niedergang der „B. M.“ stattgefunden habe. Bertholz' Rücktritt war ein großer Verlust für die Monatschrift, schied doch mit ihm der letzte Träger der bisherigen Tradition von ihr.

Niemand wäre geeigneter gewesen die Redaktion der „B. M.“ weiterzuführen, als Julius Eckardt, der aber war damals schon unter Gustav Freitag Mitredakteur der „Grenzboten“ in Leipzig. So übergab Bertholz denn die Weiterführung der Zeitschrift einem jüngeren Journalisten, der sich durch einige Aufsätze im letzten Jahrgang der Monatschrift und einige Zeitungsartikel bemerkbar gemacht hatte — Ernst v. d. Brüggen. Nach einer Jahrespause begann der neue Redakteur mit dem Jahre 1870 eine neue Folge der Monatschrift. Wie resigniert klangen doch die einleitenden Worte Brüggens gegenüber der frohen Zuversicht, mit

der zehn Jahre vorher die Herausgeber ihre Tätigkeit begonnen hatten! Er verkannte die Schwierigkeiten nicht, mit denen er zu kämpfen haben werde, auch nicht die lauer gewordene Haltung des Publikums der Zeitschrift gegenüber, er versprach aber alles aufzubieten, sie auf dem alten Niveau zu erhalten. Der Umfang der Zeitschrift wurde verringert, alle zwei Monate erschien fortan ein Doppelheft. Brüggen lieferte nicht nur selbst nicht wenige Arbeiten für die Zeitschrift, es gelang ihm auch zu manchem der alten neue Mitarbeiter zu gewinnen, so H. Sewigh, H. Hildebrand u. a. Die von Bertholz eingeführte Abteilung „Notizen“ wurde beibehalten und zu literarischen Besprechungen mannigfacher Art verwendet. A. Brückner gab zahlreiche historische Aufsätze, meist aus der russischen Geschichte. Zu lebhaften Auseinandersetzungen führte eine von Dr. J. v. Seidlitz in Dorpat verfaßte, anonym veröffentlichte, ziemlich scharfe Kritik von M. v. Dettingens Moralstatistik vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Dettingen antwortete in einem Aufsatz unter dem Titel: „Die Verschiedenheit von Natur- und Geisteswissenschaft“, worauf Seidlitz nochmals replizierte. Es war bemerkenswert, daß zum ersten Mal ein Mitglied der theologischen Fakultät zu Dorpat, und zwar einer ihrer Führer, in der „B. M.“ das Wort nahm. Professor Laspeyres veröffentlichte Statistische Studien zur Wohnungsfrage und einen Aufsatz über die Rigaer Volkszählung.

Die Monatschrift brachte jetzt wieder regelmäßige Korrespondenzen aus den drei Provinzen. Der große Krieg des Jahres 1870, der ganz Europa bewegte, fand auch in der „B. M.“ einen Widerhall: E. v. d. Bruggen schrieb einen Aufsatz über die drei großen Siege der preußisch-deutschen Staatskunst. Über Darwinismus wurde im folgenden Jahrgang viel verhandelt. Bemerkenswert war Brüggen's Abhandlung über das Kirchenpatronat in Livland. Sonst wurden keine Reformen besprochen. Mit jedem weiteren Bande wurde die „B. M.“ immer mehr historisch und literarisch. Da die Betrachtung der Gegenwart und der Ausblick auf die Zukunft ihr verwehrt war, so richtete sich ihr Blick mehr auf die Vergangenheit. Die „B. M.“ brachte unter Brüggen zum ersten Mal einen belletristischen Beitrag: Ed. Barclays historische Erzählung „An der Ostsee“, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts spielte. Es war das ein bedenkliches Zeichen, daß, mochte die

Erzählung auch garnicht übel sein, die „B. M.“ sich doch immer mehr von ihren ursprünglichen Aufgaben und Zielen entfernte. Viel Aufsehen erregten dann die Plaudereien eines Heimgekehrten, die anonym erschienen, deren Verfasser der unlängst in Riga verstorbene Karl Hahn war. Sie enthielten in ihrer Kritik der heimischen Zustände vieles Wahre, anderseits aber auch unberechtigte Vorwürfe und halb wahre Behauptungen, — alles in geistreicher feuilletonistischer Weise vorgetragen. Diese Plaudereien fanden vielfach Zustimmung, anderseits aber auch entschiedenen Widerspruch. So richtete Professor A. Böttcher einen offenen Brief an den Heimgekehrten, und der Redakteur Ernst v. d. Brüggen selbst sah sich zu einer Verwahrung gegen viele Äußerungen des Heimgekehrten veranlaßt. Der Plauderer gab schließlich auf alle gegen ihn gerichteten Angriffe eine gewandte geistreiche Erwiderung.

Mit dem Schluß des Jahres 1873 legte Ernst v. d. Brüggen die Redaktion der „B. M.“ nieder und verließ die Heimat.

Jetzt übernahm Theodor H. Pantenius, unser ausgezeichnetester Romandichter, die Redaktion der „B. M.“ Wieder traten neue Mitarbeiter hinzu, von denen besonders A. Lieventhal sich durch mehrere Aufsätze über die Agrarverhältnisse in Kurland bemerkbar machte. Auch O. v. Riesenmann in Reval lieferte einige Beiträge, so über Schwurgericht und Schöffengericht, und W. Greiffenhagen begann jetzt mit dem Aufsatz: „Die Konfirmations-Verhandlungen der Revalischen Delegierten zu Stockholm 1607“ die Reihe seiner gediegenen verdienstvollen historischen Arbeiten. Pantenius selbst sprach sich in zwei Artikeln entschieden gegen den ganz demokratischen Entwurf einer Gemeindeordnung für die evangelisch-lutherischen Kirchen der Stadt Riga aus. Die innere Politik trat unter Pantenius' Redaktion noch mehr zurück als früher und die historischen und literarischen Aufsätze überwogen durchaus. Eine lebhaft und scharfe Polemik erregte die kritische Besprechung von Paul v. Lilienfelds Gedanken über Sozialwissenschaft der Zukunft durch Professor A. v. Dettingen im Jahrgang 1874, die sehr von oben herab über das Buch ein verwerfendes Urteil fällte. Lilienfeld gab darauf eine scharfe Erwiderung, worauf Dettingen in einer Zuschrift an die Redaktion eine herbe Antwort erteilte. Auf diese replizierte dann Paul v. Lilienfeld mit einer zweiten energischen Erwiderung, die einen recht witzigen Schluß

hatte. Pastor M. Vielenstein gab einen anziehenden Beitrag über das lettische Volksmärchen, und Oberlehrer Fr. Bienemann in Reval veröffentlichte einen dankenswerten Beitrag zur neueren Geschichte Estlands in dem Aufsage: „Ein estländischer Staatsmann“, worin er Jakob Georg von Bergs Tätigkeit als Ritterschaftshauptmann schilderte. Sehr dankenswert war das am Schluß des 24. Bandes gelieferte Verzeichnis der in der „B. M.“ seit ihrer Gründung enthaltenen Aufsätze, durch welches das in den 24 Bänden veröffentlichte reiche Material an Aufsätzen und Mitteilungen erst recht benutzbar und zugänglich wurde. Es ist dringend zu wünschen, daß dem 50. Jahrgang eine Fortsetzung oder was noch besser wäre, ein Gesamtverzeichnis aller bisher in der „B. M.“ enthaltenen Aufsätze beigegeben würde.

Nach dreijähriger Redaktions-tätigkeit trat auch Pantenius von der Leitung der „B. M.“ zurück, und wieder erhob sich die Sorge, wer der verwaisten Zeitschrift sich annehmen sollte. Endlich übernahm es Gustav Reuchel, damals Redakteur der „Zeitung für Stadt und Land“, die „B. M.“ weiter zu führen; die eigentliche Redaktionsarbeit überließ er Alexander Buchholz. — Die Zeitschrift erschien nun wieder in 12 verkleinerten Heften, und die Hauptmitarbeiter, die am meisten Aufsätze lieferten, waren jetzt Johannes v. Reußler und M. Brückner. Zum ersten Mal beteiligte sich auch der Oberpastor Chr. M. Bertholz mit einem längeren Aufsage: „Auschau in der kirchlichen Zeitlage“ an der „B. M.“ Des großen Naturforschers Karl Ernst v. Baer Tod gab Anlaß zu mehreren Aufsätzen und Nachrufen. Auch einige Abhandlungen provinzialrechtlichen Charakters und bevorstehende Reformen erörternde Aufsätze brachte die „B. M.“ unter der neuen Redaktion, so vom Oberhofgerichtsadvokaten Julius Schiemann in Mitau eine Arbeit über die Notwendigkeit einer Reform des kurländischen Gerichtsverfahrens, ferner eine über die Kommunalsteuerfrage, über Stiftungen, endlich einen längeren statistischen Aufsatz von W. Anders über die Selbstmorde in Livland. R. Ullmann spendete eine anziehende Skizze über Volkslied und Volkscharakter.

Reuchels Redaktionsführung war aber doch nur ein Provisorium gewesen, mit dem Ende des Jahres legte er die Redaktion nieder und es erhob sich wieder die Sorge um die Weiterführung der „B. M.“ Da übernahm sie nach der Pause eines Jahres

ein jüngerer Journalist, der sich schon als Redakteur der „Zeitung für Stadt und Land“ einen Namen gemacht hatte — Edmund v. Heyking. Seine Absicht war, die Monatschrift auf neue Bahnen zu führen, sie sollte ihren spezifisch baltischen Charakter aufgeben und eine Zeitschrift für allgemein bildende Interessen werden wie die Deutsche Rundschau in Berlin. Der ausschließlich baltische Inhalt habe, so meinte der neue Redakteur, die Leser zuletzt gelangweilt, die „B. M.“ sollte modern sein in ihrem Wesen; auch Novellen und Erzählungen sollte sie bringen. Diesem letzten Programmpunkt entsprechend erschien gleich im ersten Heft vom Herausgeber selbst eine etwas frivole, im übrigen aber sehr unbedeutende Novelle: „Im Zuge“ Dieses Erzeugnis moderner baltischer Belletristik wirbelte viel Staub auf und veranlaßte eine heftige Polemik, ja durch das Eingreifen anderer Personen eine wahre Broschürenliteratur. Oberpastor J. Rützens schrieb eine scharfe Kritik, in der er die ästhetischen, stilistischen und sprachlichen Mängel der Novelle hervorhob. Darauf antwortete E. v. Heyking in einer überaus rücksichtslosen Replik, worauf der Gegner eine sehr herbe Erwiderung gab, die dann von E. v. Heyking in einer alle und jede Rücksicht beiseite setzenden Antwort weit überboten wurde. Nun mischten sich auch andere Personen in den Streit, der höchst unerquicklich wurde. Die witzigste und humorvollste unter diesen Schriften war die von Klippel: „Im Fluge“ Im Übrigen wollen wir auf diesen gehässigen Streit, der vielen älteren Lesern der „B. M.“ noch in lebhafter Erinnerung sein wird, hier nicht weiter eingehen. Diese erbitterte Polemik konnte für die Monatschrift nicht sehr günstig wirken. Sie brachte im Laufe des Jahres eine ganze Anzahl literarischer und allgemein wissenschaftlicher Aufsätze, besonders von L. v. Schroeder, Sintonis, L. Ulmann, Teichmüller, K. Erdmann, Jedor v. Eivers, J. Ripke u. a. — Originelle baltische Novellen wollten sich aber nicht finden und so griff man zu Übersetzungen aus dem Russischen. Wie wertvoll und anziehend auch manche der oben erwähnten Beiträge waren, die Bedeutung einer baltischen Revue konnten sie der Zeitschrift doch nicht geben. Vollends mußten aber die politischen Aufsätze des Redakteurs der „B. M.“ nachteilig werden. In einer Abhandlung „Zur livländischen Landespolitik“ trat Heyking unumwunden für die vom Verfasser der „Livländischen Rückblicke“ aus-

gesprochenen politischen Ansichten ein und in seinem Artikel „Zur kurländischen Reformfrage“ erklärte er sich entschieden für die damals in Kurland in Vorschlag gebrachte Einführung der Semstwo, vertrat diese Ansichten auch noch in anderen Aufsätzen. So wurde die „B. M.“ schließlich das Parteiorgan einer politischen Richtung, die der früher in ihr vertretenen vollkommen widersprach. Was half es, daß Hr. Wienemann in einem Aufsatz „Pro domo“ nachdrücklich die „Rückblicke“ bekämpfte? An dem Gesamtcharakter der in ihrer politischen Richtung umgewandelten „B. M.“ konnte dadurch nichts geändert werden. Sie war unbaltisch geworden, ja in manchen Beziehungen antibaltisch; weiter von ihrem Ursprung und von den ihr einst gesteckten Zielen konnte sie sich kaum entfernen. Aber die neue Richtung, die ihr gegeben war, fand in unfrem Lande doch wenig Zustimmung, viele alte Mitarbeiter zogen sich zurück und die Zahl der Leser sank. Mit dem Schluß des Jahres legte E. v. Henking die Redaktion nieder. Es trat wieder eine Jahrespause ein und die „B. M.“ schien wirklich dem Untergehen nahe.

Da ergriff eine starke und feste Hand das Steuer des führerlosen Fahrzeugs und richtete es zum alten Kurse zurück: Oberlehrer Hr. Wienemann übernahm 1880 die Redaktion der „B. M.“ und hat sie acht Jahre hindurch geleitet. Er war ein baltischer Historiker von Ruf und zugleich als konservativer Politiker bekannt. So bezeichnete schon sein Name sogleich ein Programm. In seinen einleitenden Worten zum ersten Jahrgang der neuen Redaktion sprach er sich klar und bestimmt über seine Ziele aus. „Die Baltische Monatschrift“, erklärte er, „will sich auf sich selbst besinnen und zu werden suchen, was sie war: ein Faktor im öffentlichen Leben der Provinzen.“ Er erkannte unumwunden die Abnahme des Interesses für die „B. M.“ im Lande an, weil sie über die wichtigsten und die am meisten erregenden Fragen schweigen mußte. Und doch habe sie einst zuerst politisch-historisches Leben in die Presse der Ostseeprovinzen gebracht. Wienemann erklärte entschieden, daß eine allgemeinen wissenschaftlichen Interessen dienende Rundschau bei uns unmöglich sei und stellte der „B. M.“ unter seiner Redaktion wieder als Aufgabe die Pflege der heimatischen Interessen, sie sollte die Heimatskunde nach jeder Richtung hin energisch fördern.

Es gelang Vienemann eine nicht geringe Anzahl neuer Mitarbeiter zu gewinnen, und die „B. M.“ wurde wieder eine politisch-historische Zeitschrift. Sie erschien jetzt in 9 Hefen, die Sommermonate fielen aus. Gleich der erste Jahrgang unter Vienemanns Redaktion brachte eine Reihe gediegener Aufsätze, so einen von Professor E. Löning über die Befreiung des Bauernstandes in Deutschland, an den sich eine kleine Fehde zwischen dem Verfasser und Baron H. Bruiningk in Bezug auf Livland knüpfte. Andere lehrreiche und anziehende Aufsätze lieferten Professor R. Erdmann, Baron Bernhard Uexküll, Eugen v. Rottbeck, A. v. Böhlendorff, Theodor Schieman; auch D. Mittelstädt, der einstige Mitarbeiter, gab einen lehrreichen Beitrag über die Verfassung Hamburgs. Einen ausgezeichneten Mitarbeiter war es Vienemann gelungen an Professor J. Engelmann zu gewinnen, der in der „B. M.“ seine so wertvollen Abhandlungen über die Entstehung und Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland veröffentlichte. J. Ch. Berens teilte zwei bemerkenswerte Schreiben Herders aus dem rigischen Ratsarchiv mit, Generalsuperintendent W. Schulz gab einen belehrenden Bericht über die neue Bewegung unter dem estnischen Landvolk. Kirchhofer in Reval schrieb einen kulturgeschichtlich anziehenden Aufsatz über Rogebues Zeitschrift für Geist und Herz, und A. Tobien begann seine wichtigen Beiträge zur Geschichte der livländischen Agrargesetzgebung. Ein reizendes Bild aus dem Stillleben der kurischen Vergangenheit lieferte endlich die Familiengeschichte „Ein Bürgerhaus aus der Großväter Zeit“. Der zweite Jahrgang blieb hinter dem ersten nicht zurück. An seiner Spitze brachte er den Abdruck zweier Vorträge von R. Schirren über Bischof Johann v. Münchhausen, den letzten Bischof von Kurland und Oesel, die unverändert ein Stück aus Schirrrens einst in Dorpat über livländische Geschichte gehaltenen Vorträge waren; sie enthalten ein ebenso trauriges wie charakteristisches Bild aus der Zeit des Untergangs des alten Livlands. Sodann brachte der Jahrgang Aufsätze über Volkszählung, über Reformen der ländlichen Polizei, über die Rechte der Bauern an den Kronsgesinde, von Vienemann selbst eine Darlegung der Grundprinzipien der Landschaftsverfassung, von Professor Engelmann einen Essay über Dershawin, weiter eine feinsinnige Charakteristik Oskar Riesemanns als Sänger und Musiker von Philipp Spitta. Der Politiker und Patriot Riesemann

hat in der „B. M.“ leider keine Würdigung gefunden. Unter der Rubrik „Notizen“ wurden teils Bücher besprochen, teils mancherlei kürzere Mitteilungen gebracht.

Überblickt man die beiden ersten, von Bienemann redigierten Jahrgänge der „B. M.“, so wird man anerkennen müssen, daß sie eine Fülle wichtiger und interessanter Aufsätze über baltische Dinge nach allen Richtungen hin und ebenso in Bezug auf das Reich enthalten. Die „B. M.“ erlebte unter Fr. Bienemanns Redaktion einen neuen Aufschwung, eine zweite Blütezeit, und zwar unter viel schwierigeren Verhältnissen als die erste war. So ist es während der ganzen Zeit von Bienemanns Redaktion geblieben. Er hat gezeigt, was ein historisch und politisch geschulter Mann mit eiserner Tatkraft auch unter ungünstigen Zeitumständen auf dem Gebiete der Publizistik bei uns zu leisten vermag. Das soll auch bei den späteren Generationen unvergessen bleiben.

Es kann selbstverständlich nicht unsre Absicht sein, sämtliche in den folgenden Jahrgängen unter Bienemanns Redaktion veröffentlichte Aufsätze und Artikel aufzuführen, wir werden nur die wichtigsten und bedeutendsten kurz hervorheben. Durch mehrere Jahrgänge zog sich Bienemanns wichtige, vieles Neue enthaltende Geschichte der statthaltererschaftlichen Zeit. H. v. Samson lieferte eine Übersetzung der höchst interessanten russischen Schrift Engelhardts: Vom Lande. Über die Einführung und Wirkung der russischen Städteordnung in Riga, Reval, Mitau und den kleineren Städten wurden orientierende Berichte geliefert. Ganz besondere Hervorhebung verdient der meisterhafte Aufsatz R. v. d. Neckes: „Die baltische Agrarreform und Herr Professor Kamelin“ im Jahrgang 1883, ein Aufsatz, nach dessen Lesung Graf Alexander Keyserling erklärte: „Necke ist unser erster politischer Schriftsteller.“ J. Chr. Berens gab Silhouetten eines rigischen Patrizierhauses, die anziehende Schilderungen der hervorragenden Familie Berens enthalten. R. Guleke behandelte in einer umfassenden Studie den Dom zu Riga. Bienemann erörterte den Wechsel unsrer politischen Tendenzen und die Baltische Monatschrift. G. Bertholz gab eine lichtvolle Untersuchung über das Wort „baltisch“, und nach seinem Tode wurde aus seinem Nachlaß die lehrreiche kritische Abhandlung über litauisch-lettische Urgeschichte veröffentlicht. W. Greiffenhagen steuerte seit 1887 eine Reihe vorzüglicher Arbeiten

über Personen aus der letzten Zeit des Ordensstaates und besonders über wichtige Ereignisse der Geschichte Estlands unter schwedischer Herrschaft bei. Aber auch an Aufsätzen über Verhältnisse des Landes in der Gegenwart fehlte es nicht, dahin gehört z. B. die anonyme Abhandlung über Konfessionswechsel und Mischehen in Livland, ferner über die vermeintliche Frage der kirchlichen Real-lasten, zur Geschichte der Landgemeindeordnung von 1866. Bienemann erörterte die Frage der politischen Volkserziehung, N. Carlberg gab Beiträge zur Bevölkerungsstatistik Livlands. Aber auch die Naturkunde der Provinzen fand gebührende Berücksichtigung. F. Schmidt warf einen Blick auf die Geologie von Estland und Desel, Oskar v. Löwis behandelte in sehr anziehender Weise die baltischen Sing- und Raubvögel. Die neuere russische Geschichte betrafen Bienemanns Aufsätze aus den Tagen Kaiser Pauls, die Übersetzungen und Auszüge aus C. G. v. Heykings ungedruckten, französisch geschriebenen Memoiren enthielten, und Prof. Engelmann schilderte in lichtvoller Weise verdiente russische Staatsmänner meist deutscher Herkunft.

Dieser kurze Überblick, in dem nur die bedeutendsten Aufsätze und nicht einmal alle, die unter Bienemanns Redaktion in der „B. M.“ erschienen, erwähnt sind, gibt eine ungefähre Vorstellung von dem reichen Inhalt dieser Jahrgänge. Leider trat mit dem Jahre 1888 wieder ein Wechsel in der Redaktion ein. Bienemann verließ Livland und siedelte nach Leipzig über. Die Redaktion der „B. M.“ übernahm H. Hollander. Dieser hat es an Eifer und Interesse für die Sache nicht fehlen lassen, aber ihm fehlten die journalistische Schulung und Erfahrung, die historische Durchbildung und die weitausgebreiteten Verbindungen seines Vorgängers. Zunächst wirkte noch das von Bienemann der „B. M.“ neu erworbene Ansehen fort. Es traten auch neue Mitarbeiter hinzu, und manche beachtenswerte Aufsätze finden sich doch auch in diesem Jahrgang. Richard Hasselblatt veröffentlichte einen lehrreichen Aufsatz über die kirchlichen Einnahmen in Alt-Livland und einen zweiten sehr umfangreichen über Ritter Barthold v. Tiefenhäusen. D. Harnack gab interessante Briefe des Feldmarschalls Barclay de Tolly von 1812—1815 heraus. Auch andere gute Arbeiten finden sich in dem Jahrgang. Doch zeigt sich schon darin eine Änderung gegen früher, daß nur historische und literarische

Aufsätze in diesem Jahrgang sich finden. Noch mehr macht sich der Unterschied gegenüber den von Vienemann redigierten Bänden im folgenden Jahrgang 1889 geltend, den Hollander gemeinsam mit N. Carlberg herausgab. Da wären ein Aufsatz von Pastor N. Bielsenstein über die Urbevölkerung an den baltischen Küsten, ein anonym gespendetes Blatt: Erinnerung an Otto Müller, eine Abhandlung von Professor Diegel: Papierrubel oder Silberrubel? und der Aufsatz: Rigaer Schulwesen, endlich die auf verschiedene Schäden des baltischen Lebens hinweisende kritische Betrachtung „Offene Wunden“ von einem anonymen Verfasser zu erwähnen. Auch die folgenden Jahrgänge unter N. Carlbergs alleiniger Redaktion enthalten mancherlei gute literarische und historische Aufsätze, so von N. Hasselblatt: Die Instruktion der baltischen Ritterschaften und die Moskauer Kommission von 1767, E. Th. Herrmanns Erinnerungen 1804—1837, Niechoffs Studien zur Literatur Alt-Livlands; J. v. Reukler: Ein Überblick über die Landesabgaben der baltischen Provinzen, H. v. Saß über den Güterbesitz im alten Dösel, Erdmann über die Familie, und vor allem Viktor Kupffers tief eindringende Abhandlung über das unbewegliche Vermögen der evangelisch-lutherischen Landeskirchen in Livland; Emil Anders', des alten Universitätsbibliothekars Erinnerungen, Professor Dragendorffs Erinnerungen an R. E. v. Baer, Engelmanns Charakterbild des Feldmarshalls Münnich, G. von Hansens Aufsatz über Hermann Warsow, den Reformator Estlands, und andere.

Das ließ sich aber doch nicht verkennen, daß die „B. M.“ sich nur mühsam aufrecht erhielt. Sie befand sich wieder in einem Interimszustande, der nicht dauern konnte. Da griff abermals eine kräftige Hand ein; Arnold v. Tiedöhl, der schon an dem vorhergehenden Jahrgang mittätig gewesen war, übernahm 1893 die Redaktion der Monatschrift und war 10 Jahre, bis 1902, ihr Leiter. Eine jüngere, energische Persönlichkeit, wie er, mußte den Ehrgeiz empfinden, die „B. M.“ wieder auf ihre frühere Höhe zu erheben, und in der Tat ist es Tiedöhl gelungen mit angespannter Kraft derselben einen neuen Aufschwung zu geben. Es war das in jener Zeit, als er ihre Leitung übernahm, besonders schwierig, denn damals legte die Russifizierung ihre niederdrückende Hand auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens in unsrem Lande:

Schule, Universität, Stadtverwaltungen und alle öffentlichen Institutionen hörten auf deutsch zu sein. Da war es nicht leicht, noch Mitarbeiter deutscher Gesinnung und Bildung für die Monatschrift zu gewinnen. Tiedeböhl ist das in vollem Maße gelungen und es bleibt sein großes Verdienst, in so kritischer Zeit für die „B. M.“ eine neue, die dritte Blütezeit heraufgeführt zu haben. Um bei der Herausgabe der Hefte vollkommen freie Hand zu haben, richtete er eine eigene Druckerei ein, die er selbst leitete. Er war unermüdblich tätig, geeignete Aufsätze zu erlangen und neue Mitarbeiter zu gewinnen. Soweit es bei der verschärften Zensur möglich war, brachte die „B. M.“ auch politische Artikel. Durch Einführung neuer Rubriken und Abteilungen suchte Tiedeböhl ebenfalls sie zu heben. So erschien seit 1896 eine belletristische Beilage, die aber nach einiger Zeit aus Mangel an brauchbaren Arbeiten dieser Art wieder einging. Ferner führte er regelmäßig wiederkehrende „Literarische Streiflichter“ ein, die Besprechungen der wichtigsten historischen und literarischen Erscheinungen enthielten und fast bis zum Ende seiner Redaktion fortbauerten. Endlich begründete er eine neue Rubrik — und das ist eines seiner größten Verdienste — im Jahre 1895: die Baltische Chronik, die in regelmäßiger Folge alle in den baltischen Provinzen vorkommenden und für sie wichtigen politischen Ereignisse, Regierungsanordnungen und Preßäußerungen registrierte. Diese Chronik ist nicht nur außerordentlich nützlich für den Überblick in der Gegenwart, sondern wird auch eine bedeutende Geschichtsquelle für die Zukunft bilden. Sehr schade ist es, daß beim Jahre 1898 eine Lücke in der Reihenfolge vorhanden ist.

Durchblättert man die 10 Jahrgänge der „B. M.“, die unter Tiedeböhl's Redaktion erschienen sind, so muß man den Reichtum des Inhalts in hohem Grade anerkennen. Biographien, Memoiren, Briefwechsel, historische und literarische Aufsätze, Mitteilungen aller Art finden sich in jedem Jahrgang. Auf die einzelnen Aufsätze hier näher einzugehen, unterlassen wir, da sie ja der nahen Vergangenheit angehören und die meisten Leser sich ihrer erinnern werden. Es wurde von Tiedeböhl, was in jener schweren Zeit nur möglich war, geleistet; daß sich auch manche Lückenbüßer finden, liegt in der Natur der Sache. Mit der Zensur hat er einen fast ununterbrochenen Kampf geführt, in dem er oft unterlag,

aber nicht selten auch Sieger blieb. Er griff manchmal zu außerordentlichen Mitteln, um wichtige Aufsätze durchzubringen. Als z. B. der Zensor beim Abdruck des Briefwechsels Ediths v. Rahden mit G. Bertholz Schwierigkeiten machte, da wandte sich Tiedeböhl direkt an den allgewaltigen Prokureur des h. Synods Pobedonoszew mit der Bitte um Hilfe. Pobedonoszew antwortete ihm, er habe Bertholz gut gekannt und mit Edith v. Rahden sei er sehr befreundet gewesen, es werde ihn daher interessieren ihren Briefwechsel kennen zu lernen. Fortan fand der Abdruck dieser Briefe nicht den geringsten Anstoß. Beiläufig bemerkt, haben Edith v. Rahdens tiefe und gedankenvolle, nach Inhalt und Form wahrhaft schöne Briefe, die schönsten wohl, die jemals von einer Frau baltischer Abstammung geschrieben sind, bei uns lange nicht die Anerkennung und Beachtung gefunden, die sie verdienen. — Tiedeböhls Leitung der „B. M.“ stellt sich der Fr. Wienemanns sen. würdig zur Seite, man konnte sich nur freuen, daß die Zeitschrift zum dritten Mal einen so großen Aufschwung genommen hatte.

Nach 10jähriger angestrebter Redaktionstätigkeit war Tiedeböhl der Arbeit und des steten Kampfes müde; er legte mit dem Schluß des Jahres 1902 die Redaktion nieder. Seit 1903 wird die Monatschrift vom gegenwärtigen Herausgeber redigiert. Diese neueste Phase ihrer Entwicklung dauert noch fort und gehört noch nicht der Geschichte an, wir gehen daher auf sie nicht näher ein, nur die Bemerkung glauben wir nicht unterlassen zu dürfen, daß der gegenwärtige Redakteur es an Fleiß und Eifer für Erhaltung des Interesses an der „B. M.“ nicht fehlen läßt. Vielleicht könnte nur die Landespolitik und die inneren Verhältnisse des Landes etwas mehr Berücksichtigung finden. Für die Landespolitik in der Vergangenheit liefern die sehr wertvollen Aufsätze des leider zu früh verstorbenen Landrats A. Staël v. Holstein wichtiges und lehrreiches Material. Die gegenwärtige Redaktion hat bei der Fortführung der Monatschrift mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht mehr mit der Zensur, sondern mit der Rückwirkung der revolutionären Bewegung von 1905 und 1906. Ihre Leser und Abnehmer fand die „B. M.“ besonders auf dem Lande und jetzt herrscht da fast überall Not, Mangel, notgedrungene Einschränkung und Sparsamkeit. So haben viele Personen die „Baltische Monatschrift“, die sie früher hielten, aufgegeben. Sie führt

daher gegenwärtig einen harten Kampf um ihre Existenz. Aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß man die einzige, allen drei Provinzen dienende Zeitschrift nicht wird sinken und untergehen lassen. Sie zu erhalten ist auch eine patriotische Pflicht, und wir sind der festen Überzeugung, daß es in unsrem Lande noch Männer genug gibt, die in kritischer Zeit die „Baltische Monatschrift“, das Organ, das um die politische Bildung und die Geistesarbeit unsrer Landsleute sich so große Verdienste erworben hat, durch Mitarbeit und Tat erhalten und vor dem Untergange bewahren werden. Möge nach abermals 50 Jahren bei der Jahrhundertfeier ihres Bestehens eine andere Feder von ihrer Wirksamkeit und ihren Erfolgen beim Eintritt in ein neues Jahrhundert Erfreuliches und Anerkennenswertes zu berichten haben.



großer organisierter Angriff der Revolutionäre auf die Stadt erwartet wurde. Der Einwohner Talsens hatte sich ein großer Schrecken bemächtigt. Was zurückblieb, erzählt der erwähnte Zeuge, „was nicht zu Fuß oder in Wagen nach Riga oder in die Wälder und Gegend der Umgegend floh, blieb in Angst und Not und Elend. Die Polizei hat sich aufgelöst. Die Kentei ist fortgeführt. Das Militär ist abgezogen, nachdem es die Beamten aufgefordert hatte, die Stadt unter seinem Schutze zu verlassen, und Privatpersonen samt deren Familien gestattet hatte, sich diesem Zuge, der sich am 6. Dezember vormittags zur nächsten Eisenbahnstation, Stenden, bewegte, anzuschließen. Es war ein langer, trauriger Zug. Um 2 Uhr nachts fuhren die Flüchtlinge nach Riga ab*“

28. Nov. — 5. Dezember. Windau in den Händen der Revolutionäre.

Seit dem Oktobermanifest hatte auch in Windau die Gährung beständig zugenommen (vgl. oben S. 32. 59. 70). Am 28. November wurde nun der Generalstreik proklamiert und in wenigen Stunden befand sich die ganze Stadt in den Händen der Revolutionäre unter der Leitung des lettischen sozialdemokratischen Komitees, dem alles zu gehorchen hatte. Verittene wohlbewaffnete Patrouillen durchzogen die Stadt und bemächtigten sich aller Institute, des Elevators, der Banken, des Hafens. Die Behörden blieben einstweilen in Funktion. Nur der Pastor der lettischen Gemeinde, H. Glaeser, wurde vom „Volk“ für abgesetzt erklärt. Die Polizei hatte alle Macht verloren.

Das anwesende Militär, ca. 160 Mann Infanterie und 30 Dragoner, wurde durch die Schwäche des Platzkommandanten ebenfalls ganz außer Aktion gesetzt. Er empfing sogar täglich Deputationen der Sozialisten und verhandelte mit ihnen.

Am 29. November stand Windau unter sozialdemokratischer „Regierung“. Hier waren einige Tage zuvor auf der Reise von Libau nach Riga zwei höhere Offiziere, ein General und ein Oberstleutnant, zu Schiff angelangt. Dreimal wurde ihnen die Erlaubnis zur Weiterreise gegeben, dann aber wieder entzogen. Auch auf Privatpersonen erstreckte sich die Fürsorge des sozialdemokratischen Komitees. Die im Hotel angelangten Gäste durften nur auf ihren Zimmern speisen, mußten ihre Zimmer selbst säubern und sich mit einem Kellner begnügen, da die übrigen Bediensteten entlassen waren.

*) Von den später verhafteten Talsenschen Revolutionären wurden später, im August 1906, kriegsgerichtlich 8 zum Tode und 14 zu Zwangsarbeiten verurteilt.

Nun sollte, wie ein Augenzeuge berichtet, ein Teil des in Windau stehenden Militärs mit einem Militärzuge fortgeschickt werden. Die Genehmigung dazu wurde nur unter der Bedingung gegeben, daß mit dem Militärzuge sich Delegierte zum Generalgouverneur v. Bockmann begeben könnten, um ihm zu sagen, daß „in Windau alles ruhig“, das Militär überflüssig und seine Entfernung ratsam sei. Unter den Delegierten befanden sich u. a. auch der Wirkliche Staatsrat Sch. und der Friedensrichter Sp. Als der Militärzug am 30. November abgehen sollte und mit ihm auch der General und der Oberstleutnant Windau verlassen wollten, wurde das gewaltsam verhindert und die Lokomotive abgekoppelt. Erst am 1. Dezember um 11 Uhr vormittags konnte der Zug, ohne jene hohen Militärs, abgelassen werden. Kurz vor Stenden erwies sich das Geleise als beschädigt und alle verließen den Zug. Unter dem Militär zeigte sich eine große Erbitterung, die sich gegen die Delegierten richtete; diese konnten mit knapper Not in den Wald flüchten und mußten die 48 Werst bis Windau zu Fuß und später mit einer Draisine zurücklegen.

In der Nacht auf den 2. Dezember wurden die Einwohner plötzlich durch den Ruf: „Die schwarze Sotnja kommt!“ aufgeschreckt. Eine Abteilung von 40 Mann Infanterie aus Dondangen, wo sie sich nicht mehr halten können und daher abberufen war, hatte zu Wagen Windau erreicht und beim Bahnhof Halt gemacht. Sofort hatten die Revolutionäre Alarm geschlagen und waren ihr bewaffnet entgegengerückt. Sie begannen zu schießen, worauf die Soldaten auch Feuer gaben; einer von den Aufständischen, ein Jude, wurde getötet, mehrere verwundet. Die Soldaten zogen darauf wieder ab.

Am 2. Dezember wurde dem in Windau zurückgebliebenen Militär vom sozialdemokratischen Komitee befohlen, sofort die Stadt zu verlassen, da ihnen nichts mehr verabsolgt werden würde, es sei denn, daß die Soldaten die Waffen auslieferten, was sie natürlich ablehnten. Das Militär rückte darauf ab. Es lagerte einstweilen außerhalb der Stadt beim Bahnhof. Die Stadt selbst blieb von Militär entblößt. Dem in Windau zurückgebliebenen General und dem Oberstleutnant gelang es mit Gefährnissen sich auf ein zufällig in Windau angelangenes Militärtransportschiff zu retten. Das Schiff machte klar zum Auslaufen, am Lande blieb der General und der Oberstleutnant, umringt von einer Bande. Nachdem das Schiff auf die See hinausgelaufen, verzog sich die Bande, worauf beide Offiziere schnell von einer Schaluppe auf das Schiff gebracht wurden.

Am folgenden Tage, 3. Dezember, wurde ein Meeting abgehalten, worauf ein größerer Trupp, voran Bewaffnete,

über den Fluß zog, um dem Militär die Erlaubnis zu bringen, wieder in die Stadt zurückzuziehen, jedoch unter der Bedingung, die Waffen drüben zu lassen. Das Militär lehnte aber diese Gnade ab. — Als sich später im Laufe des Tages in der Stadt das Gerücht verbreitete, daß neues Militär auf Windau heranrücke, erklärte das sozialdemokratische Komitee sein Bureau durch Anschlag auf unbestimmte Zeit für geschlossen. Nur eine jüdische Versammlung beschloß, den bis dahin aufrechterhaltenen Selbstschutz weiter fortzuführen und erst beim Einrücken des Militärs aufzulösen.

Am 4. trafen dann in der Tat Truppen vor Windau ein, welche die Stadt zunächst von der Landseite einschlossen, während Kanonenböte sie von der Seeseite bewachten. (Berichte eines Augenzeugen, „Düna-Btg.“ 1905 vom 6. und 7. Dez.) Zwei Tage später wird die Stadt wieder von den Truppen unter Oberst Wordejew besetzt, der jede Versammlung und jede Ansammlung auf den Straßen streng verbietet.

27. Nov. — 13. Dez. Goldingen unter der Herrschaft der Revolutionäre.

Am 25. Nov. abends wurde ein Schutzmann meuchlings erschossen. Die Folge davon war, daß am 27. Nov. sämtliche Schutleute bei dem Kreischef erschienen und ihre Aemter niederlegten. Bald darauf wandten sich, wie der zusammenfassende Bericht eines wohlinformierten Goldingers („Düna-Btg.“ 1905 vom 3. Dez.) erzählt, Delegierte der sozialdemokratischen Partei an den Kreischef mit dem Ersuchen, den Schutz der Stadt ihnen anzuvertrauen und ihnen die Waffen der entlassenen Polizeichargen zu übergeben. Der Kreischef hielt es für möglich, sich auf dies Experiment einzulassen, obgleich in dieser Zeit auch das Militär, ca. 35 Dragoner und 50 Infanteristen, aus Goldingen zurückgezogen worden war. Von Stund an standen Männer mit roten Binden auf den Posten und patrouillierten in der Stadt. Das Stadthaupt, Krause, der ihnen bis dahin den Rathausaal zur Veranstaltung von Meetings verweigert hatte, ersuchten sie, ihnen das Lokal einzuräumen, um über Maßregeln zur Sicherung der Stadt zu beraten. Das Stadthaupt sah sich nicht in der Lage, seine Weigerung aufrecht erhalten zu können. Auf diesem Meeting am 28. Nov. wurden nun Reden höchst bedenklichen Charakters gehalten. Die Redner sprachen von den Fenstern des Saales aus, auf dem Marktplatz stand die lauschende Menge. Die heftigsten Angriffe richteten sich gegen die „Blutsauger“, die „Tschinowniks“, die „Herren“ überhaupt, und gegen den Kaiser, dessen in unqualifizierbaren Ausdrücken Erwähnung getan wurde.

Dann wurde die Menge aufgefordert, eine Kommission zu wählen, die eine Wählerliste für die Wahl einer neuen Stadtverordneten-Versammlung zusammenstellen sollte. Von den Rednern wurden verschiedene Personen in Vorschlag gebracht und nach der Stärke des Beifallsgeschreis oder des Murrens entschieden, wer gewählt sei. Ferner wurden alle Anwesenden dringend gewarnt, sich der baltisch-konstitutionellen Partei anzuschließen. In der Woche vorher hatte nämlich in Goldingen eine Versammlung von Vertretern aller Berufe stattgefunden, um über den Anschluß an diese oder die in Mitau gegründete monarchisch-konstitutionelle Partei zu beraten; darnach waren unter dem Volk sofort die Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, als handle es sich um einen Zusammenschluß der „Tschornaja Sjoťnja“. Die Anhänger dieser Partei wurden jetzt als „Volksfeinde“ gebrandmarkt. Die Letzten, die sich an der Versammlung beteiligt hätten, seien von den „Herren“ erkaufte worden. Doch traten auch Redner auf, die sich maßvoller ausdrückten und vor nationaler Hegerei warnten. Unter Hurrageschrei und revolutionären Liedern ging die Versammlung auseinander.

In den nächsten Tagen trat eine Kommission zusammen und stellte fest, daß alle Personen beiderlei Geschlechts, die über 20 Jahre alt wären, das Recht hätten, an den städtischen Wahlen teilzunehmen. Des Rathhauses hatte sich die revolutionäre Partei völlig bemächtigt.

Am 30. November fand die letzte legitime Stadtverordnetenversammlung statt, doch waren nur 13 Stadtverordnete erschienen. Schon seit einem Monat waren keine städtischen Steuern eingeflossen — unter dem Druck von Drohungen der Revolutionäre. Trotzdem wurde es der bisherigen Stadtverwaltung aufs Schuldkonto geschrieben, daß sie leere Kasse hinterlassen habe! Die Kentei wurde von Leuten, die ihre Spartasseneinlagen zurückforderten, unausgesetzt umlagert; sie hatte täglich ca. 20,000 Rbl. auszusahlen. Endlich wurde die Parole ausgegeben, man solle kein Papiergeld mehr entgegennehmen. Handel und Wandel begann zu stocken.

Am 2. Dezember verlangte ein Teil der Schüler der Handelsschule, aufgehetzt durch Agitatoren, Änderungen im Schulwesen, z. B. Aufhebung sämtlicher Strafen; der Inspektor weigerte sich jedoch mit den Schülern in Unterhandlung zu treten. Darauf zogen ca. 40 Schüler ab; der größere Teil blieb in der Schule. — Am nächsten Morgen erschienen die streikenden Schüler in Begleitung von roten Polizisten vor der Schule, erzwangen den Eintritt und unter dem Gesang von revolutionären Liedern die Entlassung der Schüler. Von da

zogen die tumultuierenden Schüler zur Stadttöcherschule und erzwangen auch hier die Schließung.

Am 3. Dezember verbreitete sich das Gerücht, Kosaken seien aus Tuckum im Anmarsch. Die revolutionäre Stadtregierung, an deren Spitze ein seinerzeit aus dem Goldinger Seminar ausgeschlossener Kleinhändler Sch. stand, verfügte daraufhin eine Requisition aller in der Stadt vorhandenen Waffen. In der Stadt kursierte das Gerücht, der Kreischef habe ihnen zu diesem Zweck das Verzeichnis der im Laufe der letzten Monate gelösten Waffenscheine zur Verfügung gestellt. Jedenfalls waren sie genau orientiert, in welchen Häusern und wieviel Waffen sie zu finden erwarten durften. Auch auf den benachbarten Gütern Pelzen, Kormahlen, Planezen wurde die Auslieferung sämtlicher Waffen erzwungen. Alle nach Goldingen führenden Wege wurden von Patrouillen bewacht.

Bereits am 2. Dezember war der jüngere Kreischefgehilfe Hugo Detlowsky von den Revolutionären verhaftet und ihm die Mitteilug gemacht worden, er werde nun dafür gerichtet werden, daß er seinerzeit in Mittau einen Sozialisten in Verteidigung seines eigenen Lebens erschossen hatte. Er erhielt zunächst Stubenarrest und rote Polizisten bewachten ihn. Am 4. Dezember wurde seiner Braut ein Abschiedsbesuch bei ihm gestattet. In der folgenden Nacht wurde er sodann aus Goldingen fortgebracht und schließlich in Libau ermordet, wo man einige Tage später auf einer Straße seine Leiche fand.

Am 5. Dezember zogen Volkshaufen mit roten Binden umher und leerte in den verschiedenen Handlungen die Sammelbüchsen des „Roten Kreuzes“. Die Versuche der neuen Stadtverwaltung, für sich Steuern zu erheben, scheiterten vielfach.

Am 6. Dezember trafen Gerüchte von dem Bombardement Talsens in Goldingen ein. Dem Bericht eines Augenzeugen entnimmt die Chronik Folgendes („Düna-Ztg.“ 1905 vom 20. Dez.): Die Führer des sozialistischen Komitees machten sich mit den „requirierten“ Geldern in der Richtung auf Libau aus dem Staube, wurden aber von ihren Parteigenossen eingeholt und zur Rückkehr gezwungen. Die Hausbesitzer hielten Versammlungen ab, um zu beraten, was zur Abwendung des Bombardements zu tun sei. Die Revolutionäre hatten den Befehl erlassen, nach Eintritt der Dunkelheit im Falle des Einrückens des Militärs Hofpforten und Haustüren nicht zu verschließen. Das ehem. Stadthaupt, Armin Adolphi, trat energisch dafür ein, diesen Befehl unbeachtet zu lassen, da es offenbar darauf abgesehen sei, bei Beginn eines Straßenkampfes in die Häuser Unbeteiligter zu flüchten und von dort aus die Soldaten zu beschießen. — Auch die Frage der städ-

tischen Wahlen wurde besprochen. Ein lettischer Hausbesitzer stellte die Forderung, daß wenigstens nur solche Stadtbewohner das Wahlrecht ausüben dürften, die irgend eine Steuer zu gunsten der Stadt zahlten. Darauf erklärte ein anwesender Polytechniker, der Mann sei ein Verbrecher; wenn er nicht binnen 10 Minuten sein Wort zurücknehme, werde er „gerichtet“ werden. Der Antragsteller erklärte darauf, er habe geglaubt, er sei in einer Versammlung, in der „Freiheit des Worts“ herrsche; wenn er gewußt hätte, daß dem nicht so sei, hätte er überhaupt nicht geredet, und nehme seine Worte zurück. Das sozialistische Komitee bemerkte mit Schrecken, daß sich eine starke Reaktion zu regen begann. Die meisten Anwesenden verließen erbittert die Versammlung.

Von Tag zu Tage wurde nun das Eintreffen des Militärs mit nervöser Spannung erwartet. Eine Kommission, bestehend aus einem Deutschen, A. Adolphi, einem Juden, Herzenberg, und einem Letten, Taube, wurde gewählt, um dem Militär entgegenzuziehen und Abwendung eines Bombardements zu erwirken. Die kleinen Leute, besonders die Juden, flüchteten in Scharen aus der Stadt. Gerüchtweise verlautete, die Revolutionäre hätten sich bei Rönönen (auf dem Wege nach Stenden) und bei Wilgahlen (auf dem Wege nach Hasenpöth) verschanzt, um dem anrückenden Militär eine Schlacht zu liefern. Als nun in den nächsten Tagen keine bestimmteren Nachrichten eintrafen, wurde die Stimmung immer ratloser. Auf dem Markte wurde laut von einer bevorstehenden Deutschenhege geredet. Die umliegenden Güter wurden von herumziehenden Revolutionären geplündert. — In Dexten gelang es der Energie einer Dame, das Silberzeug vor den Revolutionären zu retten. Grauduppen wurde binnen 24 Stunden von vier verschiedenen Haufen heimgesucht. Der Besitzer, Baron Nahden, wurde gezwungen, persönlich Provorräte herbeizuschleppen, Weine einzuschicken, seine Garderobe zur Verfügung zu stellen. Als er den Versuch machte, sich mit seiner Familie in die obere Etage zurückzuziehen und die Tür zu verschließen, wurde diese eingetreten und er und seine Gemahlin unter Insulten die Treppe hinuntergestoßen. Die Kinder wurden vor der rohen Menge nur dadurch gerettet, daß sich die Schwester des Besitzers den Leuten entgegenwarf und erklärte, man möge sie ermorden, aber ins Kinderzimmer werde sie niemand hereinlassen. Nach diesen Erfahrungen flüchtete Baron Nahden nach Goldingen.

Am 10. Dezember erschien eine Bande von ca. 10 Revolutionären, die von Grauduppen hergekommen war, morgens vor 8 Uhr' beim Hause des ehem. Stadthaupts Arnim Adolphi. Als dieser, herausgeflingelt, in der Tür erschien, teilte der

Mitteilung an die Leser.

Im letzten Hefte der „Baltischen Monatschrift“ 7/8 vom Juli/August sind in der Revolutionschronik die Seiten 171—176 zu kassieren, weil hier während der Abwesenheit des Redakteurs beim Umbrechen des Schriftzuges leider ein Teil des Textes im Versehen ausgefallen ist.

An ihrer Stelle sind die diesem Hefte beigegebenen, nochmals gedruckten Seiten 171—176 einzufügen.

Die Redaktion.

Sprecher des Hausens mit, soeben seien Soldaten eingetroffen. Adolphi erwiderte, das sei ja schön, daß sie endlich gekommen seien. — Darauf ließen sie die Maske fallen und meinten höhnisch, er solle sich nicht zu früh freuen, die Sozialisten hätten sich auf allen Wegen verschauzt, um die Truppen gebührend zu empfangen. Jetzt werde er arretiert werden. Damit begannen sie ihn die Treppe herunterzuzerren, wobei sie ihn mit Flintenkolben stark auf den Rücken schlugen. Adolphi begann nun um Hilfe zu rufen. Seine Frau stürzte herbei, um ihn den Händen seiner Peiniger zu entreißen. Sie wurde zurückgestoßen, er zur Haustür hinausgezerrt und an den gegenüberliegenden Zaun des Stadtgartens gestellt. Darauf verfehten sie ihm 2 Bajonettstiche, in den Rücken und den Unterleib. Er setzte sich zur Wehr und ergriff das Bajonett. Darauf schoß ihm einer der Unmenschen eine Kugel in Hals und Lunge. Nun ließen sie ihn in seinem Blute auf der Straße liegen und zerstreuten sich.

Gleichzeitig, etwa 20 Min. vor 8 Uhr, zog ein andrer Teil zu der Wohnung des Bristaws Busch neben dem deutschen Pastorat und versuchte die Tür einzustoßen. Die untere Füllung der Tür zerbrach. Sie feuerten 10—12 Flintenschüsse in der Richtung auf des Bristaws Schlafzimmer ab, durch welche Türen und Holzwände völlig durchlöchert wurden. Der Bristaw und 2 andere Personen, unter ihnen ein Revieraufseher, die zufälligerweise ebenfalls dort schliefen, erwiderten die Schüsse so energisch, daß die Revolutionäre betreten wurden. Auch begannen sich Menschen zu versammeln. In diesem Moment müssen die Leute eine Nachricht bekommen haben, die sie beunruhigte, denn sie zerstreuten sich schleunigst nach allen Richtungen.

Zwanzig Minuten darauf sprengten ca. 250 Dragoner unter der Führung des Rittmeisters M. aus Hasenpoth in voller Karriere durch die große Mühlenstraße in die Stadt. Um die Revolutionäre zu überraschen, hatte der Kreischefgehilfe Broederich die Eskadron auf Umwegen von Hasenpoth nach Goldingen geführt. Bei Virginahlon hatte ein Haufe von einigen 100 Mann gelagert, der umgangen wurde. Offenbar war keine Nachricht vom Anmarsch der Truppen nach Goldingen gedrungen, denn das revolutionäre Komitee tagte ahnungslos auf dem Rathause. Auf dem großen Markt angelangt, ließ Herr Broederich augenblicklich absteigen und kommandierte zum Sturm aufs Rathaus. Mit gefälltem Bajonett drangen die Dragoner in die Tür. Die Seitenstraßen waren besetzt. Doch an der Hinterwand des Rathauses fließt der Alexbach hin und schlängelt sich zwischen hohen, dichtgereihten, meist fensterlosen

Häusern hin. In demselben Augenblick, wo die Dragoner ins Rathhaus eindrangen, sprangen die überraschten Revolutionäre aus dem Fenster in den leichten Bach und flüchteten, von den Hausmauern geschützt, bis zur nächsten Brücke, wo sie das Weite suchten.

Die Stadt atmete erleichtert auf. Um Mittagszeit versammelten sich die Hausbesitzer. Doch wer beschreibt das Entsetzen der Bevölkerung, als der Kreischefgehilfe ihnen eröffnete, der Generalgouverneur habe den Befehl erteilt, nur die Rentekasse in Sicherheit zu bringen und spätestens am nächsten Tage die Stadt zu verlassen. Damit war man wehrlos der Rache der Revolutionäre preisgegeben. Eine wilde Panik bemächtigte sich der Bevölkerung; es ertönte der Ruf: „Kette sich, wer kann!“ Jeder suchte sich für den nächsten Tag Fuhrwerk zu sichern, um unter dem Schutz der Dragoner die Stadt zu verlassen. Bald waren alle Equipagen völlig vergriffen. Man versuchte zu verhandeln. Herr Broederich erklärte aber, es sei ihm ganz unmöglich, ohne Gegenbefehl länger als bis zum nächsten Morgen 9 Uhr zu bleiben. Der Versuch, telegraphisch um Abänderung des Befehls zu bitten, scheiterte, da kein Telegraphist bei dieser ungewissen Lage es wagte, ein solches Telegramm zu befördern. Eine Estafette war nicht aufzutreiben. Wer nicht fort konnte, mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, am nächsten Tage aller Willkür preisgegeben zu sein. Frau Adolphi glückte es für ihren im Sterben liegenden Mann einen Leiterwagen aufzutreiben. Es wurde erzählt, die Revolutionäre seien entschlossen ihn wieder aufzusuchen und ihm auf dem Sterbelager den Rest zu geben.

Die Nacht nahte in unruhiger Erwartung eines Angriffs der in den Wäldern lagernden oder in der Stadt versteckten Banden. Der Kreischefgehilfe Br. erklärte, wenn ein Schuß aus einem Hause auf seine Dragoner abgefeuert werde, so werde er sich genötigt sehen, es zum abschreckenden Beispiel in Brand zu stecken. Die Bevölkerung möge also für die Sicherheit seiner Leute Sorge tragen. Abends wurde daher ein freiwilliger Patrouillendienst organisiert, an dem sich alle, Deutsche, Letten und Juden, Studierende, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter beteiligten. Einer dieser Patrouillen gelang es auch zwei Spione zu verhaften, die von einem in Wormen lagernden Haufen abgesandt waren, um die Stärke der Garnison zu erkunden und wegen eines Ueberfalls Verabredung zu treffen. Sie hatten die Patrouille für Gefinnungsgeossen gehalten und sich verplappert.

Endlich brach der 11. Dezember an. Um 9 Uhr morgens versammelten sich in langen Reihen die Equipagen

der Flüchtlinge, im ganzen etwa 50. Da kam die Nachricht, daß es jetzt möglich sei zu telegraphieren, in Hasenpoth werden Telegramme entgegengenommen. Nun baten die Zurückbleibenden Herrn Broederich, den Aufbruch um ein paar Stunden zu verzögern. Angesichts der verzweifelten Stimmung erklärte er sich dazu bereit. Nun wurden Telegramme abgeschickt, die in den dringendsten Ausdrücken abgefaßt waren. Wieder trat eine Verzögerung ein: der Telegraphist in Hasenpoth erklärte, die Telegramme nicht in die Stadt befördern zu können, da er allein im Gebäude sei. In atemloser Spannung wartete man. Um 12 Uhr erklärte der Kreischefgehilfe, nicht länger zögern zu können, und brach auf. Es war Sonntag, eine Menge Bauern waren in die Stadt gekommen und begleiteten den Zug mit drohenden Blicken. Unter der Menge war das Gerücht verbreitet worden, die „Deutschen“ hätten die Rentekasse gestohlen und die armen Leute würden ihre Sparkasseneinlagen nie wiederbekommen. Jede Lüge fand Glauben.

Zu derselben Zeit, wo die Dragoner auf der Libauschen Straße hinausjogen, kamen durch die Windausche Straße die in die Wälder entflohenen Revolutionäre wieder herein. Der Markt füllte sich mit einer drohenden Menge. Schon äußerten sich einige Stimmen, jetzt müsse man alle Deutschen totschiessen. Eine Bande zog zum Kreischef und verlangte die sofortige Freilassung der verhafteten Spione. Die Forderung wurde erfüllt. Da traf ein Telegramm ein, die Dragoner möchten bis 3 Uhr auf Antwort warten. Sofort wurde ein reitender Bote abgesandt, um sie zurückzuholen. Er holte sie 7 Werst von Goldingen ein. Der Zug machte sofort Kehrt. Ein Teil der Flüchtlinge versuchte in Begleitung von ca. 15 Dragonern die Reise fortzusetzen. Doch schon 3 Werst weiter bemerkte ein Herr, der dem Zuge um einige hundert Schritte vorausritt, im Walde Bewaffnete, die Signale wechselten, sprengte zurück und befahl schleunigste Umkehr. Verfolgt wurden sie nicht weiter.

Als der Vortrab der Dragoner unter Gesang um 2 Uhr in die Stadt einritt, hatte sich eben vor dem Rathause ein Meeting versammelt und wieder schickten die Revolutionäre sich an, vom Balkon aus Reden an das Volk zu halten. Wieder stoben sie jählings auseinander. Weißbärtige Männer, darunter viele Letten, weinten vor Freude, als sie die Dragoner zurückkehren sahen. Doch zunächst war nur ein kleiner Aufschub gewonnen. Offenbar wagte der Hasenpoth'sche Rayonchef nicht auf eigenen Kopf zu handeln und hatte bei dem Generalgouverneur anfragen wollen. Endlich um $1\frac{1}{2}$ Uhr traf aus Hasenpoth der telegraphische Bescheid ein, die Dragoner

möchten zunächst bis zum 14. in Goldingen bleiben. Nun erst wagte man erleichtert, wenn auch nicht ganz beruhigt, aufzuatmen. Es gingen Gerüchte von neuen Todesurteilen, die das revolutionäre Komitee gefällt habe, und wie sicher war man doch, daß sich die Situation vom 11. Dezember nicht wiederholen werde.

Diese Befürchtungen sollten Recht behalten. Schon die Stimmung des Pöbels war eine völlig andere geworden. Die Behauptung fand Glauben, daß die Dragoner nur aus Furcht vor den den Weg sperrenden Revolutionären umgekehrt seien. So sammelte sich noch am selben Tage abends vor dem Vereinshause eine Menschenmenge, die mit Dreistigkeit vom Rittmeister die Auslieferung des Revieraufsehers forderte, der sich während des Ueberfalls auf den Prißtau Busch mit diesem zusammen gegen die Mordgesellen verteidigt hatte und nach seiner Befreiung durch das Militär in begreiflicher Erbitterung gegen ein bekanntes Mitglied des sozialistischen Komitees tödlich geworden war. Erst auf den Ruf: „Dragoner kommen“ stob die Menge auseinander.

Inzwischen gingen die Güter in der Umgegend in Flammen auf: am 12. Dezember brannte Zwanden nieder, gleichzeitig versammelten sich die Bauern der ganzen Gegend zur Plünderung Schloß Edwahlens, das am 13. Dezember in Brand gesteckt wurde. — Jede Nacht patrouillierten wieder Freiwillige in der Stadt, fast jede Nacht kam verdächtiges Gesindel herein, das entwaffnet, aber nicht verhaftet wurde, da die Fortdauer einigermaßen gesicherter Zustände mehr als fraglich war. Der Rittmeister A. verhaftete in der Libauschen Straße persönlich zwei Mitglieder des revolutionären Komitees; der blutdürstigste unter den Rednern der Partei ging indeß völlig frei umher.

Inzwischen bot die Stadt alles auf, um ein abermaliges Abrücken des Militärs zu verhindern. Mit Gefahr ihres Lebens begaben sich freiwillige Deputierte nach Libau. Aber alle Vorstellungen an die militärischen Autoritäten blieben wirkungslos. Vergeblich hob man hervor, daß sogar vom rein finanziellen Standpunkt aus es ein Wahnsinn sei, ein paar Tausend Rubel, die noch in der Kasse vorhanden wären, höher einzuschätzen, als Leben und Eigentum von 10,000 Steuerzahlern. Vergeblich wies man darauf hin, daß die Regierung eine ungeheure Verantwortung auf sich lade, wenn sie die schuldlose loyale Bevölkerung nun der Rache des revolutionären Gesindels preisgebe. Der Kommandant von Libau blieb unerbittlich: Generalgouverneur Böckmann habe es einmal so befohlen; auch dürfe er die Dragoner nicht gefährden, ihre

Zahl sei zu gering, Goldingen und Hasenpoth müßten preisgegeben, doch würden sie später wieder erobert werden. Und wieder vergeblich suchte man ihn zu überzeugen: den Dragonern drohe keine Gefahr und die ca. 200 Dragoner müßten genügen, die Stadt gegen die Banden vom Lande zu verteidigen. Ziehe man dagegen ab, so werde die Stadt natürlich sich mit Barrikaden bedecken und unter weit größeren Opfern „wiedererobert“ werden müssen. Es blieb alles vergeblich. Am 14. Dezember traf das Telegramm ein, das den Abzug der Dragoner auf den folgenden Morgen festsetzte. Wieder begann der Kampf um die Wagen; für ein Fuhrwerk bis Hasenpoth wurden bis 30 Rbl. gezahlt. Die Zurückbleibenden sahen sich wieder der Macht der Revolutionäre preisgegeben, die noch durch die Verhaftung der zwei Komiteeglieder, welche nach Hasenpoth mitgenommen wurden, noch erbitterter geworden waren. Um die Mittagszeit zogen Dragoner und Flüchtlinge ab — mit der geretteten Rentekasse, in der noch 4000 Rbl. gewesen sein sollen. —

Gleich am folgenden Tage, 15. Dezember, wurde in der Stadt wieder ein revolutionäres Meeting von ca. 1000 Personen abgehalten, die dann eine große Menge Pferde requirierten und nach Hasenpoth abzogen. (Ueber die dortigen Ereignisse vgl. zum 16./17. Dez. unter Hasenpoth.) Nach dem Bericht eines Augenzeugen, „Düna Btg.“ 1905 Nr. 276 vom 20. Dez. — Die Befürchtungen des Augenzeugen trafen nicht ein. Etwa eine Woche später war Goldingen wieder militärisch besetzt. Vgl. w. u.

Ende November. Riga. Der Ende November in Riga tagende Livländische Landtag sandte am 25. Nov. an Se. Maj. den Kaiser, sowie an den Ministerpräsidenten Grafen Witte Telegramme, in denen um Wiederaufhebung des Kriegszustandes „als einer ungeeigneten und die allgemeine Sicherheit noch mehr gefährdenden Maßregel“ gebeten wurde. (Zu einer erfolgreichen Durchführung des Kriegszustandes fehlten damals in der ganzen Provinz wie in Riga selbst die notwendigsten Machtmittel.)

Zugleich beschloß der Landtag, am 24. November, der Staatsregierung in einer besonderen Denkschrift die Lage des Landes darzulegen.

Denkschrift der Livländischen Ritterschaft:

„Die revolutionäre Bewegung, die das Russische Reich dem Zustande voller Anarchie entgegentreibt, hat auch im Liv-

ländischen Gouvernement ein Stadium erreicht, das in kurzer Frist zu allgemeinem Bürgerkrieg führen muß. Schon heute befindet sich ein großer Teil der Landbevölkerung in offenem Aufstande, täglich und allwärts werden Menschenleben und Eigentum ungestraft vernichtet, Handel und Wandel sind vollkommen ins Stocken geraten, unermessliche Werte an Nationalvermögen fallen den Brandstiftungen und der Zerstörungswut der erregten Massen zum Opfer, Recht und Gesetz sind ein toter Buchstabe geworden, und die rohe Gewalt plündernder Banden beherrscht das Land und die schutzlos preisgegebene Bevölkerung.

Es ist viel, aber noch nicht Alles verloren; noch ist es möglich, dem selbstmörderischen Treiben Einhalt zu tun und die unerseßlichen Verluste an sittlichen und wirtschaftlichen Werten hintanzuhalten, — noch ist namentlich der Wohlstand des besitzlichen Bauerstandes ungebrochen, aber in kurzer Zeit wird das Zerstörungswerk auch hierin unaufhaltsam fortschreiten und damit das ganze Land auf Jahrzehnte hinaus ruiniert haben.

Unter solchen Umständen hält die Fiolländische Ritterschaft es für ihre Pflicht, die Staatsregierung in letzter Stunde noch einmal auf denjenigen Weg aufmerksam zu machen, welcher allein die Gewähr dafür bietet, das im Zustande schwerer und tödlicher Krankheit befindliche Land wieder der Genesung zuzuführen.

Die großen Reformen, die für das ganze Reich versprochen und angebahnt worden sind, enthalten segensreiche Keime und werden auch von der Fiolländischen Ritterschaft als Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung hochgeschätzt. Was die oberste Staatsgewalt in großen und allgemeinen Zügen gewährt hat, bedarf aber eines ruhigen und sorgfältigen Aufbaus von unten auf, wenn nicht das Reformwerk wurzellos bleiben und in der Luft schweben soll.

Da die Fiolländische Ritterschaft seit vielen Jahrhunderten die Ehre hat, für die Entwicklung der Kultur des Landes arbeiten zu dürfen und hiermit eine eingehende Kenntnis der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse der Provinz gewonnen hat, so glaubt sie das Recht zu einem maßgebenden Urteil darüber zu besitzen, welches die Lebensbedingungen für diese Kultur, für den sittlichen und materiellen Wohlstand der Provinz sind.

Schon seit mehr als zwei Jahrzehnten hat die Ritterschaft die Unausbleiblichkeit einer immer mehr um sich greifenden Zerrüttung des Landes vorausgesehen und daher der Staatsregierung immer dringendere Vorstellungen gemacht. Hätte man diesen wiederholten Eingaben Gehör geschenkt und dem-

gemäß Gehalt getan einer Politik, die das kulturelle und wirtschaftliche Leben in allen seinen Zweigen unterband und dem Lande fremdartige Formen aufzwängte, deren Last für die ganze Bevölkerung unerträglich werden mußte, so wäre der Eintritt von solchen Zuständen der Zersetzung, wie sie heute zutage treten, nicht möglich gewesen. Von der irrtümlichen Voraussetzung ausgehend, daß die auf Erhaltung der Landeseigenart in Konfession, Nationalität und Rechtsleben gerichteten Bestrebungen im Lande den Reichsinteressen feindlich seien, erachtete man es für zweckmäßig, den Einfluß der Ritterschaft, der Kommunalverwaltungen und der lutherischen Geistlichkeit herabzudrücken oder ganz zu beseitigen und alle gegen die historisch entwickelte Kultur und die Autorität der bisherigen Ordnung zutage tretenden Tendenzen zu unterstützen. Während dem nationalen Chauvinismus, der zersetzenden Propaganda und der Entkirchlichung keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt wurden, sofern sie ihre Spitze gegen die lutherische Konfession und die deutsche Bevölkerung richteten, wurde gleichzeitig das natürliche und berechnigte Streben des Volkes nach kommunaler Selbstverwaltung und nationaler Volkserziehung niedergehalten. Bis in die Mitte der achtziger Jahre fand die Geschäftsführung der Justiz und Polizei in den Landessprachen statt, desgleichen in den Kommunalverwaltungen, war die Unterrichtssprache der Schulen, namentlich auch der Volksschule, national, gab es eine Universität Dorpat, ein Polytechnikum zu Riga, die westeuropäische Kultur dem Lande und dem Reiche vermittelten. Durch die auf allen diesen Gebieten einsetzenden Umformungen sind dem Lande wie dem Reiche tiefe Schäden zugefügt worden. Die bisher der Ritterschaft obliegende Bewählung der Justiz- und Polizeiamter wurde dieser genommen, aber nicht etwa nunmehr auf einen durch Hinzuziehung der übrigen Bevölkerungselemente erweiterten Wahlkörper, sondern auf die bürokratischen Zentralorgane übertragen, bei gleichzeitiger Einführung einer ausschließlich russischen Geschäftsführung. — Fand diese Maßregel auch den Beifall derjenigen Elemente, welche der Ritterschaft feindlich gesinnt waren, so mußte sie doch vom Volke, das der russischen Sprache nur zu einem kleinen Teil mächtig ist, schwer empfunden werden. Den Kommunalverwaltungen, die Gemeindeinstitutionen nicht ausgeschlossen, wurde die russische Geschäftssprache aufgezwungen und fast jede Selbständigkeit genommen; Universität und Polytechnikum wurden die bisherige deutsche Lehrsprache genommen, nicht aber um den zutage getretenen Wünschen nach einer Erweiterung durch lettische und estnische Lehrstühle, sondern um einer vollständigen Russifizierung Platz zu machen. Das ganze Mittel- und Volks-

schulwesen verfiel dem gleichen Schicksal. Die Verwaltung der Volksschule, bisher Obliegenheit der kirchlichen Kommunen, der geistlichen Institutionen und der Ritterschaft, wurde der staatlichen Bureaukratie zugewiesen. Die bisherige bewährte, aus Vertretern der Landgemeinden, der Ritterschaft und der Geistlichkeit zusammengesetzte Leitung der Volksschule wurde dadurch beiseite geschoben und durch einen Apparat ersetzt, dessen einzige Aufgabe in der Russifizierung bestand.

Welche schweren Schäden alle diese Maßregeln dem Lande zugefügt haben, welche Verluste an Rechtsbewußtsein, Bildung und Gesittung entstanden sind, das tritt jetzt mit erschreckender Deutlichkeit hervor. Es wäre ein Irrtum, wenn man die von Außen ins Land getragene sozialdemokratische Bewegung als innerliche Ursache der Zerrüttung ansehen wollte. Die heute im Volke ausgebrochene Verwirrung aller Begriffe von Religion, Recht, Pflicht ist vielmehr eine natürliche Folge der bereits seit Jahrzehnten wirksamen Verwahrlosung. Auf solchem Boden mußte jede Agitation die Leidenschaften zum Aufflammen bringen, sobald der äußere Druck der Staatsordnung erlahmte.

Die Livländische Ritterschaft ist sich dessen wohl bewußt, daß gegen sie von allen Seiten die Anschuldigung erhoben wird, als habe sie an überlebten Prinzipien festgehalten, deren Ausübung das Land schädigten. Daß solche Vorwürfe von böswilligen oder durch Unkenntnis verleiteten Volksagitatoren benutzt werden, kann niemand wunder nehmen. Daß man aber auch bei anderen Personen, wie namentlich bei vielen Staatsbeamten, einem derartigen Vorurteil begegnet, beweist, wie wenig man es der Mühe wert gehalten hat, die tatsächlichen Verhältnisse kennen zu lernen.

Die Vorrechte der Ritterschaft bestehen nur in dem Recht und der Pflicht der Provinzialvertretung gegenüber der Staatsregierung. Bereits im J. 1870 hat die Ritterschaft die Landbevölkerung zur Kommunalverwaltung der Kirchspiele herangezogen; den diesbezüglichen Vorschlägen der Ritterschaft wurde die Bestätigung seitens der Staatsregierung zuteil. 14 Jahre später beschloß die Ritterschaft eine solche Teilnahme auch für die Kreisverwaltung ins Leben zu rufen. Diese Vorschläge der Ritterschaft wurden jedoch einer Prüfung seitens der Regierung nicht gewürdigt. Die Ablehnung der Kenntnisnahme erfolgte aber nicht etwa deshalb, weil man von der Ritterschaft von vornherein unannehmbare konservative Projekte voraussetzte, sondern weil die Absicht einer vollkommenen Bureaukratisierung der Provinzialverwaltung vorlag, eine Maßnahme, die wie oben dargelegt, auf den meisten Gebieten des provinziellen Lebens tatsächlich zur Ausführung gelangte.

Nachdem im verfloffenen Jahr die Möglichkeit für die Einbringung von Reformvorschlägen wieder gegeben war, hat die Ritterschaft auf Grund eingehender, meist schon längst vorbereiteter Bearbeitung ein Projekt vorgestellt, nach welchem die Provinzialverwaltung aus den Händen des ritterschaftlichen Landtages einem durch den Grundbesitz und die übrigen Steuerzahler repräsentierten Kommunalkörper zu überweisen wäre. — Nennenswerte persönliche Vorrechte besitzt der Adel in Livland bereits seit vierzig Jahren nicht mehr. Die in Livland noch existierenden, von Personen, welche die provinziellen Gesetze nicht kennen, dem Adel und der Ritterschaft zugeschriebenen Privilegien sind Vorrechte der Rittergutsbesitzer, abgesehen von der Standeszugehörigkeit derselben. Aber an der Erhaltung auch dieser Privilegien hat die Ritterschaft als solche kein Interesse, sofern nur ihre Aufhebung ohne Schädigung der Landesproduktivität und ohne Verletzung von Privatverträgen erfolgte.

So sieht es denn die Ritterschaft nicht als ihre Aufgabe an, Standesrechte zu verteidigen, wohl aber hält sie es für ihre Pflicht, die Geltung von Recht und Ordnung im ganzen Lande nach Kräften zu unterstützen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Grundstock der Landbevölkerung sich nur widerwillig und durch Terror gezwungen in den Strudel des wahnwitzigen Treibens fortreißen läßt. Die Nichtachtung und Zerstörung von Eigentum, die Mordanschläge auf diejenigen, welche Recht und Ordnung treu bleiben, die Schändung der Gotteshäuser erregen das Entsetzen der Mehrzahl.

Die Livländische Ritterschaft wird es sich nicht nehmen lassen, auch das schwerste Schicksal des Landes zu teilen; sie wird ihrer historischen Kulturaufgabe bis zuletzt treu bleiben.

Um so dringender aber richtet die Ritterschaft noch in letzter Stunde an die Staatsregierung die Bitte, der Bevölkerung des Landes ohne Unterschied der Nationalität Raum für eine gesunde Entwicklung zu gewähren. Der aufständische Teil der Bevölkerung verfährt unbehindert, ja autonom, der staatsstreue jedoch leidet nach wie vor unter dem Druck des fremden Beamtentums, der Russifizierung und einer jeden Lebensentwicklung hemmenden Bevormundung. Unter den Forderungen der revolutionären Elemente gibt es eine nicht geringe Anzahl durchaus gerechtfertigter Wünsche, deren Nichtbefriedigung auch von den loyalsten Landeseinwohnern seit Jahrzehnten schwer getragen wird.

Es kann niemand Wunder nehmen, wenn eine Bevölkerung nicht in vollkommene Verwirrung geraten sollte, wo sie sieht, daß nicht nur das Schlechte, sondern auch das Gute nur von

den Revolutionären kommt. Besetzung der Polizei und Justizämter mit Landeseingesessenen, die der Landessprachen kundig sind, Aufhebung des Sprachenzwanges in Polizei, Justiz und Verwaltung, Einführung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den Schulen, namentlich auch in den Volksschulen, Aufhebung der bürokratischen Bevormundung der Kommunalverwaltungen, — alles dieses sind nicht nur berechtigte Wünsche, sondern geradezu Lebensbedingungen der Kultur.

Würde die Staatsregierung diese Lebensbedingungen herstellen, so würde der wohlgesinnte Teil der Landesbevölkerung wieder Kraft gewinnen, um der Anarchie einen Widerstand entgegenzusetzen. Ein solches Verhalten der Regierung könnte aber in dem gegenwärtigen Stadium, wo die Zersetzung des sozialen Gewissens mit jedem Tage weiter um sich greift, nur dann Erfolg haben, wenn es ungesäumt zur Tat würde, denn die Staatsautorität ist bereits so weit verloren gegangen, daß die Bevölkerung von ihr nicht nur nichts fürchtet, sondern auch nichts mehr erhofft. Wenn die Hoffnung der Bevölkerung sich von der Revolution abwenden und wieder der Regierung zuwenden soll, so müssen die Lebensbedingungen der Landeswohlfaht eine sofortige Verwirklichung erfahren.

So groß das Interesse der baltischen Bevölkerung auch für die politische Verfassung des Reiches ist, so tritt dasselbe doch zurück gegenüber der Notwendigkeit einer sofortigen Abstellung der schreienden Notstände im Lande.

Ein durchaus konkretes und brennendes Interesse haben hier alle Fragen der provinziellen und kommunalen Verwaltung, des gesamten Schulwesens, der Justiz- und Polizeiorganisation, der Verteilung der provinziellen und kommunalen Steuern, der Gemeindeverfassung u. a.; alles Fragen, deren Regelung von der Reichsverfassung unabhängig ist und durch eingehendste Bearbeitung schon lange vorbereitet ist. Wenn die provinzielle Spitze der Staatsgewalt mit der Kompetenz ausgestattet würde, hierin das Notwendige sofort wahrzunehmen, so würde damit der einzige Weg beschritten werden, der zu einer Gesundung der provinziellen Verhältnisse führen kann. Es kommt dabei nicht darauf an, ob die in dieser Weise getroffenen Einrichtungen formell als unabänderlich bleibende oder als zeitweilige Verordnungen anzusehen sind, sondern vielmehr darauf, daß sie unverzüglich in Wirksamkeit treten und dem tatsächlichen lokalen Bedürfnis entsprechen.

Um in dieser Beziehung das Erforderliche wahrzunehmen, ist eine gemeinsame Wirksamkeit der provinziellen Regierungsgewalt mit den Vertretern der Bevölkerung notwendig. Daher wäre ein Provinzialrat zu errichten, der seine zur Rege-

lung der provinziellen Bedürfnisse gefaßten Beschlüsse dem Vertreter der Staatsautorität zur Bestätigung vorzustellen hätte.

Da es der Dringlichkeit wegen nicht möglich ist, besondere Wahlkörper für diesen Provinzialrat zu schaffen, so hätten die bisherigen Kommunalinstitutionen, d. h. die Versammlungen der Rittergutsbesitzer, die städtischen Kommunen und die Landgemeinden die Wahlen zu vollziehen.

Die näheren Bestimmungen hierüber müßten der Entscheidung der obersten provinziellen Regierungsinstanz überlassen werden, da andernfalls die Gefahr vorliegt, daß auch die besten Intentionen durch Verzögerung illusorisch werden.

Auf solchem Wege könnten alle Elemente, denen die Landeswohlfahrt am Herzen liegt, zu fruchtbringender Tätigkeit vereinigt werden.

Durch den soeben von der Staatsregierung beschlossenen Kriegszustand kann eine Heilung der inneren Schäden des Landes nicht erwartet werden.

Die Ritterschaft glaubt daher, daß von dieser Maßregel Abstand genommen werden müßte.

Die Vinländische Ritterschaft kann sehr wohl die schwierige Lage der Regierung verstehen. Um so dringender aber bittet sie um schnelle Ergreifung der oben gekennzeichneten Maßregeln, deren Anwendung auch ohne physische Machtmittel möglich ist und einer freilich langsamen, aber doch sicheren Genesung Raum geben würde.

Im Streben nach der Erhaltung und Entwicklung der kulturellen Eigenschaften, fühlt die Ritterschaft sich einig mit allen Bewohnern des Landes, denen an Achtung vor Religion und Recht, an Bildung und Gefittung gelegen ist.

Wenn jedoch die Staatsregierung die aufbauende Arbeit dieser Elemente unterbunden haben wollte, so würde sie den Untergang eines Landes fördern, das stets ein wertvolles Glied des großen Reiches gewesen ist."

Nov. Dez. Die Revolution im Rußischen.

Ihre Erlebnisse während der Revolutionstage erzählt in anschaulicher Weise die Gattin des Verwalters von Naußiken (Rip. Süd-Rußen) in der „Nordlivil. Ztg.“ (1906 Nr. 48–51). Die Chronik entnimmt daraus folgende Schilderungen:

Ende Oktober sahen sich die Gutsbesitzer der Umgegend genötigt, sich auf dem Gute Hänselshof zu konzentrieren. Die Meetings fanden immer häufiger statt und die Aufregung stieg. Aus nächster Nähe, berichtet die Erzählerin, haben wir alle Vorgänge beobachten können, denn sowohl der Krug als auch das Gemeindehaus sind nur wenige Minuten vom Hof entfernt.

Der Gemeindeälteste wurde abgesetzt, eine neue Gemeindeverwaltung eingesetzt und mit fieberhafter Eile sollte die neue Ordnung der Dinge in Gang gebracht werden. Der Gemeindefreiber Baltin und sein 19jähriger Bruder, tüchtige Schwaneburgische Kräfte, waren die hervorragendsten Vertreter der illegalen Verwaltung. In den Flecken Hujen durften wir uns auch nicht mehr wagen, wollte man nicht Gefahr laufen, angehalten zu werden; beschimpft wurde man gewiß. Allenthalben hörte man revolutionäre Lieder singen; kleine Kinder, die vielleicht das Vaterunser nicht kannten, sangen es gewiß in entstellter Form; Kirche und Pastoren wurden in greulichen Bildern karikiert; die Herrschaften keines Grusses mehr gewürdigt. Eines Abends hatten sich verschiedene Rorden, Stellungen zc. in ihrem Speisezimmer am anderen Ende unseres Hauses versammelt und stimmten aus vollen Kehlen ein revolutionäres Lied an. Als mein Mann davon erfuhr, erhielten die Sänger den strengsten Verweis, haben es auch nachher nicht mehr gewagt, im Hause solche Lieder anzustimmen. Dann wurden die Krüge, Monopolbuden und die im vollsten Betriebe befindliche Brauerei vom Exekutivkomitee geschlossen.

Der Bahnstreik war inzwischen beendet, furchtbare Gerüchte aus der Welt gelangten zu uns. Den Meetings vom 13. und 20. Nov. nach zu urteilen schien ein Ueberfall auf Hünfelshof auch nicht ausgeschlossen. Hier wurde daher erwogen, die Damen und Kinder ins Ausland zu schicken; wenige Tage darauf wurde es zur zwingenden Notwendigkeit. Am 22. Nov. brachte H. v. Grote-Carolen, der seinen kleinen Sohn aus Hünfelshof abholen wollte, beunruhigende Nachrichten. Am nächsten Morgen rüstete man nun im Konzentrationslager von Hünfelshof zur Abreise. Ich eilte sofort dahin, um mein Kind nach Hause zu holen. Daß es hier nicht ganz sicher war, stand fest; ebenso aber waren wir uns sofort darüber einig, daß mein Mann das ihm anvertraute Gut nur im Augenblick der höchsten Gefahr verlassen könnte. Mit den Hofseuten standen wir uns so gut, daß wir persönlich von ihnen nichts zu fürchten hatten; ebenso wenig aber hatten wir in der Not von ihnen etwas zu erhoffen. Auch glaube ich nicht, daß wir sonst persönliche Feinde haben, denn während der ganzen Zeit sind wir oft spät in der Nacht, meist reitend, nach Hause gekommen.

Um 10 Uhr morgens des 24. November passierten die Flüchtlinge aus Hünfelshof Naukschen auf dem Wege zur Haltestelle, wo sie wenigstens hoffen konnten, unbehelligt abzureisen. Nach kurzem Abschied setzte sich der Zug in Bewegung, begleitet von dem ominösen Abschiedsgeschrei einer von Baltin jun. an-

geführten Bande. Solange der Zug in Sicht war, brüllten sie „Hurra!“ Nieder mit den Baronen!“ „Fahrt ins Vaterland!“ — Nur zwei Gutsbesitzer waren mit drei jungen Herren vom Selbstschutz in Hänselshof zurückgeblieben. In der Furcht, die Horden könnten einen Ueberfall wagen, beschloffen wir, bis zu ihrer Rückkehr für 2—3 Nächte nach Hänselshof zu gehen. Die Gefahr war um so größer, als alle guten Gewehre und eine Menge Munition dort geblieben war.

Am folgenden Tage, 25. Nov. in aller Frühe, ritten wir wieder zurück nach Naußchen. Nach einigen Stunden — es mochte gegen 1 Uhr sein — wurde ich ans Telephon gerufen, das bis dahin noch glücklicherweise in Ordnung war. Unser Hausgenosse, der in Hänselshof verblieben war, telephonierte: „Schloß Salzburg von einer großen Bande belagert, und da, wie man hört, die Absicht vorliegt, unsere Gegend auch aufzujuchen, so schlage Baron Krüdener-Ohlshof vor, zu fliehen. Es ist keine Zeit zu verlieren; kommen Sie mit, wir erwarten Sie; wir wollen zur Nacht hinüber nach Abbia, dort ist es noch ruhig.“ — Ein kurzer, schwerer Kampf: mein Mann steckte die Gutskasse zu sich, ich einige unserer persönlichen Wertsachen, die Pferde wurden wieder gefastet, die Satteltaschen mit Verbandzeug gepackt, ein Wagen mit 3 Pferden für die Kleine bespannt — und eben sollte es fortgehen, als sich im Hause ein gräßlicher Tumult erhob. Es hieß: „Die schwarze Esotnja kommt!“ Die Hausleute verlangten ihr Gehalt, rannten nach Pferden und wollten mit Sack und Pack abziehen.

Unterdessen wurde aus Hänselshof zur Eile gemahnt. So gut es ging beruhigten wir die Leute und wollten eben auf unsre Pferde steigen, als wir zu unsrem Schreck bemerkten, daß unser Weg versperrt war. Beim Gemeindemagazin, mitten im Hof belegen, war Versammlungstag, und gerade dieses Mal so vollzählig wie nie. Schon hörten wir wieder wüstes Gebrüll — also keine Zeit verlieren! Durch den Park, dann querfeldein ging es fort. Es war ein toller Ritt mit den Revolvern in der Hand, denn in einem Gehölz am Wege fielen einige Schüsse. Mein Mann hatte außerdem noch ein Pferd für unseren Cleven am Zügel und die Equipage für die Kleine mußte auf der Landstraße einen weiten Umweg machen. — Im übrigen gelangten wir unbehindert nach Hänselshof und kamen überein, bei einbrechender Dunkelheit zu fliehen. Aus Salzburg kamen die widersprechendsten, beunruhigendsten Nachrichten. Jetzt erst haben wir erfahren, daß die Lage noch viel ernster war, als sie uns damals erschien: die Sozialisten hatten sich auf der Durchflingelstation Osthof des Telephons bemächtigt,

Herrn v. Mensenkampfs Diener eingesperrt und bemühten sich uns irrezuführen.

Ein wehmütiges Bild, wie wir alle, auf unsere Pferde wartend, im Vorzimmer saßen: müde, abgehegt, nicht wissend, was schon die nächste Minute bringen werde, hatten wir uns auf dem kleinen Teil unsrer Habe niedergelassen, von der wir auch auf der Flucht nicht lassen wollten. Endlich kamen die Pferde und in den zweispännigen Troß wurden die Sachen geladen. In letzter Stunde hatten wir beschlossen, nicht nach Abbia zu gehen: der weite Weg in der Dunkelheit wäre vielleicht gewagt gewesen. Dort konnten wir aber auf keinen Fall bleiben und so entschieden wir uns, bis zum nächsten Morgen in Königshof zu bleiben. Mein Mann ließ sich nicht davon abbringen, den Umweg über Naußchen zu machen, um dort nachzusehen. Fast waren wir schon zum Hause hinaus, da telephonierte der Schmied aus Naußchen im Namen aller Leute und bat, wir sollten zurückkehren. Nun war mein Mann in seinem Vorhaben noch mehr bestärkt. Ohne ein Wort zu reden, legten wir drei den Weg zurück. Mein Mann begab sich zur Küchentür unsres Hauses, in der Hoffnung, vielleicht einen Stalljungen zu finden, der uns die Pferde abnehme und frische fattle. Ich ritt langsam zur Haustür weiter, gefolgt von unsrem Hausgenossen. Da bemerkte ich in der Dunkelheit, wie sich eine Gestalt von der Hausmauer löst und im Kontor verschwindet. Als ich hinzureite, steht eine ganze große Bande, nicht gerade in bescheidener Haltung, vor uns. Auf meine Frage, was sie alle hier zu suchen hätten, antworteten sie nur mit einem drohenden „Nun“. Da die Leute nur angetrunken, aber nicht bewaffnet waren, ließen wir uns weiter nicht einschüchtern, sondern forderten sie auf, unsre Pferde in Empfang zu nehmen. Ohne Widerstand leisteten sie Folge. Unterdessen kam auch mein Mann heran, der keinen Menschen gefunden hatte, und kaum hatten sie ihn erblickt, als der Sturm losbrach und sie ihn mit Vorwürfen überschütteten. Aus dem wüsten Geschrei war nur soviel zu entnehmen, daß die Leute ihre Forderungen stellen wollten. Die Bande war nicht fortzukriegen, aber zu Unterhandlungen auch nicht zurechnungsfähig; mein Mann ließ daher den Anführer Baktin ersuchen, sich ins Gutskontor zu bemühen, um im Namen der Leute ihre Wünsche vorzubringen. Baktin ließ antworten, er sei nur im Gemeindefaule zu sprechen, und sofort war die Forderung ausgegeben: „Auf, ins Gemeindefaule!“ Mein Mann wollte die Unterhandlungen bis zum nächsten Tage verschieben; davon aber wollten die Leute nichts wissen, und seine entschiedene Weigerung, um 11 Uhr nachts noch ins Gemeindefaule zu

gehen, rief einen furchtbaren Tumult hervor. Daß ich mich ins Mittel legte, half auch nichts — ich wurde mit Bitten bestürmt und mit der Versicherung, meinem Manne werde kein Leids geschehen, beruhigt. Meine direkte Einwilligung gab ich nicht und machte die Leute nur darauf aufmerksam, daß wenn sie ihn totschlagen, die Rache sie früher oder später erreichen würde. Sofort nahmen ihn die Kerle in ihre Mitte und mit Lärm und Geschrei zogen sie ab. Zur Ehre einiger Knechte sei es gesagt, daß sie sich an meines Mannes Seite begaben, denn der Ruf: „Schlagt ihn nieder!“ drang doch zu meinen Ohren.

In unsrer Abwesenheit hatte Baltin jun. in unsrer Wohnung geschaltet; er ordnete an, die Wohnung auszuräumen, weil am nächsten Tage dort ein Meeting stattfinden sollte. Baltin jun. war auch beim Magazin gewesen und hatte der Bande den Vorschlag gemacht, uns nachzusetzen und in den nahen Fluß zu werfen. Wir hatten aber gute Pferde — sie hätten uns kaum eingeholt.

Als mein Mann sich vor dem Gange ins Gemeindehaus von mir verabschiedete, flüsterte er mir zu: „Macht, daß Ihr fortkommt!“ Obwohl es bei uns ganz fest stand: Alle, oder keiner! begannen wir doch nach unsren Pferden zu sehen. Die Ställe waren verschlossen, kein Mensch auf dem Hofe zu sehen; alles war im Gemeindehause. Die treuherzige Wirtin versprach uns den Schlüssel vom Stallknecht zu holen, kam aber mit dem Bescheid zurück, wir würden von ausgestellten Wachen genau beobachtet; die Stallknecht hätte vom Exekutivkomitee strenge Weisung, meines Mannes Pferde unter keiner Bedingung zu satteln; mein Mann dürfe Raufschcn nicht verlassen, während es mir und dem Eleven freigestellt sei, zu gehen oder zu bleiben. — Wieder fand sich ein Retter in der Not da, wo wir ihn nicht vermuteten. Ein junger Rekrut, der sich trotz aller Bemühungen nicht zur festgesetzten Zeit zum Militärdienst stellen durfte, sattelte unsre Pferde, half sie uns im Gebüsch zu verstecken und hielt auch ein Pferd für meinen Mann in einem andern Versteck in Bereitschaft. Im Hause schien es uns nicht sicher — Gerüchte von Brandstiftungen waren mir zu Ohren gekommen. Stundenlang irrten wir in kalter, regnerischer Nacht unter den Bäumen umher, bis die Bande meinen Mann wieder nach Hause geleitete. Es schien, als ob die Kerle sich selbst etwas darauf zugute taten, daß sie meinem Manne nichts angetan hatten. An diesem Abend hatten sie keine Forderungen gestellt. Zuerst hatten sie meinem Manne vorgehalten, daß er das Gut nicht hätte verlassen dürfen; er als Verwalter hätte an einen solchen Schritt nie denken sollen.

Nachher hatten sie die Fehler aufgezählt, die er bisher in der Verwaltung gemacht hätte, und das, was sie in Bezug auf ihre Behandlung in Zukunft für sehr wünschenswert hielten. Schließlich wurde ihm mitgeteilt, er hätte am nächsten Tage um 10 Uhr zum Meeting im Gemeindehause zu erscheinen. Auf der Tagesordnung standen: Abstimmung über den Verwalter, ob er bleiben soll oder nicht, und Ueberreichung der Forderungen.

Nach wenigen Stunden der Ruhe sollte also der aufregende Spektakel von neuem losgehen. Von Personen, die die Meetings in Ruzen besucht hatten, hörten wir, daß dort bestimmt wurde: verlassen die Besitzer ihre Güter, so sollen sie Verwalter mit Vollmachten zurücklassen; die Güter, die ohne Verwalter bleiben oder wo der Verwalter keine Vollmacht hat, sollten gleich unter die Bürger der neuen Republik geteilt werden. Um die kritische Situation nicht noch zu verschärfen, hielt mein Mann es für das Beste, mit unserem Hausgenossen der Aufforderung Folge zu leisten.

Also wieder mit einer ernsten Rüge über den Fluchtversuch begann die Versammlung, dann wurde zur Abstimmung geschritten. Mein Mann erzählt, es wäre was Beispiellooses an wüstem Durcheinander, Für und Wider gewesen. Endlich hatte sich die Bande geeinigt: mein Mann sollte Verwalter bleiben, der Cleve sein Gehilfe sein; beide wurden auf Stühle gesetzt und unter Hurra aufgehoben. Die Kehlen waren ihnen wohl trocken geworden vom vielen Geschrei, und für ihre Heldentaten wollten sie nun Bier haben. Den ablehnenden Bescheid meines Mannes nahmen sie ganz still auf. Er berief sich darauf, daß sie selbst die Brauerei geschlossen hätten, sich in der Urkunde darauf berufend, wie furchtbar schädlich der Trunk sei. — Dann wurden die Forderungen der Hofs- und Landknechte überreicht, über deren Empfang quittiert werden mußte. Mit dem Plane meines Mannes, behufs näherer Besprechung zu Herrn v. Grote nach Riga zu fahren, waren die Leute sehr einverstanden; als ihnen jedoch erklärt wurde, daß ein unbedingter Erfolg dieser Reise nicht vorherzusehen wäre, erhob sich wieder ein Tumult. Mein Mann machte die Versammlung auch darauf aufmerksam, daß eine Lösung des Verhältnisses zwischen ihm und Herrn v. Grote, so gut von der einen wie von der andern Seite, möglich wäre. Auch für diesen Fall hatte die Versammlung eine Antwort bereit: Herr v. Grote kann zehn Verwalter oder Bevollmächtigte herschicken, wir brauchen sie nicht und werden uns ihrer zu entledigen wissen; wir haben Sie gewählt; kündigt Ihnen Herr v. Grote — wir führen Sie ins Herrenhaus über, von dort aus werden

Sie verwalten und der von uns soeben erwähnte Gehilfe wird in Ihrer bisherigen Wohnung leben.

Die angenehme Situation versprach also täglich noch angenehmer zu werden! Nach Rujen wagten wir uns schon nicht mehr hin, Baltin jun. war immer im Hof zu sehen, oder kam gar ins Kontor, um seine Anordnungen zu treffen. Unterdessen vergingen mehrere Tage; irgendwelche Nachricht konnte nicht zu uns gelangen.

Am 1. Dezember wollte mein Mann mit der Schmalspurbahn nach Pernau und von dort nach Riga zu Schiff — da erhielten wir im letzten Augenblick die Nachricht, daß auch die Verbindung zwischen Walf und Riga hergestellt sei, und so wählte mein Mann diesen Weg.

Unterdessen brannte es in Südlivland lichterloh; dem durch die Winternacht dahineilenden Eisenbahnzuge, den mein Mann benutzte, leuchtete schauerlich die Brandfackel. — Am 2. Dezember abends, als der Cleve gerade nach Hänselshof gefahren war, um die Herren zu sprechen, die endlich zurückgekehrt waren, traf infognito Herr v. Grotes Diener ein: Lemberg war abgebrannt mit sämtlichen Schätzen an Silber und Wäsche; ein kleiner Teil, der sich hier befand, sollte verpackt und nach Riga geschafft werden. In Abwesenheit meines Mannes öffnete ich den Brief Herrn v. Grotes, weil sich in diesem auch der Schlüssel zum Schreibtisch befand, in dem die Schlüssel zum Gewölbe aufbewahrt wurden. Außerdem schrieb Herr v. Grote noch: Wollen Sie Ihr Kind in Sicherheit bringen, dann schnell; schicken Sie es hierher, es wird wieder ein Generalfreikörper erwartet. Ein Schwanken war kaum möglich. Der Diener und die Bonne gelobten mir, die Kleine sicher nach Riga zu meiner Mutter zu bringen, denn ich selbst halte es für moralische Pflicht der Frauen, bis zum letzten Augenblick das Schicksal der Männer zu teilen.

Als am nächsten Tage, 3. Dezember früh die Pferde angepannt werden sollten, um die Sachen zur Station zu bringen, sollte sich unsere Befürchtung nur zu sehr bewahrheiten; anstatt die Pferde anzuspinnen, erschienen die Stall- und Gartenjungen in der Küche und erklärten: Mit unserem Blute haben wir gelobt, für die Sicherheit Rauffschens einzustehen, es gegen die Hooligans zu verteidigen; der Diener kann im Dienste der „schwarzen Esotnja“ stehen, unter keiner Bedingung gestatten wir es, die Sachen fortzubringen; nachher wird man den Hofseuten zur Last legen, ihren Brotherrn bestohlen, sein Haus geplündert zu haben. Nun begannen heftige Verhandlungen. Da wir für Feuer oder einen bewaffneten Ueberfall nicht eintreten konnten, wollten wir die Sachen um jeden Preis fort-

schaffen. Wir schlugen den Leuten vor, den Transport unter Begleitung des Eleve, des von ihnen erwählten Gehilfen, gehen zu lassen, er könnte ihnen ja eine Bescheinigung vom Landrat mitbringen, oder sie sollten einen uns auch als zuverlässig bekannten Menschen aus ihrer Mitte, auf Kosten Herrn v. Grotes natürlich, wählen, der den Transport begleiten könnte. Aber kein Vorschlag fand Anklang; nur Baltin konnte endgültig entscheiden. Dann holt ihn also in Gottes Namen, entschieden wir. Als wir ins Zimmer traten, sahen wir aber die Gebrüder Baltin schon auf dem Hofe stehen; die Wirtin, die wir schon lange für unzweifelhaft rot hielten, hatte sie geholt. Nach weitläufigen Reden wurde endlich das Abschieden der Sachen gestattet, obgleich es für diesen Tag zu spät geworden und der Zug bereits abgegangen war; das Herrenhaus aber sollte durchaus auf Waffen untersucht werden. Zum Belege für ihr ehrenwertes Handeln hatten die Wiederleute uns den Brief Herrn v. Grotes, in dem er schreibt, daß sein Diener die Sachen abholen soll, abgenommen; er sollte dem „Komitee“ übergeben werden.

Nun ging es an die Hausfuchung; voran die Wirtin und der Eleve mit den Schlüsseln, was ohne Schlüssel war, sollte aufgebrochen werden. Die Ausbeute war gering, ich glaube sie fanden nur eine alte Pistole und etwas Munition; jedoch den Schlüssel zu Herrn v. Grotes Privatschreibtisch nahmen sie unserem Hausgenossen ab und übergaben ihn der Wirtin. Dieses Verfahren motivierten sie damit, daß sie eben keine Zeit hätten, die Hausfuchung müßte wiederholt werden, und zwar recht gründlich und alle Schlüssel zur Stelle sein.

Am 4. Dezember früh um 7 Uhr kam mein Mann ganz verstört aus Riga. Alle Herren aus Hänfelschhof, die eben dorthin zurückgekehrt waren und noch einige Familien, die sich ihnen angeschlossen hatten, traf mein Mann auf der Flucht nach Riga in Walf. Beunruhigende Nachrichten hatten sie zu diesem Schritt veranlaßt. Weit und breit waren also die Güter verödet — wir hatten das angenehme Gefühl, ganz auf uns allein angewiesen zu sein! Gegen 10 Uhr vollzog sich dann ganz unbehindert das Verladen der Sachen und die Abreise der Kleinen. Der kleine Bahnhof war aber stechend voll von Menschen — wir merkten wohl, daß wir beobachtet wurden, und als wir das Wartezimmer betraten und grüßten, erwiderte niemand unseren Gruß. Das Rind fort, die Nachbarn fort, selbst beobachtet auf Schritt und Tritt — es war wirklich grauenvoll!

Zunächst teilte also Baltin meinem Manne mit, daß wir eine Hausfuchung auch bei uns nächstlicherweife zu erwarten

hätten. Nach wortreicher Auseinandersetzung erklärte er sich schließlich bereit, die Waffen am Tage abholen zu lassen, da er ja ganz genau wisse, wieviel Gewehre bei uns vorhanden wären. Auf dem weiter entfernten Gut Idwen sind die Banditen doch mehrere Mal, 2—3mal täglich, bis 75 Mann mit ihren roten Fahnen erschienen und haben immer wieder Gewehre gesucht.

Immer noch dauerte der Post- und Telegraphenstreik fort; keine Nachricht gelangte zu uns, wie unsere Kleine in Riga angekommen war. Der Generalstreik hatte am 6. Dezember noch nicht begonnen, von vielen wurde er überhaupt in Abrede gestellt; so wagte ich denn in Begleitung unseres Hausgenossen, der auch seine Eltern besuchen wollte, die Reise, um nach der Kleinen zu sehen. — Um keine Zeit zu verlieren, benutzten wir den Nachtzug, der leider keinen direkten Anschluß an den Rigaschen Zug hat. Bis Walf kamen wir ganz ungefährdet und begaben uns in den Wartesaal I. Klasse, um dort die Stunden bis zum Rigaschen Zuge zu verbringen. Bis auf einen Kosaken- und einen Dragoneroffizier, die an einem kleinen Tischchen speisten, war auf dem Bahnhof kein Militär zu sehen. Wir mochten ungefähr 10 Minuten gegessen haben, als es nebenan im Wartesaal III. Klasse anfang laut herzugehen und schon nach wenigen Augenblicken drang eine wüste, angetrunkene Bande in den Saal. Erst bedrängten sie einen Förster, ich glaube aus der Wolmarschen Gegend; ob sie ihn auf Waffen untersuchten oder es nur beabsichtigten, das kann ich nicht genau wissen; jedenfalls unter lautem Schreien: „Nieder mit den Baronen, nieder mit dem Zaren, überhaupt nieder mit Allem!“ — ihre bekannten Lieder singend, wandte die Bande schließlich ihre Aufmerksamkeit dem Bufett zu. Sehr empört, daß Bier in Flaschen nicht verabfolgt wurde, gaben sich die Schreier auch mit Bier in Gläsern zufrieden. „Können Barone Bier in Gläsern bezahlen, können wir es erst recht“, hieß es. Uns ließen die Kerle noch unangetastet, wir bemerkten aber, daß sie uns genau beobachteten. Lärmend, schreiend, trinkend, immer ihre Lieder singend, verbrachte die Bande, ungefähr 25 Mann stark, gegen 2½ Stunden im Saal, unsren Nerven das äußerste zumutend. Der einzige Gendarm war natürlich machtlos.

Den Offizieren mochte die Situation auch gefährlich erscheinen, sie erhoben sich, wohl um Kosaken zu holen; während sie den Saal durchschritten, umringte sie die Bande und schrie: „Reißt ihnen die Säbel und blanken Knöpfe ab!“ Zu tun aber wagten sie es nicht. Nach einer Viertelstunde mußte unser Zug abgehen, doch wagten wir es nicht, auch nur den Versuch

zu machen, den Saal zu verlassen; zu unserem Glück verspürten die Helden des Tages wieder Durst; während sie am Bufett tätig waren, verständigten wir uns durch Blicke mit dem Gendarmen, und von ihm geleitet gelangten wir in den Zug, in ein kleines Coupé, dessen Tür wir schlossen, um uns etwas von der Aufregung zu erholen.

Noch hatten wir uns nicht gesetzt, da erscholl wieder Geschrei und Getrampel im Waggon. Von weitem schon hörten wir die Drohung: „Öffnet die Türen, wer es nicht tut, wird gleich erschlagen!“ Wir gehorchten, und im selben Moment stand die Horde vor uns. Nie werde ich den furchtbaren Anblick vergessen! Alle bösen Leidenschaften standen in diesen vom Trunk erst recht entstellten Gesichtern; mit Schweiß bedeckt, die Mützen im Nacken, das wirre Haar in der Stirn, stürzten sie sich wie die Hyänen auf uns. Mich berührten sie nicht, auch meinen Begleiter nicht, aber mit erhobenen Fäusten standen sie vor uns: „Sie sind Robert Böttcher, Verwalter von Alswig, wir suchen Sie, geben Sie Ihre Waffen heraus“ (vgl. S. 204). Wir hatten aber keine Waffen bei uns, außer zwei kleinen Revolvern, die wir schnell unter die Bank gesteckt hatten, und meine Bereitwilligkeit, unseren kleinen Handkoffer zu öffnen, mag sie ebenso verblüfft haben wie meines Begleiters Anerbieten, ihnen seinen Paß zu zeigen. Nach genauer Prüfung desselben gaben sie uns den Paß zurück, baten wegen der Störung um Entschuldigung, schrieben sich die Coupé-Nummer an und gelobten, uns weiter nicht zu belästigen. Noch lange hörten wir im Zuge das Lärmen, bis es plötzlich verstummte. Kosaken waren gekommen, hatten den Wartesaal gesäubert und den Haufen auf dem Perron zerstreut.

Mit 3 Stunden Verspätung kamen wir in Riga an und erfuhren, daß der Zug noch zum Entgleisen gebracht werden sollte, da er einen Transport von einigen Millionen Rubeln nach Riga bringe.

Als wir am 8. Dezember abends Riga verlassen wollten, ging das Gerücht, Wenden sei in den Händen der Revolutionäre, eine Reise durch die Nacht sei gefährlich; am nächsten Morgen aber wollten wir es wagen. Von verschiedenen Seiten wurde mir geraten, um ganz sicher zu gehen, mir einen „roten Paß“ zu verschaffen. Nach Hause zurück wollte ich auf jeden Fall, daher begab ich mich in aller Frühe des nächsten Tages ins berühmte Ministerium in der Romanow-Straße, um womöglich solch einen Paß zu erlangen. Die Komiteemitglieder waren noch nicht erschienen, daher verhandelte ich mit einigen Unterbeamten. — Bei dem unzweifelhaft ausgezeichnet eingerichteten Nachrichtendienst der Sozialisten darf es nicht Wunder

nehmen, daß sie vom Herannahen einer größeren Militärmacht unterrichtet waren. Ich bekam den Bescheid, die Rückreise sei auf jeden Fall ungefährlich, fände aber das Militär einen „roten Paß“, so könnte man eher Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein. — Ohne Zwischenfall gelangten wir nach Naukſchen, wo inzwischen meinem Manne die Gewehre abgenommen worden waren. Am hellen lichten Tage war der Gemeindefschreiber Baltin mit seinem Gehülſen gekommen und hatte meinen Mann sehr höflich um die Uebergabe der Flinten ersucht; mein Mann weigerte sich, ihnen die Gewehre zu überreichen, worauf sie sie eigenhändig von der Wand nahmen, im Namen des Föderativkomitees quittierten und tief befriedigt wieder gingen.

In Rujen war das erste Blut geflossen: die Revolutionäre hatten einen Zug mit Rekruten angehalten, beim Kugelwechsel mit den wenigen im Zuge befindlichen Soldaten war der Sohn eines Naukſchen'schen Landknechts Groſin schwer verwundet worden. Ein regelmäßiger Patrouillendienst war eingerichtet und ohne Sträuben mußten die Güter nach Anordnung des Komitees Menschen und Pferde stellen. Reitende bewaffnete Patrouillen jagten geschäftig durchs Gut, Wachtposten zu Fuß schienen aufs eifrigste bemüht, für die allgemeine Sicherheit zu sorgen. Uns erschien diese Sicherheit aber sehr wenig zuverlässig, und von dem Standpunkt ausgehend, daß das Krankenpersonal unter dem Schutz aller Parteien stehen muß, hatte unser Kirchspielsarzt mich beim Komitee als Krankenpflegerin für Naukſchen angemeldet. Mit der Binde vom roten Kreuz um den Arm konnte ich wenigstens unbehindert nach den damals recht zahlreichen Kranken sehen.

Als ich, um in dieser Angelegenheit noch mit dem Arzt Rücksprache zu nehmen, am 13. nach Rujen gefahren war, fand ich das ganze Städtchen in großer Bewegung: Bewaffnete zu Pferde und zu Fuß strömten durch die Straßen; sie warteten auf einen Extrazug aus Pernau — es war beschlossen, einen Piratenzug nach Schloß Tignitz zu unternehmen. Unsern Arzt traf ich ganz unzugänglich, in begreiflicher Aufregung: bewaffnete Abgesandte des Komitees hatten ihn gezwungen, den Piratenzug mit einem wohleingerichteten Feldlazarett zu begleiten. (Vgl. u. 13. Dez.)

Am 11. Dezember war in Rujen das denkwürdige Bild „Die Rujensche Volksmiliz“ entstanden* Die nächsten Tage brachten den Generalstreik; bei hoher Strafe durften jedoch Vieh und Pferde nicht vernachlässigt werden, aber auch meine Hausmägde feierten. Baltin jun. saß jetzt fast immer im

*) Reproduziert in „Livlands zerstörte Schlösser“. Riga, Plates.

Rontor, beständig hatte er irgend eine Besprechung. Am ersten Streiktage michten sich schon unzufriedene Stimmen vernehmbar, denn die Landknechte arbeiten auf Tagelohn. Am zweiten Tage früh erschien Baltin jun. und erklärte, der Streik unterliege keinem Zwange: wer arbeiten will, kann arbeiten. So ging denn von Mittag an alles einmütig an die Arbeit, auch meine Mägde. Das Telephonnetz war überallhin zerstört, mit der Zentrale konnten wir auch nicht mehr reden, nur hörten wir während zweier Tage beständig das Telephonsignal der Bahnstationen und deutlich konnten wir manche Unterhaltung belauschen, die die Sozialisten in allen Sprachen miteinander führten. Sehr viel wurde estnisch gesprochen, — wer weiß von wo, und noch heute ist es unaufgeklärt, wie wir etwas hören konnten, da hier viele Pfosten umgesägt und die Drähte zerrissen waren. Baltin erklärte sich mit der Demolierung des Telephons durchaus nicht einverstanden und forderte meinen Mann auf, eine weitere Fahrt mit ihm zu unternehmen, um die Strecke zu besichtigen und um einig zu werden, wo Stationen errichtet werden sollten, falls das Telephon nicht so schnell in Ordnung gebracht werden könne. Ohne besonderen Zwischenfall legten sie die Fahrt zurück; gegen Bezahlung wollte mein Mann die Pfosten aus dem Hofswalde liefern, doch das Geld war mit vollen Händen zu Agitationszwecken ausgestreut worden, fürs Telephon war kein Kopfen übrig und daher unterblieb die Instandsetzung.

Im Laufe der Woche waren auch betreffs der Wiedereröffnung der Brauerei im Gemeindehause mit meinem Mann rege Verhandlungen gepflogen worden. Das Resultat war denn schließlich die Eröffnung der Brauerei, nachdem mein Mann sich verpflichtet hatte, der Republik eine Steuer von 30 Kop. pro Tonne zu entrichten, statt der anfänglich fest geforderten $1\frac{1}{2}$ Rbl. Daß die Akzise unnötig sei, wurde immer betont, jedoch überließen sie in dieser Sache meinem Manne und dem Braumeister ein Handeln nach eigenem Ermeßsen. — Die Situation stand auf ihrer vollen Höhe. Am Freitag Abend jagten unablässig Patrouillen durch den Hof, in der Nacht wurde beim Hofskruge geschossen und getutet — vermutlich handelte es sich um irgend welche Uebungen. Am 17. Dezember morgens fuhr der Braumeister nach Walk in die Akziseverwaltung, begleitet von Baltin jun., den auch „wichtige Geschäfte“ nach Walk riefen. Diese Geschäfte bestanden wohl darin, daß er sondieren wollte, ob Militär schon im Anzuge sei. — Am 19. Dezember erschien er wieder im Rontor, um einzuschärfen, wie man sich dem Militär gegenüber verhalten solle, wenn welches käme: „Ganz abgesehen davon,

daß wir kein Militär brauchen, hat der Kaiser überhaupt keine Soldaten, die ihm treu sind; das Militär geht mit uns, und wenn es hoch kommt, so sind vielleicht 100 Mann für Livland übrig; weder Obdach noch Proviant darf verabsolgt werden.“

Daß Militär kommen würde, hatte auch unser Braumeister erfahren, der in einem Laden einem Offizier begegnet war, ihm unser Leid geklagt und die Versicherung empfangen hatte: bis zum 20. müßten die Waffen ausgeliefert sein — „wir kommen bald, seien Sie ruhig.“ Wir ahnten ja nicht, daß das Militär in solcher Uebermacht erscheinen würde, und meinem Manne gelang es noch, Baltin schließlich davon zu überzeugen, daß es geraten sei, dem Militär willfährig zu sein, d. h. wenn Proviant gefordert wird, diesen zu verabsolgen, ganz unabhängig davon, welcher Empfang ihm von seiten der Sozialisten bereitet werden würde. — Dem Volk erzählte Baltin, in Walf sei nur wenig Militär und die Offiziere verübten die furchtbarsten Grausamkeiten. „Ist ein Offizier mit einem Fuhrmann gefahren und streckt dieser dann die Hand aus, um das Geld in Empfang zu nehmen, so zieht er den Säbel und haut ihm die Hand herunter.“ Und wie fest waren die Leute von der Wahrheit solcher Erzählungen überzeugt!

Ganz spät am Abend des 19. Dez. überreichte der Landgendarm die Bekanntmachungen von Generalmajor Orlov; im Hof wurden sie sofort verbreitet, während mein Mann am 20. ganz früh auf die benachbarte Hofsage fuhr, um sie dort einer Bande recht auffälliger Waldknechte zu publizieren. Als mein Mann eben damit fertig war und sich Stimmen erhoben, „der Bebrillte habe sich das alles selber erdacht“, rückten 600 Mann Garde-Ulanen mit 2 Kanonen in Naußchen ein.

Wer so wie wir die ganze furchtbare Zeit an Ort und Stelle durchgemacht hat, wird uns nur nachfühlen können, daß es ein unvergeßlicher Augenblick war. In letzter Minute war die Rettung gekommen. Denn es war beschlossen, als Weihnachtsfackel die Güter Naußchen, Heringshof, Hänselshof, Ohlershof, Königshof und Pudertüll brennen zu lassen.

Oberst Markow mit einigen Offizieren und Soldaten sprengte sofort zum Gemeindehause, um Baltin sen. zu arrestieren; der Bruder war entflohen. Nach ganz kurzer Rast zogen die Ulanen weiter nach Rujen. Es war ein so furchtbar kalter Tag, ein eisiger Wind wehte und ohne Stärkung mußten sie fort.

Gegen 2 Uhr nachmittags verkündete uns Kanonendonner die Belagerung von Rujen. Das kleine dumme Mauseloch wollte die Waffen und Führer nicht gutwillig ausliefern — doch wirklich ein tolles Unterfangen! Als wir den Donner

der Geschütze hörten, wurden sofort unsere Pferde angespannt und wir eilten nach Rujen, um möglicherweise vom Militär die Auslieferung der Pastors- und Doctors-Kinder zu erbitten. Schon von weitem bot sich uns ein imposanter Anblick dar: ganz Rujen war vom Militär zerniert, oben auf dem Berge standen die Geschütze und schauten drohend hinunter auf das kleine Nest, das übrigens schnell an allen möglichen und unmöglichen Stellen die Parlamentärflagge gehißt hatte. Die Waffen wurden ausgeliefert, soweit sie nicht vergraben waren, die Führer hatten sich in Sicherheit gebracht. Um sich von den Strapazen auszuruhen, zog sich das Militär nach dem in nächster Nähe gelegenen Armidsteadschen Gute Heringshof zurück.

Rujen sollte nach 24 Stunden dem Erdboden gleich gemacht werden, wenn es die Führer nicht auslieferte; noch am späten Abend erschienen 3 ehrenwerte Stadtväter, um Gnade bittend: der Aufenthalt der entflohenen Führer war ihnen wirklich nicht bekannt, sie hatten ja auch voller Schrecken dem wüsten Treiben von ferne zugeesehen. An sonstigen Uebeltätern war die Ausbeute recht ergibig. Auch ein Bild der Rujenschen Volksmiliz wurde den Offizieren von den erschrockenen, wohlgesinnten Bürgern überreicht; Generalmajor Orlow bekam sofort ein Exemplar, das andere ging nach Petersburg.

Als sich bis zum 23. Dez. die Führer auch selbst nicht gestellt hatten, zog eine Eskadron Ulanen unter Rittmeister Masslow wieder nach Rujen, um deren Habe in Flammen aufgehen zu lassen. Am Eingang des Städtchens lebte der Präsident der Republik, Herr Krause; seine Sachen wurden auf die Straße getragen — der Frau blieb nur, was sie auf dem Leibe hatte —, mit Petroleum begossen und angezündet; das umstehende Volk mußte die Nationalhymne singen. — Darauf kamen die Sachen des entflohenen Gerbermeisters Lurtin an die Reihe — auf offenem Markt wurden sie verbrannt. Vorher hatte Rittmeister Masslow im Vereinshause unter dem Bett des entflohenen Studenten Ahboltin ein Kruzifix gefunden; das Stadthaupt von Rujen mußte das Kruzifix zum Markt tragen, und angesichts der brennenden Habe Lurtins hielt der Rittmeister ein Gebet, daß kein Auge trocken blieb. „Gott im Himmel wolltet Ihr stürzen, den Kaiser ebenso; aber Gott im Himmel lebt noch; ihn werdet Ihr nicht stürzen und den Kaiser in Petersburg auch nicht.“ Darauf wieder die Nationalhymne, und unter dem Vorantritt des Stadthaupts mit dem Kruzifix bewegte sich ein langer Zug zur lutherischen Kirche, deren Glocken der Rittmeister läuten ließ. In der Kirche angekommen, legte der Rittmeister das Kruzifix „zum Andenken an die Revolution“ auf dem Altar nieder, ergriff

das dort stehende Kreuzifix, küßte es und sagte: „Sehr Ihr, obwohl ich ein Russe bin und anderen Glaubens als Ihr, kann ich dem Kreuz, das Ihr geschmährt habt, doch meine Ehrfurcht erweisen.“

Für dieses Mal hatten die Ulanen ihre Pflicht getan und zogen weiter, um ihrer schweren Aufgabe zu walten, von uns gewiß mit dem aufrichtigsten „Gott geleite sie“ begleitet. Für dieses Mal war uns in letzter Stunde der Retter erschienen. Daß es von nachhaltiger Wirkung sein wird, ist mehr denn zweifelhaft, denn man sieht noch viel böse Gesichter und hört viel geheimes Murren.“

29. Nov. Wenden. Ein Volksmeeting faßt folgende Beschlüsse: 1) alle Getränkehandlungen in der Stadt sofort zu schließen (was auch am selben Tage zur Ausführung gebracht wird), und 2) die Schriften Pastor A. Nedras, Redakteurs des „Austrums“ zu boykottieren und ihn zu zwingen, Wenden im Laufe einer Woche zu verlassen. —

29. Nov. Dösel. Ende November ergreift die revolutionäre Bewegung weite Gebiete der Insel. Jeder Tag, jede Nacht, berichtete das „Arensbl. Wochenbl.“, bringt neue Brandschäden, so daß es nicht möglich ist, alle zu registrieren. Wie eine ansteckende Krankheit greift die Manie zu brennen um sich. Es brennt nicht allein auf den Gütern, sondern auch bei den Bauern. Das Land ist eingehüllt in Rauch, der von brennenden Heuschauern stammt. Bis zum 1. Dez. wurden etwa 41 Brandschäden an Scheunen, Liegen und Heufuden auf dem flachen Lande gezählt. — In den Gemeinden werden geheime Versammlungen abgehalten, im Mustischen Kirchspiel ist die Gemeindevertretung abgesetzt worden. — Auf dem Gute Barrasmeß drang ein Volkshaufe, bestehend aus betrunkenen Wirten, Weibern und Kindern, ins Gutsgebäude. Unter Drohungen, alles zu vernichten, zwangen sie den Bevollmächtigten des Gutes ihre Forderungen zu unterschreiben.

Am 29. Nov. wurde H. Gottschalk v. Sengbusch auf dem Gute Karrishof von Bauern überfallen. Er war genötigt sich mit dem Revolver zur Wehr zu setzen, wobei zwei Bauern getötet und einer verwundet wurde. Als dann sein Browning versagte, wurde er niedergeschlagen und blieb, für tot gehalten, stundenlang besinnungslos liegen, bis er wieder zu sich kam und dann zur Stadt transportiert wurde.

29. Nov. Taurup (Eivl.). Der Sarg des am 20. November ermordeten H. v. Transehe (vgl. o.), der noch unbestattet im Gutsgebäude stand, wird von einer revolutionären Bande mit Petroleum übergossen und samt dem Hause verbrannt.

30. Nov. *Reval*. Etwa 50 Rekruten sollten in der Kathedrale auf dem Dom den Eid leisten. Auf dem Wege dahin wurden sie von einem Agitator angehalten, der eine Rede hielt, worauf der ganze Haufe Kehrt machte. Vom Polizeimeister beredet zogen sie dann doch wieder auf den Dom. Dort weigerten sie sich jedoch in die Kirche zu gehen und mußten von Dragonern mit Säbeln hineingetrieben werden, doch stoben alle auseinander, so daß eine Vereidigung nicht stattfinden konnte.
30. Nov. *Bauenhof* (Livl., Rsp. Matthiä). Ein Haufe von einigen hundert aufgeregten Leuten erscheint beim Gutsgebäude, um es nach „der schwarzen Sotuja“ und nach Waffen zu durchsuchen. H. v. Günzcl zeigte den Anführern das ganze Haus, auch seine Waffen, doch wurde die Auslieferung der letzteren nicht verlangt. Dann zog der Haufe wieder ab. — In diesem Gebiet bildete sich ein bauerlicher Selbstschutz, um energisch gegen die überhandnehmenden Diebe und anderes Gefindel vorzugehen.
30. Nov. *Praulen*. Der Unterinspektor des Gutes, *Schubbe*, wird von den Aufständischen erschossen.
30. Nov. *Brandenburg* (Kurland). Die Revolutionäre verhaften 2 Bauern und lassen sie auf dem Wege nach Mitau im Schwethöfischen Walde ermorden.
30. Nov. *Friedrichstadt* (Kurl.). Die von den Bauern und Einwohnern der Stadt bei Einführung des Kriegszustandes eingelieferten Waffen werden von Revolutionären aus der Polizeiverwaltung geraubt.
1. Dez. *Obfen* (Livl.). Bei dem Überfall und der Einäscherung des Gutshauses wird der Verwalter *Ernst Doellen* und der Kutscher von den Revolutionären erschossen. Die Leichen werden in das brennende Gutshaus geworfen.
1. Dez. *Günzel* (Livl.). Der Landgendarm *Krauklis* wird ermordet.
1. Dez. *Wesselshof* (Livl.). Als die in Drostenhof und Sermus stationierten Kosaken, etwa 40 Mann, nach Wenden zurückberufen wurden, stießen sie 3 Werst hinter Wesselshof auf große bewaffnete Haufen und waren genötigt sich auf Wesselshof zurückzuziehen und nach Wenden um Hilfe zu schicken. Nach Eintreffen von 60 Mann konnte der Weitermarsch vorgenommen werden. — Am selben Morgen wurde der Kosakenoffizier *M.* und sein Bursche, die sich nach Drostenhof begeben wollten, auf der Wesselshöfischen Poststation von einer großen bewaffneten Menge eingeschlossen und unter der Drohung des Feuertodes gezwungen, sich zu ergeben und die Waffen auszuliefern. Die beiden Gefangenen wurden gebunden bis nach

Neu-Bebalg geführt, dort aber am andern Tage wieder in Freiheit gesetzt, nachdem der Offizier der inzwischen in Bessels-
hof eingetroffenen obenerwähnten Rosalentruppe durch einen
von ihm gefangen gewesenen und nun als Boten ausgesandten
Revolutionär mit den rücksichtslosesten Repressalien hatte
drohen lassen.

1. Dezember. R a m f a u. Bei dem am 20. Oktober verwundeten
(vgl. S. 53), aber auf seinem Posten verbliebenen Oberförster
J u n g m e i s t e r erscheint ein Trupp Bewaffneter und fordert
die Unterzeichnung eines Reversals, daß er seine Stellung auf-
geben und nie dahin zurückkehren werde, widrigenfalls nicht
nur ihm selbst, sondern auch seiner alten Mutter und seiner
Schwester der Garauß gemacht werden würde. Unter diesen
Umständen sah Oberförster Jungmeister sich gezwungen, das
Reversal zu unterzeichnen.
1. Dez. V i r g i n a h l e n (Kurl.). Überfall auf das Gut.
Abends erbricht ein Haufe Bewaffneter die Wohnung des
Amtmanns Helmann, raubt ihm Waffen und verlangt, daß er
an der Erstürmung des Herrenhauses teilnehme. Als er das
ablehnt, wird er durch einen Schrotschuß verwundet. Dann
machte sich die Bande an die Erstürmung des Herrenhauses,
welches vom Oberverwalter, Baron Grotthuß, allein verteidigt
wurde. Während eine Anzahl von Schützen auf die Fenster
des Schlosses anlegte, gingen zwei Männer mit Beilen gegen
die verbarrikadierte Haustür vor. Mit einigen wohlgezielten
Schüssen schlug Baron Grotthuß diesen Angriff ab. Nun
wurde gegen das Schloß ein förmliches Feuergefecht eröffnet,
wobei die Fenster zertrümmert, die Wände durchschossen und
Baron Grotthuß durch einen Streischuß an der Schläfe verletzt
wurde. Nachdem jedoch auch ein zweiter Angriff gegen die
Hintertür des Schlosses vom Verteidiger ebenso erfolgreich ab-
geschlagen worden war, zog der „Feind“ unter Mitnahme
seiner Verwundeten ab. Die Knechte und anderen Hofbedien-
steten, die keine Waffen hatten, konnten sich nicht am Kampfe
gegen den Ueberfall beteiligen. Auswärtige Hülfe war nicht
zu erlangen, weil die telephonische Leitung wieder zerstört war.
(„Lib. Btg.“)

Am selben Tage legen die Knechte der meisten Güter in
beiden Kreisen Grobin und Hasenpoth wieder, wie schon Mitte
November, wo sie die Entfernung des Militärs verlangt hatten,
die Arbeit nieder, und zwar als Protest gegen die admini-
strative Ausweisung einiger Personen aus beiden Kreisen. Die
Streikenden weigern sich sogar das Vieh zu pflegen und über-
nahmen die Fütterung der Rüge erst gegen Ueberlassung sämt-
licher Milch.

2.—4. Dez. Walk. Außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten, welche die Schließung aller Getränkeanstalten in der Stadt beschließt. Veranlassung dazu war (nach dem „Walk. Anz.“) eine vom Kaufmann Johann Bloß in Namen der „Delegierten des Volkes“ der Stadt Walk eingereichte schriftliche „Forderung“ Das „Volk“ waren dies Mal höchstens 300 Personen, die am 27. Nov. auf einem Meeting diese Sache beschlossen hatten. Die Stadtverordneten stimmten nun dem unverweilt zu und zwar sollte der Kreischef ersucht werden, die Monopolbuden sofort zu schließen, während den Inhabern privater Getränkeanstalten der „Wunsch des Volkes“ ans Herz gelegt und ihnen fürs nächste Jahr keine Konzessionen mehr erteilt werden sollten. Hierzu wurden auch alle Vereine gerechnet. — Bald darauf durchzog eine Bande von ca. 50 Mann, an ihrer Spitze, betrunken, ein gewisser Wihtol, ein Herr, der bereits mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatte, die Straßen und setzte die Schließung sämtlicher Getränkehandlungen durch. Auch in die Vereine drang sie hinein und stellte dieselbe Forderung. Die Bande bestand aus Leuten der untersten Klassen. Der Kreischef ließ daraufhin Kosakenpatrouillen durch die Straßen reiten, die jeden Erzeß schonungslos unterdrücken sollten. — Indessen dauerte die Unruhe fort. Am 4. Dez. versammelten sich auf dem Bahnhof einige hundert Bauern, meist Letten, um den Flüchtlingen vom Lande den Weg abzuschneiden. Herr v. Vietinghoff fiel in ihre Hände; man durchsuchte sein Gepäck und nahm ihm seine Waffensammlung, etwa 40 verschiedenartige Gewehre ab. Einem Herrn v. St. gelang es nur durch eine Hintertür des Damenzimmers zu entkommen. Als der Zug aus Dorpat ankam, wurde er nach Flüchtlingen und Waffen gründlich durchsucht. Polizei und Gendarmerie waren bei diesen Szenen nicht zu sehen. (Vgl. o. S. 195.) — Seit dem 6. Dez. war dann der Bahnhof militärisch besetzt, was aber die Tumultuanten doch nicht hinderte, die Reisenden gelegentlich zu belästigen.

Ende Nov./Anfang Dez. In Südlivland mußten in diesen Tagen die letzten deutschen Gutsbesitzer und andere Personen, die noch auf den Gütern geblieben waren, manchmal unter großen Gefahren fliehen. Oft gelang es entschlossenen kleinen Abteilungen des Selbstschutzes solche Personen noch in letzter Stunde abzuholen und in Sicherheit zu bringen. So wurde am 30. November der Bevollmächtigte in Alswig v. Böttcher und mit ihm Pastor Plahmsch-Marienburg, der Afziseinspektor Adolphi aus Seltinghof sowie eine Dame mit ihren Kindern durch 10 Herren aus Riga, die aus Walk noch 10 Kosaken mitbekommen hatten, gerettet (v. Böttcher war bis

dahin gewaltsam zurückgehalten worden; vgl. 18. Nov. Alt-Schwanenburg). Sie mußten ihren Weg über Werro nehmen, da es unmöglich war quer durchs Land vorzudringen. In Seltlinghof kam es zu einer Schießerei mit den Aufständischen, doch wurde bloß ein Kosak durch ein Schrotkorn gestreift.

Aus Mlajsch mußten der Verwalter, der Oberförster und die Wirtschafterin bei Nacht zu Fuß nach Hinzenberg fliehen, von wo sie mit der Post Riga erreichten.

Auch der Bevollmächtigte von Morigberg, M o l d e n h a u e r, konnte sich nur mit knapper Not retten. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, da man ihn nicht fortlassen wollte, ein Pferd anzupannern; Sachen durfte er nicht mitnehmen. Auf der Fahrt nach Segewold, die er am 29. Nov. antrat, wurden er und seine Reisegefährten unterwegs auf der ganzen Strecke selbst von Gefinden aus beschossen. Als sie in Lemberg, wo sie das Schloß in Trümmerhaufen fanden, ankamen, wurden sie in dem dortigen Postgebäude versteckt gehalten. Von dort fuhren sie mit Postpferden nach Jüdäsch; hier war am Tage vorher das Gutsgebäude demolirt und die Waffen geraubt worden. — In Jüdäsch schlossen sich ihnen der Oberförster Hartwig und seine Familie an. Endlich trafen sie in Segewold ein. Hier hatten sich etwa 50 Flüchtlinge vom Lande eingefunden. Aber auch hier war die Lage durch die heranziehenden Revolutionäre eine kritische geworden. Es glückte einen Boten nach Riga zu senden, worauf ein Militärzug dorthin abging. Mit diesem Zuge, der unterwegs beschossen wurde, trafen die Flüchtlinge in der Nacht auf den 30. Nov. in Riga auf dem Rangierbahnhof ein. In 15 Wagen, die man ihnen entgegengeschickt hatte, sollten sie nun in die Stadt gebracht werden. Aber schon bei der Tramwaystation wurden einige 50 Schüsse auf sie abgegeben, und als sie die Ecke der Suworowstraße passierten, prasselte aus einem Hause ein förmliches Schnellfeuer auf sie nieder, durch das die Wagen durchlöchert, aber wunderbarerweise niemand verletzt wurde. Einem Teil der Wagen gelang es dennoch durchzukommen, der andere mußte umkehren und wurde dann durch Kosaken abgeholt.

In Sermus verteidigte sich der Besitzer Baron Krüdener mit seinen Neffen und einem Jäger, alles vortreffliche Schützen, eine ganze Nacht hindurch (1. Dez.), bis sie dadurch zur Flucht gezwungen wurden, daß der ganze Hof rund herum angesteckt wurde. Es gelang ihnen mitten im Regnen ein paar Pferde vor einen Schlitten zu spannen, durch die Flammen zu brechen und querfeldein in wilder Fahrt und beständig schießend zu entkommen. (Die lett. Revolution S. 256.)

25. Nov. — 6. Dez. Verzeichnis der in Livland niedergebrannten Güter.

In den letzten November- und ersten Dezembertagen wurden im südlichen Livland im ganzen 73 Güter eingäschert, bald darauf im nördlichen noch 12, in ganz Livland demnach insgesamt 85 Güter. Im Verzeichnis wurde, wo es möglich war, das genaue Datum des Brandes hinzugefügt. (Vgl. das Verzeichnis in „Die lett. Revolution“ Bd. II, 391 ff.)

Rigascher Kreis: Allasch, Mömershof (27. Nov.), Judasch (28. Nov.), Verseshof, Schliepenhof, Alt-Bewershof (2. Dez.), Kroppenhof, Klingenberg (30. Nov.), Schloß Lemberg (27. Nov.), Sudden, Suddenbach, Ringmundshof, Annenhof, Foffenberg, Moritzberg (29. Nov.), Nachtigall, Mitau, Schöneck, Neu-Kempenhof (4. Dez.), Altenwoga, Effenhof, Hohenheide, Fehren, Fistehlen, Alt-Kaipen, Neu-Kaipen, Laubern, Saadsen, Weißensee, Taurup, Absenau (1. Dez.), Rastran, Siggund, Sunzel, Wattram.

Wolmarischer Kreis: Suffikas, Gr. Noop (6. Dez.), Salisburg (1. Dez.).

Wendenscher Kreis: Drobbusch (4. Dez.), Schloß Versohn, Karlsruhe (3. Dez.), Kamelshof (4. Dez.), Sparenhof (3. Dez.), Lauternsee, Schloß Erlaa (27. Nov.), Katharinenhof, Zummerdehn (27. Nov.), Dgershof, Zirsten, Feheln (29. Nov.), Ddensee (28. Nov.), Saussen (28. Nov.), Dewen, Samensee, Festen (27. Nov.), Alt-Kalzenau (1. Dez.), Ofsen (1. Dez.), Lüggen, Ohlselshof (28. Nov.), Eethof, Hohenbergen, Ragenhof, Alt-Bebalg, Neu-Bebalg, Horstenhof, Schloß Serben, Selsau, Sermus (1. Dez.).

Walksicher Kreis: Anfang Dez.: Lettin, Stomersee, Alt-Schwaneburg und Kalnemotse.

Bernauscher Kreis: Am 15. Dez.: Könno, Kaisma und Pörrafer; 16. Dez.: Enge, Railes, Sallentack, Hallick, Arrohof und Velle; am 17. Dez. Kerro und Neu-Jennern; 18. Dez. Alt-Jennern.

- 2.—10. Dez. Bernau. Als eine Polizeiklage wegen irgendwelcher Gesetzwidrigkeiten gegen einen gewissen L. beim Friedensrichter verhandelt werden sollte, wurde in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß falls er verurteilt würde, es „losgehen“ sollte. Zur Verhandlung erschienen die Freunde des Angeklagten für alle Fälle mit den berüchtigten Säcken. So hielt der Friedensrichter es für praktisch, die Sache auf 6 Monate zu vertagen. Kam es nun auch in der Kammer zu keinen Erzessen, so fanden doch anderweitig Demonstrationen statt. Mit revolutionären Fahnen zog man zur Post und zu den

Schulen, wo überall Feierabend geboten wurde. Der Inspektrice der Mädchenschule, Frä. v. Böhlingk, wurde einfach erklärt, daß in ihrer Schule eine „Eschodfa“ stattfinden werde. Es erschien ein Haufe Gymnasiasten und etwa 50 Mädchen, die unter Leitung einiger Räbelsführer eine Versammlung abhielten und ähnliche „Forderungen“, wie es auch anderwärts geschehen war, aufstellten. Auf einer am 3. Dezember abgehaltenen Lehrerkonferenz unterlagen die deutschen Lehrer den vom stellv. Direktor Inspektor Popelischew geführten übrigen Kollegen, und so beschloß die Konferenz, tatsächlich mit den auffässigen Schulkinder in Verhandlung zu treten. — In der Druckerei von B. erschien eine Bande von etwa 10 Mann und erzwangen mit dem Revolver in der Hand den Druck einer revolutionären Proklamation. — Auf einem Meeting wurde die Schließung der Monopol- und Bierbuden sowie der Druckereien dekretiert. — Auch am 4. Dezember fand eine Straßendemonstration mit roten Fahnen, dem Gesang der Marseillaise und Reden statt. Die Polizei war machtlos. Die revolutionären Führer spielten sich, allerdings bloß einige Tage, als Herren der Situation auf.

Am 8. Dez. hielten eine Menge Weiber ein Meeting ab und zogen am folgenden Tage in großen Massen durch die Stadt vor die Wohnung des Kreischefs und vor das Rathaus, wo sie eindringen, das Stadthaupt mit allerhand Forderungen bestürmten und durch alle Räume tobten, ohne jedoch irgend etwas zu beschädigen. Ihre Wut konzentrierte sich auf den Pristaw Hahn, der vor ihnen Schutz im Geldgewölbe suchte, von wo er indessen hervorgezerrt, in einen Sack gesteckt und verprügelt wurde. Darauf wurde er von einem Haufen, der zuletzt nur noch aus dem Straßenpöbel bestand, durch die ganze Stadt geschleppt. Auf dem großen Platz wurden schon Rufe laut: „in den Fluß mit ihm!“ als eine Militärpatrouille eintraf, die die Menge zerstreute. Die Polizei versagte, sie zeigte sich nicht auf den Straßen.

Am 10. Dezember wurden drei Eisenbahnwaggons mit Branntwein und einer mit Bier ausgeplündert und der Inhalt vernichtet. — Schließlich begann nach einigen Tagen auch die Polizei wieder zu funktionieren. Auch die besonnenen Eten machten gegen das wüste Treiben energisch Front.

3. Dez. St o c k m a n n s h o f (Zivl.). Auf der Station St. trifft ein größerer Militärzug, mit Artillerie, aus Dünaburg ein. Die Flecken Stockmannshof und Trentelnberg werden besetzt.
3. Dez. R e v a l. Die Post- und Telegraphenbeamten nehmen die Arbeit zum großen Teil wieder auf. — Eine Monopolbude unweit der Lutherschen Fabrik wird von Arbeitern gewaltsam geschlossen.

3. Dez. Ampel (Estl.). In der Umgegend wird folgende Proklamation in estnischer Sprache an vielen Stellen angeheftet, die für die Hege gegen die Gutsbesitzer und Pastoren charakteristisch ist:

„Warnung. Es geht das Gerücht, daß in der Ampelschen Kirchentasse 2000 Rbl. fehlen. Wo ist das Geld geblieben? Man sagt, der Gutsbesitzer und der Pastor hätten es zusammen fortgenommen und Dynamit und Schießpulver gekauft, mit diesem den Fußboden der Kirche und die Mauern unterminiert, um dann, an einem Sonntage, die Kirche mit allem Volk gen Himmel zu sprengen. Das könnte ja wohl auch wahr sein. Die Gutsbesitzer, die Prediger und sonstigen höher gestellten Personen deutscher Abstammung sind nämlich ergrimmt über das Landvolk, weil es angefangen hat nach vollständigeren Menschenrechten zu streben usw. Daher wäre jederzeit Vorsicht zu empfehlen, damit der gläubigen Ampelschen Gemeinde, bei ihrem sorgfältigen Kirchenbesuch, kein Unglück zustoße oder sie gar den Tod finde. Mögen diese Worte den Kirchenbesuchern zur Warnung gereichen!“ (Rev. Ztg.)

3. Dez. Moisefüll. Auf der Station der Schmalspurbahn anlangende Rekruten werden von einem Haufen Aufrührer unter Anführung des Lehrers Joh. Siehwert durch revolutionäre Neben so aufgehetzt, daß sie die Station und die Monopolbude zu demolieren beginnen und zuletzt wieder nach Walk zurückfahren.
4. Dez. Generalleutnant Sologub wird zum temporären Generalgouverneur der Ostseeprovinzen ernannt.
4. Dez. Lunia (Mivl.). Meeting im Schulhause, an dem ca. 200 Personen teilnehmen. Zum Leiter wurde der Student Ruus gewählt, doch sofort wieder seines Amtes enthoben, als man entdeckte, daß er auf dem Standpunkt des Tönnissonischen „Postimees“ stehe. Als der Gefindebesitzer Jüriado, der seinerzeit Abgesandter des allestnischen Volksdelegierten-Kongresses gewesen war, über die Resolution dieses Kongresses nähere Erläuterungen geben wollte, wurde ihm das Wort entzogen, „weil er im Chorus der Bourgeois“ mitgestimmt habe. Die Versammlung wurde mit dem Gesang der Marseillaise abgeschlossen. (Nordl. Ztg. nach dem „Audised“.)

Anfang Dezember. Libau. Die Stadt geriet dank der starken Garnison zwar nicht in die Hände der sozialdemokratischen Komitees. Aber diese waren tatsächlich von sehr großem Einfluß. Sie wurden tatsächlich auch von den besitzenden liberalen Klassen pekuniär unterstützt. Wie weit ihr Einfluß reichte, zeigt die Tatsache, daß sogar ein Zollkreuzer, also ein

Regierungsschiff, auf Verlangen des Komitees einen mit Getreide befrachteten Dampfer verfolgte, als das Komitee beschlossen hatte, die Ausfuhr von Nahrungsmitteln zu verbieten. (Vgl. Die Lettische Revolution, Bd. II, S. 273.)

Am 5. Dezember brach unter den Elementarschülern zum zweiten Mal ein Streik aus. Bei der Stiftsschule kam es zu einer lebhaften Kundgebung der streikenden Schulkinder, die schließlich durch Dragoner vertrieben werden mußten.

Am 5. Dezember erließ der Chef des Libauschen Rayons folgende Bekanntmachung: „Die Reden der Agitatoren nehmen in letzter Zeit die Form des offenen Aufrufs zum Aufstande an. Das Vorgehen der Hooligans dokumentiert sich in Raubüberfällen, Morden und Blundersungen. Ich fordere die friedlichen Bürger, Kinder, Jünglinge und Frauen eindringlich auf, sich bei Ausbruch auch nur der geringsten Unruhen nicht auf den Straßen aufzuhalten.“

Anfang Dezember. Stomersee (Livl.). Das Gutshaus in Stomersee war stark besetzt worden und wohl mit Proviant versehen. Hier lag eine Besatzung von 30 Kosaken, zu der noch Ende November 24 Kosaken aus Tirsen gestoßen waren. Hierher hatten sich auch die Herren aus Alt-Schwaneburg begeben (vgl. o. S. 105). Auf dieses besetzte Schloß hatten es die Revolutionäre besonders abgesehen. Es sollte erstürmt werden. Von ringsumher wurden die Volksmilizen aufgeboten. In der Nacht zum 2. Dezember langten nicht weniger als 7 Eisenbahnzüge mit Bewaffneten an, es sollen schließlich gegen 5000 Mann, davon etwa 2000 mit Gewehren, hier konzentriert gewesen sein. Die Belagerten wollten sich jedoch nicht ergeben. Da wurde am 2. Dezember nachts allmählich der ganze Hof in Brand gesteckt. Da beschloß der Kosakenoffizier abzugehen, weil er Futtermangel befürchtete. Mit ihm zogen dann auch die deutschen Herren ab. „Hinter ihnen ging das schöne Schloß, das Heim der berühmten Sängerin Baronin Alice Wolff geb. Barbi, in Flammen auf mit all seinen herrlichen Kunstwerken.“ (Die lett. Revolution II, 237.) — Einer der Herren, Manfred Baron Wolff-Dickeln, geriet auf dem Rückzuge in die Hände der Aufständischen. Er berichtete darüber (im „Rig. Tagebl.“): „Ich wurde in Bolwa von unserer Hauptmacht abgeschnitten, weil ich meiner Pferde wegen und mich selbst krank fühlend, im Weshetrug blieb, da ich jenseits der livländischen Grenze alles ruhig glaubte. Am nächsten Morgen weiterfahrend, wurde ich im Walde überfallen und da mein Mauser wahrscheinlich zu meinem Glück versagte, entwaffnet und nach Schwaneburg zurückgeführt. Nach längeren Verhandlungen wurde mir gestattet nach Riga zu reisen; die

Gründe waren der Einfluß der Führer, die keine Gewalttaten wollten, auch über die Brandstiftungen sehr unglücklich waren, und ein Schreiben des Kommandierenden in Sitta, der, im Falle mir etwas zustoßen sollte, mit sofortigen Repressalien drohte. Ich wurde darauf nach Stockmannshof gebracht, von wo ich in Riga eintraf. Das Betragen der Führer gegen mich war ein rücksichtsvolles.“

5. Dezember. Meiran (Skivl.). Der Arrondator des Gutes E. Hirsch, ein Mann lettischer Herkunft, wird von vier Revolutionären erschossen.
6. Dez. Oberpahlen (Mivl.). Unter den zum Markttage gekommenen Leuten macht sich eine gewisse Erregung bemerkbar. Man spricht vom drohenden Staatsbankrott und erwägt die Zurückziehung der Einlagen aus den Sparkassen, auch die Schließung der Monopolbuden. Jedoch war die allgemeine Stimmung gegen die Anwendung von Gewalt; die Gemeindeverwaltungen sollten vielmehr ersucht werden, die Schließung zu verfügen. Die Gemeindebeamten von Kurrista schlossen denn auch alle an der aus Oberpahlen nach Laisholm führenden Poststraße belegenen Krüge und zwei an derselben Landstraße belegene Monopolbuden und versah die Büffets mit dem Siegel der Gemeindeverwaltung.
6. Dez. Mitau. „Trostlos lauten die Nachrichten vom Lande“ — so berichtet ein Korrespondent aus Mitau. Ueberall wird das Militär zurückgezogen, zum Teil in solcher Hast, daß die Bewohner der Güter, Pastorate, Doktorate und Forsteien kaum Zeit haben, mit dem Nötigsten unter dem Schutze der abziehenden Truppen nach Mitau zu flüchten. Unsere Hotels vermögen die Flüchtlinge, die oft nichts als das nackte Leben gerettet haben, nicht mehr zu beherbergen, so daß viele in Privathäusern Aufnahme suchen müssen. So trafen in der Nacht vom 4. zum 5. Dez. sämtliche Ekauer, 35 Fuhren von 56 Dragonern begleitet, nur mit dem Nötigsten versehen, hier ein, Schloß, Pastorat und Doktorat mit allem Zubehör den Revolutionären überlassend. Und gut, wenn eine solche Flucht noch ohne Störung verläuft und die Rettung Suchenden nicht, wie das mehrfach geschehen, unterwegs Tage lang von den Haufen gefangen gehalten werden. Und in all den herzerbrechenden Jammer tönt immer und immer wieder der schrille Ruf von neuen Morden hinein. So haben die Aufrührer am 5. Dez. nachts das Gut Paulsgnade überfallen und den Verwalter Samse, trotzdem dieser keinerlei Widerstand leistete, so übel zugerichtet, daß er am folgenden Morgen seinen Wunden erlag. —

In Mittau selbst besserte sich in diesen Tagen die Situation durch das entschiedene Vorgehen des Gouverneurs Rnjasew. Auf den Straßen werden keine Erzeße geduldet, Patrouillen durchziehen die Stadt, überall sind Pifetts aufgestellt. Alle Fabriken arbeiten, die Post wird am 8. Dez. wieder eröffnet.

7. Dez. Wiezernhof (Livl.). Die Ritterschaftsforstrei W. wird mit sämtlichem Inventar eingekäschert. Am folgenden Tage auch das Jagdhaus. — In der Trikatenschen Forstrei Uhd rin werden die Möbel demoliert.
7. Dez. Libau. Alle Postbeamten nehmen die Arbeit wieder auf. — Die allgemeine Unsicherheit durch Ueberfälle und Diebstähle nimmt von Tag zu Tage zu.
7. Dez. Arensburg. Estnisches Meeting in der Bürgermusse. Die Eröffnungsrede hält Pastor Kerg, der einen Ueberblick über die Vergangenheit des estnischen Volkes gab, das bisher immer erst ganz, dann halb geknechtet gewesen sei; jetzt aber sei die Zeit der Freiheit gekommen usw. — Dann trat der Student Kann auf, der die Versammlung mit feurigem Pathos zum Kampfe gegen die Regierung und die Reichen aufrief; alle sollten sich auf die Revolution vereidigen lassen. Zum Vorsitzenden wurde schließlich ein Herr Michel Trull gewählt, der gegen Schluß der Versammlung ebenfalls zum Anschluß an die Revolution aufforderte. Da aber forderten die Besonneneren denn doch seinen Rücktritt, den sie endlich, als er nicht gutwillig wich, mit Gewalt durchsetzten. (Ein Augenzeuge H. v. S. im „Arensb. Wochenbl.“)
7. Dez. Dorpat. Auf Anordnung des Gouverneurs wird die sozialdemokratische „Uudiseb“ konfisziert. Daraufhin sammelten sich gegen Abend die Zeitungsverkäufer lärmend und jöhend vor der Polizei am großen Markt und verlangten die Herausgabe der beschlagnahmten Exemplare, da sie in ihren Einnahmen geschädigt würden. Einige Fenster Scheiben und eine Laterne am Marktplatz werden eingeschlagen und viel gesungen und geschrien. Erst gegen 9 Uhr tritt Ruhe ein.
7. Dez. Reval. Der estländische Landtag tritt zusammen, der eine Reihe Beschlüsse faßt, durch die eine Reihe Aenderungen in der Landesverfassung durch Hinzuziehung von Vertretern des Kleingrundbesitzes angebahnt werden sollen. — Der Revalische Generalgouverneur Woronow entsetzt den Stadtrat Lender für die Dauer des Kriegszustandes seines Amtes, desgleichen das stellv. Stadthaupt B ä t s und den Stadtsekretär Pung, und betraut den Stadtrat Erbe mit den Pflichten eines Stadthauptes.

8. Dez. Neuhof (Livl.). Im Gutshause erschienen ca. 20 Männer, darunter auch einer in Polytechnikeruniform, und verlangten die Herausgabe von Waffen. Dem Bevollmächtigten, Oberförster Pohrt, setzte man einen Revolver auf die Brust. Es ertönten auch Rufe: „Nun, so schießt ihn nieder!“ Auch Geld wurde verlangt und eine Schublade des Schreibtisches erbrochen. Ueber die gefundenen Waffen wurde eine Quittung der „lett. sozialdemokrat. Arbeiterpartei“ ausgestellt. Nachdem die Bande sich hatte servieren lassen, verlangte sie Equipagen, aber mit einem Kutscher in Livree, und fuhr nach Engelhardtshof, wo sie ebenfalls mehrere Gewehre konfiszierte.
8. Dez. Puiteln (Livland). Ein Haufe von einigen hundert Mann überfällt das Gut. Nachdem die Leute zuerst im Berwalterhause nichts gefunden hatten, zogen sie vors Herrenhaus, wo sie unter Drohungen die Waffen verlangten und das Haus durchsuchten, wobei sie die Türen einfach einschlugen. Der Trupp wurde von einem nicht zu Puiteln gehörigen jungen Menschen angeführt. Am andern Tage wurde von diesem eine Versammlung einberufen zwecks Vornahme von Neuwahlen in der Gemeinde. Zum Vorsitzenden wurde aber ein Gemeindeglied von Puiteln gewählt, der konstatierte, daß er, sowie viele andere am Tage vorher nur gezwungen ins Herrenhaus mitgezogen seien und unter dem Beifall vieler Versammelten die schärfste Mißbilligung des revolutionären Treibens aussprach, worauf freilich die Sozialdemokraten, die größtenteils von anderen Gütern gekommen waren, energisch protestierten und die Versammlung sich insolge dessen auflöste.
8. Dez. Taps (Estl.). Bei der Station Taps wird ein Waggon überfallen, in dem Waffen für die Landwächter nach Reval gebracht werden. Die Begleitmannschaft weist jedoch die Angreifer zurück, von denen einer dabei getötet wird.
9. Dez. Schloß. Die Revolutionäre unternehmen einen Zug mit wehenden roten Fahnen nach Raugern, wo sie im Gemeindehaus die alte Verwaltung absetzen, die Kaiserbilder, den Reichsadler und ein Heiligenbild abreißen, zertreten und ins Meer werfen.
9. Dez. Die livländische Zufuhrbahn zwischen Marienburg und Stockmannshof, die sich vollständig in den Händen der Aufständischen befindet, wird von diesen als „Lettische Nationalbahn“ eröffnet.
9. Dez. Pinzenberg (Livl.). Auf der Eisenbahnstation wird die Kasse und dann die Postabteilung in Pinzenberg beraubt.
9. Dez. Reval. Die Arbeiter sämtlicher Fabriken treten in den Ausstand. Auf einem Meeting beschließen die Eisenbahner den

Verkehr auf der Bahn zum Stillstand zu bringen. — Einige Gemeinden in den Landkreisen beginnen die Beschlüsse des Dorpater Kongresses (28. Nov. vgl. o. S. 150) zu realisieren. Sie wählen neue Gemeindeälteste, brechen die Beziehungen zur Polizei und den Bauerkommissaren ab, stellen die Pachtzahlungen ein.

10. Dez. Reval. In Stadt und im Kreise Harrien wird der Kriegszustand erklärt. (Er wird erst am 26. Dez. auch auf die drei andern Kreise ausgedehnt.) Der Präses des Eisenbahnstreik-Komitees Soloweitschik, der Revaler Stationschef Gribanow, zwei Ingenieure und eine Menge anderer politisch kompromittierter Personen und Agitatoren werden verhaftet.
11. Dez. Neu-Salis (Livl.). Zwischen Grenzwächtern aus Salismünde und Revolutionären findet ein Gefecht statt, wobei ein Soldat und ein Revolutionär fallen.
11. Dez. Rösthof (Livl.). Als H. Mfr. v. Rot-Rösthof aus Thal, wo er auf einer Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins den Vorsitz geführt hatte, nach Hause fährt, wird beim Krüge auf ihn geschossen. Ein Haufe von ca. 200 Aufständern zog dann nach Rösthof und stellte verschiedene „Forderungen“, die jedoch abgelehnt wurden.
11. Dez. Virginahlen (Kurl.). Der Bierausche Pastor Vogel war nicht zum Gottesdienst nach Virginahlen gekommen, weil da ein Volksmeeting angesagt war. Statt seiner verliest ein Sozialist von der Kanzel eine Predigt (!) und bietet ein junges Paar auf.
11. Dez. Nieganden (Kurl.). Während des Gottesdienstes in der Kirche, als Pastor Lundberg in der Predigt einen Hinweis auf die Nähe des jüngsten Tages macht, wird Einspruch dagegen erhoben, weil diese Lehre eine Volksverführung sei. Unter den Rufen: „Nieder mit dem Pastor!“ wird er zur Hofstraße gebracht, wo über ihn geurteilt werden soll. Er wird jedoch freigesprochen, da die mitgekommenen Gemeindeglieder nur Gutes von ihm aussagten.

Dezember. Polnisch Livland. Die lettische revolutionäre Bewegung greift auch auf die Kreise Rositten und Ludsen (Gouv. Witepsk) über, welche mit der „lettischen Republik“ vereinigt werden sollen. Anfang Dezember brachen große Banden, mehrere tausend Mann, aus Südost-Livland auf, um dies Gebiet zu „erobern“. Ueberall werden auch hier die Gemeindeverwaltungen aufgelöst und neue eingesetzt; mehrere Güter werden niedergebrannt, so Borchow am 4. Dez. Ueberall wird die rote Fahne gehißt. Eine kleine Kavallerieabteilung, die den Banden entgegengeht, wird bei Warlkauy

zur Rückkehr gezwungen, wo dann Monopolbude, Postkontor und Gemeindeverwaltung ausgeplündert und aus der katholischen Kirche die Heiligenbilder auf die Straße geworfen werden. Bis in die Gegend von Rositten rücken die Aufständischen vor.

Ein Balte, der in der Umgegend von Warclany ansässig ist, schilderte seine Erlebnisse in nachstehenden tagebuchartigen Aufzeichnungen (in der „Petersb. Ztg.“):

„5. Dezember. Uns wird mitgeteilt, daß der Hof niedergebrannt und ich erschossen werden soll. Keine angenehme Perspektive, aber wir bleiben, es komme was da wolle. —

6. Dez. Jede Möglichkeit zur Flucht, wenn eine solche versucht werden sollte, ist abgeschnitten. Wir packen das Wertvollste und schicken es auf gut Glück nach Rositten und Ludsen. Das Silber wird im Garten vergraben. Wir sitzen gestiefelt und gespornt die ganze Nacht hindurch und warten — auf den Tod. Die braven Dörfler sind passiv wie immer. Zu Tausenden umlagern sie den Hof; sie warten, bis die Poländer uns niedergemacht haben, um dann zu plündern. —

7. Dez. Wir warten noch immer. Nach Poland hin flammt der Himmel blutigrot. Die Sägemühle wird niedergebrannt.

— 8. Dez. Um 1 Uhr mittags erscheint johlend und brüllend eine bis an die Zähne bewaffnete Bande. Die Poländer sind da. Viele haben Militärkarabiner und Nagaiken. Sie fordern die Waffen und drohen im Weigerungsfalle mit dem Tode. Der scheint im Hinblick auf die Situation sicher, denn ich bin der einzige wehrfähige Mann. Ich tue den Leuten ihren Willen, zähneknirschend, aber ich tu's — hinter mir stehen Mutter, Weib und Kind. Ich rede mit den Leuten, nicht gerade sanft, weder hat man den Stil dafür, — und wozu auch. Lieber läßt man sich brechen als biegen. Meine Frau stürzt sich löwenkühn in den mich umzingelnden Haufen. Die Leute weichen zurück, und als ein baumlanger Kerl einen „Lümmel“ an den Kopf bekommt, da grinst er verlegen und sagt „pardong leelmahing“; wir lachen und das wirkt befreiend. Dann rede ich. Ich mache den Kerlen klar, daß es ein Blödsinn ist, alles niederzubrennen, und schließe mit der sakramentalen Phrase: „nur Vieh kann so dumm sein.“ „Ta nu gan“ (so ist es) tönt es zurück. Die Situation ist gerettet. Einige Simer Branntwein und ein Vagen Bargeld tun das Uebrige. Man schwört Urfehde. Es kommt noch Branntwein. Revolutionäre Lieder werden gebrüllt. Dann zieht die Bande mit Hofespferden zur Monopolbude, die demoliert wird. Der Branntwein wird bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. —

9. Dez. Neue Gefahr im Anzuge. Die Altgläubigen sind von gewissen Autoritäten mobilisiert worden; auch hier kennt man

die „Tschornaja Sotnja“. Die Livländer haben Warflan verlassen, die Altgläubigen rücken mit Heiligenbild und Fahne vor. Sie schlagen einen harmlosen und ordentlichen lettischen Arrondator tot, einem zweiten ebenso unschuldigen wird das Gehöft über dem Kopf angezündet. Die Wogen des Patriotismus werden von „zuständiger“ Stelle kräftig angeblasen und sie gehen hoch. Eine Judenhege soll von den Altgläubigen inszeniert werden. Eine Bande Livländer erscheint zum Schutze der Juden; beiläufig plündern sie Hof Galehn, erschießen die betagte Wirtin, nehmen Geld und Silber sowie sechs Kutschpferde mit. — 10. Dez. Auszug der Juden aus Warflan. Am Abend sind in Warflan 1000 Livländer. — 11. Dez. Verhandlung der Livländer mit den Altgläubigen durch Vermittlung des Popen, des Ksędz und des Rabbiners. Die Altgläubigen verlangen Anerkennung der Selbstherrschaft, die bewilligt wird. Dann ziehen sie ab und die Livländer zerstören die Telegraphenleitung; sie entwaffnen alle Landgendarmen und lynchen einen Pferdedieb. Die Gerichtsbarkeit geht in die Hände der Aufständischen über. Waldsirevel werden mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft. Der liebe Gott wird feierlich abgesetzt, wogegen die katholischen Aborigenen und die Altgläubigen protestieren. Bei uns erscheint wieder eine Bande, doch löst sich der Schreck in Wohlgefallen auf: die Kerle wollen Branntwein und sie requirieren Pferde auf drei Tage. — 12. Dez. Militär soll anrücken. Die Livländer verschwinden von der Bildfläche; nur eine Bande von ca. 100 Mann treibt sich noch umher. Sie holen sich regelmäßig ihren Schnaps ab. — 13. Dez. An der Hofspforte prangt wieder einmal mein Todesurteil. Hängt's niedriger. — 14. Dez. Kriegsrat. Wir bleiben, wo wir sind. Niemand entgeht seinem Schicksal. Wir erwarten es lieber auf eigenem Boden, als irgendwo in Preußen. Das ist ja aber wohl Gewissenssache. — 15. Dez. Hilfe nirgends zu sehen. Was man so „Autoritäten“ nennt, hat den Kopf verloren. Telegramme und Briefe nach Petersburg bleiben ohne Erfolg. Was ist das? Wo leben wir? Was soll daraus werden? Wir sind von der Welt abgeschnitten, wir wissen nicht, was dort vor sich geht. Besteht in Rußland noch eine Regierung, oder haben wir unsere Sache auf nichts gestellt?“ —

Erst nachdem eine Deputation aus dieser Gegend am 17. Dez. vom Grafen Witte empfangen worden war, erschienen hier endlich Truppen und machten dem Treiben ein Ende. (Vgl. Lett. Revolution II, 279.)

29. Nov. — 11. Dez. Riga. In den letzten Novembertagen und Anfang Dezember herrschte in der Stadt allenthalben eine außerordentlich schwüle Stimmung. Die Situation hatte sich

bis aufs äußerste zugespitzt. „Die Bevölkerung der Stadt“, so faßt der Rigaer Börsenkomitee die Situation zusammen (Rig. Handelsarchiv 1906, I, 14), — „wurde durch an den Straßenecken angeschlagene obligatorische Verordnungen und Publikationen von den Verfügungen des Föderativ-Komitees (Romanowstr. 25) oder des Exekutiv-Komitees der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Kenntnis gesetzt. Diese Komitees hielten Gericht, fällten Urteile und vollstreckten dieselben. Mordmorde von Polizeibeamten, Soldaten und Privatpersonen erfolgten täglich. An den Versammlungen der sich konstituierenden politischen Parteien, meist demokratischer Richtung, nahmen gleichzeitig Regierungsbeamte und Revolutionäre teil, und das Präsidium in diesen Versammlungen lag zuweilen gleichfalls in den Händen von Staatsbeamten. Die Streibewegung in den Schulen wurde von Lehrern warm unterstützt und die Erklärungen resp. Forderungen der „Deputierten“ aus der Zahl der Schüler mittlerer Lehranstalten in den russischen Zeitungen publiziert. Alles und alle waren in Bewegung, Alles forderte, protestierte, faßte Beschlüsse und Resolutionen, administrierte und regierte. Nur die Regierungsorgane ließen sich nicht sehen und nichts von sich hören.“ —

Das Leben stockte. Die Stadt war durch den Post- und Telegraphenstreik von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten. Im Laufe des Dezembers wuchs die Zahl der Verbrechen ungeheuer an, fanden in diesem Monat doch nicht weniger als 44 Morde, 72 Mordversuche und 65 Raubüberfälle statt.* Das Gefühl der Unsicherheit stieg von Tag zu Tage in der Erwartung hereinbrechenden Unheils. Die Garnison war klein; der kommandierende General v. Poppen beschloß für den Fall eines offenen Kampfes die innere Stadt zu halten; den Umfang bezeichneten zwei Demarkationslinien: bis zum Stadtkanal und eine weitere bis zur Elisabethstraße (Vett. Revolution II, 279). Die Banken, von denen manche Extrajuchsvorrichtungen einrichteten, wurden durch den Selbstschutz Tag und Nacht bewacht; auf die Straße ging man nicht ohne den Revolver in Bereitschaft zu haben. —

Am 29. November beschloß eine Versammlung der Post- und Telegraphenbeamten im Gewerbeverein unter dem Vorsitz des berühmtesten Maxim ihren Streik fortzusetzen und die Aufforderung des Chefs, daß einige Beamte zu wichtiger Besprechung zu ihm kommen möchten, zu ignorieren. — In der Mühlenstraße kommt es zwischen estnischen und lettischen

*) Vgl. Vett. Revolution II, 384. — Die Chronik kann im Folgenden nicht alle diese Fälle aufzählen, sondern nur die wichtigsten hervorheben.

Rekruten zu einer Schießerei, an der sich dann auch andere Personen beteiligen; 2 Menschen werden dabei erschossen und 7 schwer verwundet. — Der Kornett Unger wird in der Waagestraße von einem Haufen überfallen und seines Säbels beraubt. — Ein privater Dampfer, der das Eis zwischen der Stadt und Hasenhofen aufbrechen will, wird von einer Volksmenge zweimal beschossen und muß sich zurückziehen.

Am 30. November wurde wieder eine Versammlung der Telegraphenbeamten abgehalten. Hier erschien im Auftrage des Chefs ein Beamter und eröffnete den Streikern, daß sämtliche Beamte entlassen seien, sie jedoch neue Gesuche um Wiederanstellung einreichen könnten. Auf des wiederum präsidierenden Marim Vorschlag wurde beschlossen, daß keiner ein solches Gesuch einreichen dürfe. — Beim Hotel Warschau wird ein Herr von 3 Leuten überfallen; man alarmiert die „Nachbarhülfe“, worauf einer der Banditen in der Johannisstraße verwundet und verhaftet wird. — In der Malerstraße wird ein Offizier von einem Haufen überfallen; es wird von beiden Seiten geschossen. Eine Soldatenpatrouille verfolgt schießend die Strolche, die jedoch entkommen. — Abends spät bricht unter der Bevölkerung Thorensbergs eine Panik aus durch das Gerücht, ein großer tausendköpfiger Haufe Bewaffneter ziehe von Mitau heran. Die Arbeiter der Nachtschicht in den Fabriken legen die Arbeit nieder, um dem Haufen, der nach einer Version die „schwarze Esotnja“ sein sollte, entgegenzutreten. Zur Beruhigung der aufgeregten Einwohner wurde Infanterie und Kosaken nach Olai gesandt, die jedoch nichts fanden. Nur waren abends zwei Forstleuten von einer längs der Mitauer Chaussee ziehenden Bande überfallen worden.

Auch im Bezirk der Alexanderpforte kursierten damals Gerüchte, daß die „schwarze Esotnja“ in allernächster Zeit in Aktion treten werde. Eine Bestätigung des Gerüchts sahen die Leute darin, daß sich an einer Anzahl von Häusern Zeichen in roter, blauer und gelber Farbe angemalt fanden; man erklärte sich das so, daß rot dabei Inbrandsteckung bedeuten sollte, blau — Demolierung, und gelb — Verschonung des Hauses. Ihren realen Grund mögen solche Gerüchte darin gehabt haben, daß die revolutionären Führer — Sicheres darüber kann die Chronik noch nicht registrieren — in der Tat die Absicht hatten, in diesen Tagen loszuschlagen. Sie rechneten auf etwa 20,000 organisierte Arbeiter in der Stadt und auf großen Zuzug ausländischer bewaffneter Banden vom flachen Lande. Freilich mußten sie selbst einräumen, daß sie die Massen kaum mehr in der Gewalt hatten, so daß es also beim Eintreten wirklicher Kämpfe, wie etwa in Tuckum, ohne Frage zu

Ausbrüchen wildester Gewalttätigkeit hätte kommen können. Drei Punkte waren es, deren sich die Revolutionäre hätten bemächtigen müssen, um die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen: das Schloß, das Stadthaus und das Ritterhaus. Das Schloß wurde durch Militär bewacht; im Stadthaus waren 20—30 Soldaten postiert und außerdem wachte eine größere Anzahl wohlbewaffneter Herren vom Selbstschutz, der planmäßig im Gebäude verteilt war, — ebenso im Ritterhause.

1. Dezember. Streik des Lehrpersonals der städtischen Kinderasyle; es verlangte die Einführung eines neuen Lehrplans. — Auf der Katholischen-, der Peterholm- und der Duntenhoffschen Str. werden 5 Schugleute überfallen und ihrer Revolver beraubt; ein sechster wird auf der Jaroslawschen Str. überfallen und durch Revolvererschüsse verwundet. Abends bringt eine bewaffnete Bande in die Wohnung eines Polizeirevier-aufsehers in der Kalnezeemischen Str. und nehmen ihm ein Gewehr und seinen Säbel ab.

2. Dezember. Die Baltische konstitutionelle Partei hält abends im Gewerbeverein eine Versammlung ab, die, auf Antrag des Vorstandes, nicht nur beschließt, um Aufhebung des Kriegszustandes zu petitionieren, sondern sogar die Resolution faßt, — sich dem „vierschwänzigen“ Wahlrecht und zwar „für die erste Reichstagswahl“ anzuschließen! An der Versammlung nahmen gegen 1000 Personen teil, von denen kaum ein Duzend gegen diese Resolution stimmte, ein Ergebnis, das viele sich durch den beliebten Modus der eilig inszenierten Abstimmung — wer dafür war, sollte sitzen bleiben, wer dagegen, aufstehen — zu erklären suchten. — In der Sprengstr. werden nachts zwei Schugleute erschossen, ein dritter schwer verwundet.

3. Dezember. An verschiedenen Stellen der Stadt werden 4 Personen überfallen und, z. T. schwer, verwundet. — Nachts werden größere Unruhen erwartet. Das Publikum wird vielfach von der Polizei gewarnt, in dieser Nacht auf der Hut zu sein. Jedoch die kritische Nacht vergeht und der erwartete Angriff erfolgt nicht.

4. Dezember. Eine Monopolbude wird um 700 Rbl. beraubt. — Nicht weniger als 7 Personen werden ermordet, 3 andre schwer verwundet.

5. Dezember. Der Minenkreuzer „Abrek“, mit 6 Geschützen und 70 Mann Besatzung, trifft in Riga ein und geht beim Schloß vor Anker. — Zehn Bewaffnete überfallen eine Werkstatt in der kl. Schloßstr. mitten in der Stadt; sie rauben einen Revolver.

6. Dezember. Die „Krippe“ muß geschlossen werden, weil die Mägde streiken. — In der Grabenstr. wird ein Kosak entwaffnet und schwer verletzt. — Zu einer Konditorei in der Dorpater Str. rückt ein Haufe streifender Bäckerknechte, um den Inhaber zu zwingen seine Austräger zu entlassen. Dieser setzte sich zur Wehr, es kam zu einer Schießerei, bei der ein Bäckerknecht erschossen wurde.

7. Dezember. Im I. Lett. Theater werden während der Vorstellung 2 Stinkbomben geworfen. — Eine Versammlung der Post- und Telegraphenbeamten beschließt u. a., an die Bevölkerung die Bitte zu richten „auf die Dienste der Post zu verzichten“, und den Streik fortzusetzen. Doch geht am folgenden Tage ein Teil der Postbeamten unter militärischem Schutz an die Arbeit.

8. Dezember. Das Föderativ-Komitee der Rigaer sozialdemokratischen Arbeiterorganisation erläßt durch Anschläge obligatorische Verordnungen, u. a.: für die Tage des Generalstreiks keine Wohnungsmiete zu zahlen. Den Hausbesitzern wird verboten, die Pässe behufs Anmeldung in der Polizei zu verlangen. Hausknechten und Nachtwächtern wird verboten, nachts Schutzleute, Gendarmen oder andere bewaffnete Gruppen in Häuser und Höfe einzulassen. Schließlich wird auch verboten, auf den Straßen verhaftete Hooligans ins Gebäude des Neuen Lettischen Vereins abzuführen, welches durchaus nicht dafür bestimmt ist. — Die von Riga auslaufenden Telegraphenlinien werden größtenteils durch Abschneiden unterbrochen. Von den Telegraphenbeamten melden sich indeß 25 und etwa ebensoviele Postbeamte wieder zum Dienst.

9. Dezember. Das Föderativ-Komitee fordert, gleichsam als „temporäre Regierung“, von Handelsunternehmungen, Trakteuren und Getränkeanstalten unter Androhung von Boykott und Gewalt die Zahlung jener Steuern, die bisher der Krone und der Stadtkasse zufließen.

Beginn eines neuen Eisenbahnstreiks. Eine Versammlung der Eisenbahner in einer Werkstätte der Dreier Bahn wird durch die Veredsamkeit des auch hier wieder präsidierenden Magim, obgleich im allgemeinen wenig Stimmung dafür vorhanden war, zu dem Beschlusse hingerissen, aufs neue und sofort in den Ausstand zu treten. Dieser Streik dauert bis zum 23. Dezember.

10. Dezember. In die Navigationschule des Börsenkomitees bringt vormittags eine Anzahl bewaffneter Leute, darunter 2 Studenten und 2 Schüler, zerschneiden die Telephonverbindung und verlangen von den Schülern, daß sie

gewisse ihnen vorgelegte „Forderungen“ durch ihre Unterschrift billigen sollten. Etwa zwei Stunden lang währten die Unterhandlungen, bis es dem Lehrer gelang die Polizei in der Stadt zu benachrichtigen. Als diese mit Kosaken eintraf, entflohen die Aufwiegler. Die Schule wurde jedoch vorläufig geschlossen, da man den Schülern gedroht hatte, jeden, der am Unterricht weiter teilnehmen werde, zu erschießen.

Ueberfall und Mord. Gegen 5 Uhr abends saßen einige Herren, unter ihnen der Kaufmann Hugo Engelhardt und der Glasermeister Joh. Krüger, im Restaurant „Tivoli“, das mitten in der Stadt in der Herrenstr. gelegen ist. Unweit von ihnen saßen zwei unbekannte gutgekleidete Herren, die zufällig mit den Obengenannten in einen politischen Streit gerieten. Von beiden Seiten fielen scharfe Ausdrücke, worauf sich die beiden Fremden entfernten. Gleich darauf kam Herr Heinr. Miram ins Lokal und setzte sich zu Engelhardt und Krüger. Es verging über eine Stunde. Da betraten 15 mit Revolvern bewaffnete Fremde das Lokal und wollten Engelhardt an Ort und Stelle niederschießen, wurden aber daran durch das Restaurationspersonal gehindert. Es gelang ihnen jedoch Engelhardt auf die Straße zu zerrn, worauf sie ihm die Augen verbanden, ihn in eine Droschke setzten und zu den Sandbergen hinausführten, um ihn zu erschießen. Sie gaben dort auf ihn unzählige Schüsse ab, von denen 4 trafen, worauf er sich tot stellend zur Erde stürzte und Todeskrämpfe simulierte. Darauf verließen die Attentäter den Tatort, um nach einer kurzen Zeit wiederzukehren und sich von seinem Tode zu überzeugen. Engelhardt simulierte eingetretenen Tod und hörte eine Frauenstimme in lettischer Sprache sagen: „Es sind 5 Minuten vergangen, der ist bereits ein Nas.“ — Nachdem Engelhardt mit der Droschke abgeführt worden war, verließen auch Krüger und Miram die Restauration. Auch diese wurden in derselben Weise ergriffen und nach den Sandbergen entführt. Krüger wurde, durch vier Schüsse getötet, am nächsten Morgen dort aufgefunden; Miram, der von 10 Schüssen am Kopf, Arm, Rücken, Unterleib verwundet worden war, wurde um 9 Uhr morgens ins Stadtkrankenhaus eingeliefert. Er verschied auch am folgenden Tage. Engelhardt gelang es, sich am Morgen früh bis zur Stadt zu schleppen und dort eine Droschke zu gewinnen, die ihn ins Krankenhaus brachte.

11. Dezember. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr abends geht der Polizei die (wie sich erwies falsche) Meldung zu, daß in der Gregorstr. in der Mitauer Vorstadt ein Oberst soeben überfallen worden sei. Sofort wurden nun der Pristawgehilfe Porshizki und der Revieraufseher Borissowitsch mit 8 Schutzeuten dorthin

gefannt. Die Polizeioffiziere und die Schutzleute wurden beim Eintreffen in der Gregorstraße von einer etwa 200köpfigen Menge umringt, ihrer Säbel und Revolver beraubt. Die beiden Polizeioffiziere und ein Schutzmann wurden hierauf in Fuhrmannswagen zum Schienengeleise der Bolderaauer Bahn gebracht und hier, trotzdem der Schutzmann bat, ihn seiner zahlreichen Familie wegen leben zu lassen, aufgestellt und niedergeschossen. Den übrigen entwaffneten Schutzleuten gelang es zu entfliehen, wobei einer verwundet wurde, zwei andere Schüsse durch den Mantel erhielten und einem die Mütze durchbohrt wurde.

12. Dez. Dorpat. Ein sozialdemokratisches Meeting in der Universitätsaula hatte tags zuvor (11. Dez.) die Inszenierung eines Generalstreiks beschlossen. Der erste Versuch damit wurde auf dem Fleischmarkt gemacht, doch scheiterte er völlig; die Fleischer traten den Streikführern mit geschwungenen Beilen und Messern entgegen und zwangen sie zum Abzücken. Dann erhielt der Trupp Nachschub und bewegte sich bald nach 10 Uhr vormittags zum Faureschen Etablissement, um dort die Arbeit zum Stillstand zu bringen. Aber auch hier stießen sie auf die energische Unlust seitens der Arbeiter, und sehr zur rechten Zeit sprengte eine kleine Kosakenpatrouille heran; bei deren Erscheinen zerstreute sich die fast ausschließlich aus Halbwüchslingen und kleinen Burschen bestehende Menge. Die Bürgerwehr, die am 10. Dez. in Funktion getreten war, war seit 12 Uhr mittags konsigniert. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr trat ein beträchtlicher Teil der Bürgerwehr aus dem Rathause vor und wurde von den dort angesammelten Hooligans, einer großen Menge, bespöttelt. Als darauf die Masse auf die Bürgerwehr noch weiter eindrang und sie mit Steinen bewarf, wurden einige Duzend Schüsse in die Luft gefeuert, worauf die Menge zurückwich und die Bürgerwehr in mehreren Patrouillen auf die Straßen rückte. Nach ihrem Abzug sammelte sich rasch wieder eine Menge von Hooligans vor dem Rathause an. Da ritt eine Kosakenpatrouille heran, die anfangs in die Luft feuerte; als dies aber nicht die gewünschte Wirkung hatte, feuerte sie in der Richtung der Kühnstraße, wobei 2 Pferde getroffen und mehrere von den Tumultuanten verwundet wurden. Damit war der Generalstreik beendet.

Einige Tage später wird ein Protest gegen die Bürgerwehr in Form eines Anschlages am schwarzen Brett der Universität von der Ortsgruppe des „Akademischen Bundes“, unterzeichnet vom Professor Jaroski als Präses und einem gewissen N. W. Sacharow, veröffentlicht. Hier wird die Bürgerwehr beschuldigt, „friedliche Bürger“ durch ihr Schießen

der Todesgefahr ausgesetzt und „das grausem blutige Vorgehen“ der Kosaken und der Polizei gegen den „friedlichen Haufen“ veranlaßt zu haben.

12. Dez. Libau. Der Telegraphenchef Beckmann wird von Unterbeamten durch Revolvergeschüsse ermordet.
12. Dezember. Walf. Eintreffen von Truppen unter Generalmajor Alex. A. Orlov.

Seit dem 4. Dezember war die „Volzherrschaft“ in Walf immer übermächtiger geworden. Am 10. Dez. werden wieder die Getränkehandlungen gewaltsam geschlossen, die Polizei sieht dem Treiben ohnmächtig zu. Nun werden auch Stadtverwaltung wie Polizei für abgesetzt erklärt und neue Stadtvertreter ernannt. Am folgenden Tage sind alle Geschäfte geschlossen und den Fuhrleuten das Fahren verboten. Und als sich die Kunde verbreitet, Militär käme aus Petersburg heran, da wird von den revolutionären Machthabern der Befehl erlassen, daß niemand sich unterstehen solle dem Militär Lebensmittel zu verkaufen.

In diesem Augenblick, am 12. Dezember, trafen endlich mehrere Züge mit Gardetruppen ein: 6 Eskadronen der Leibgarde-Ulanen J. M. der Kaiserin, 2 Eskadronen der Kürassiere J. M. der Kaiserin-Mutter, 1 Schützenbataillon Sr. Maj. des Kaisers, die reitende Gardeartillerie-Brigade, 1 Maschinengewehr-Kompagnie und eine Abteilung des 1. Eisenbahnbataillons. Sie standen unter dem Kommando des Generalmajors Orlov. Das Militär trat nun sofort in Aktion, um die Ordnung wiederherzustellen, in Walf sowie auch weiter im Lande; ein Zug mit Militär wurde schleunig auf der Zufuhrbahn nach Hoppenhof geschickt.

In Walf wurde durch Maueranschläge eine Rundgebung des temp. Generalgouverneurs Esolougub vom 12. Dezember publiziert, durch welche die Einwohner aufgefordert wurden, die Personen, die sich die Funktionen von Verwaltungsorganen angeeignet hatten, namhaft zu machen, und alle Waffen auszuliefern; Widerseßlichkeit wird nach dem Militärkriminalgesetz bestraft. Die schuldigen Gemeinden werden mit hohen Geldstrafen belegt, die allerschuldigsten aber in den nördlichen Gouvernements angesiedelt werden. — Dann begannen die Verhaftungen. Die Schmiedestraße und die nächsten Höfe werden besetzt und in der Karlson'schen Buchdruckerei eine Hausdurchsuchung vorgenommen, worauf der Besitzer F. Karlson und 3 seiner Angestellten verhaftet werden. — In den nächsten Tagen wurden dann noch verhaftet und nach Pleskau geschickt: der Hausbesitzer G. Orgusar, der Weinhändler und Chef des städtischen „Selbstschutzes“ J. Alwer,

der Lehrer der Gemeindeschule Akmentin, der Hilfslehrer der Ermesschen Parochialschule Seltin und eine Anzahl Agitatoren.

13. Dez. Tignitz (Livl.). Das Gutshaus wird von einer großen Bande Aufständischer (vgl. o. S. 197) überfallen. Abends langte ein Eisenbahnzug, der mit mehreren hundert Mann besetzt war, die sogar 3 Ärzte und barmherzige Schwestern mit sich führten, bei der Sägemühle in der Nähe des Gutes an. Die Bewohner der Sägemühle werden überrumpelt, das Telephon zerstört, so daß das Gut nicht gewarnt werden konnte. Dann wurde das Gut besetzt. Der Verwalter Wolf und der Kreischefgehilfe Petkewitsch, der zufällig gerade hinkam, fielen den Angreifern in die Hände. Im Hause wurden die Dielen aufgerissen, die Wände eingerannt, alles zerschlagen, um geheime Verstecke von Waffen zu finden. Aber die Beute war gering, nur 6 Flinten. Dem Kreischefgehilfen wurde sein Revolver abgenommen. Auch eine kleine Völlerkanoë wurde mitgeschleppt; aber sie plagte andren Tages beim Probefießen, wobei mehrere verwundet wurden. Endlich wurde auch den Dienstboten Geld und eine Uhr geraubt. Gegen Mitternacht dampfte die Bande mit ihren Zuge weiter, nach Quellenstein, wo Rat gehalten wurde, was nun weiter zu tun sei. Ein Teil wollte weiter fahren, um Bernau zu überfallen; die Mehrzahl aber wollte eine Lokomotive mit einigen Leuten vorausschicken, um zu erfahren, was ein zweiter Haufe Revolutionäre, der aus Salisburg nach Bernau gezogen sein sollte, unternommen habe. Die Kundschafter kehrten aber zurück mit der Nachricht, daß von den andern nichts zu hören sei. Darauf kehrte der ganze Haufe mit dem Zuge nach Moisküll und Rujen zurück. (Nordlivl. Btg.)

13.—15. Dez. Riga. Dritter Generalstreik.

Während das lettische Föderativ-Komitee sich einem neuen Generalstreik gegenüber ablehnend verhielt, waren der jüdische „Bund“ und die Rigasche Gruppe der „allrussischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei“ dafür und forderten durch Maueranschläge zur Niederlegung der Arbeit auf. Infolgedessen traten schon am 12. Dezember einige Fabriken, in denen vorzugsweise Russen beschäftigt werden, der „Prowodnik“ und die Kusnezowsche Fabrik, in den Ausstand, ebenso der größte Teil der Fabriken in Mühlgraben und an der Roten Düna. Um die Mittagszeit desselben Tages veranlaßte ein Haufe von Leuten auch die Händler auf dem ganzen Markt den Handel einzustellen, während schon morgens Bauern, die Fleisch zum Markt bringen wollten, vom Schlachthause von dort angesammelten Leuten vertrieben wurden. Abends trat dann das Föderativ-

Komitee in der Romanowstr. 25 zu einer Beratung zusammen und beschloß um der Solidarität willen sich dem Wunsche der beiden andern Organisationen zu fügen und zum folgenden Tage den Streik zu proklamieren.

Am 13. Dezember stockte infolgedessen wieder alle Arbeit, aller Handel, aller Verkehr. Nur in den Lebensmittelhandlungen durfte verkauft werden. Durch die Straßen zogen unablässig Militärpatrouillen — im Laufe der letzten Woche war endlich von Dünaburg her Militär mit Geschützen und Maschinengewehren in Riga angelangt. Der Tag verlief im übrigen ziemlich ruhig. An einer Stelle kam es abends zu einem Zusammenstoß. In der Marienstraße schoß ein junger Mensch aus einem Hause auf eine vorüberziehende Patrouille. Die Soldaten schossen auch ihrerseits und der Attentäter wurde schwer verwundet. Durch die Schüsse allarmiert, strömte ein Haufe Volks zusammen, und nahm den Soldaten gegenüber eine so drohende Haltung ein, daß diese genötigt waren auf die immer näher auf sie eindringende Menge zu feuern, wobei eine Person getötet und eine verwundet wurde. Ebenfalls abends sammelte sich ein Haufe Menschen in der Eliasstraße und gab einige 50 Schüsse ab, zerstreute sich aber beim Herannahen einer Patrouille.

Am 14. Dezember versuchten Arbeitergruppen im Kaiserwalde und in einigen Fabriken Meetings abzuhalten, die jedoch vom Militär aufgehoben wurden, wobei den Teilnehmern Waffen abgenommen und einige Agitatoren verhaftet wurden. Auf Befehl des Gouverneurs wurde aus der Pontonbrücke ein Element entfernt, um einen Andrang der jenseits der Düna wohnenden Arbeiter zu erschweren. Unterdessen fand im Hause des II. lettischen Vereins, Romanowstr. 25, eine Versammlung statt, an der einige der besonders hervortretenden revolutionären Führer, der Jude Maxim und Ingenieur Paulisch, der Leiter der Organisation der Eisenbahnbeamten, teilnahmen. Das Komitee sollte nun hier ausgehoben werden. Um die Mittagszeit wurde der Bezirk des Vereinshauses von Truppen umstellt und 2 Kanonen aufgeföhren. Indessen die Sache mißlang. Die Belagerten begannen mit dem Militär lange Unterhandlungen und unterdeß brachten alle Hauptpersonen sich verkleidet, maskiert, über Dächer und Zäune kletternd, in Sicherheit. Doch wurde das Haus militärisch besetzt und das vorgefundene Aftenmaterial konfisziert.

Am 15. Dezember fand beim Bazar Berg eine Zusammenrottung streifender Eisenbahner statt, die aber bald von Dragonern auseinandergejagt wurde. Eine Bande streifender Postbeamten drang ins Postbureau in der Moskauer Vorstadt

und zwang zwei dort arbeitende Beamte zum Mitgehen. Ins Hauptpostgebäude wird nachmittags eine Stinkbombe geworfen. In verschiedenen Stadtteilen werden Volkshäuser von Dragonern auseinandergetrieben, wobei vielfach Einzelschüsse und Salven in die Luft abgegeben werden. Mit diesem Tage aber war die Kraft des Generalsstreiks erschöpft. Er wurde aufgegeben und am folgenden Tage konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden.

14. Dez. Libau. Ein Arbeiter-Rat wird durch gewählte Deputierte von allen Fabriken (je einer auf 200 Mann) gebildet. Er faßt auf seiner ersten Sitzung drei Resolutionen: 1) dem Stadtmagistrat zu erklären: „In Anbetracht des Versuches der hiesigen Fabrikanten, uns durch Schließung der Fabriken zu einem Blutbad herauszufordern und auf unsere Schultern die ganze Last der augenblicklichen Krisis abzuwälzen, in Anbetracht der Flucht der Kapitalisten ins Ausland und des Wunsches der Bourgeoisie, hier einen Bürgerkrieg hervorzurufen, verlangen wir vom Börsenkomitee und der Stadtduma, daß sie eine Summe für den Unterhalt der arbeitslosen und hungernden Arbeiter bewilligen. Wenn diese Forderung nicht bewilligt werden sollte, fällt die ganze Schuld für all das Elend, für die Demolierung der Fabriken usw. auf diese selbe Bourgeoisie, welche sich feige vom Kampfe der Allgemeinheit zurückzieht.“ 2) die Fortsetzung des Post- und Telegraphenstreiks zu unterstützen und 3) den Kaufleuten zu verbieten, die Preise auf Lebensmittel und die wichtigsten Gebrauchsgegenstände zu erhöhen.

12.—20. Dezember. Die Schreckenstage in Estland.

Nach den Verhaftungen in Reval am 10. Dez. veröffentlichten estnische sozialdemokratische Blätter tags darauf die Erklärung, daß nunmehr die Würfel gefallen seien und jeder sich entscheiden müsse, ob er für die Regierung oder das Volk sei. Am 12. Dez. fand dann in Koil im Kirchspiel Hagers in der Nähe von Reval ein riesiges Volksmeeting statt, das den Kampf gegen die Regierung proklamierte. (Zett. Revolution II, 405.) Die Agitatoren, unter denen der Rechtsanwalt Lemant aus Reval, ein hinreißender Volksredner, eine hervorragende Rolle spielte, redeten dem Volke ein, daß der „unenträglichkeitskriegssituand“ auf Betreiben der deutschen Gutsbesitzer eingeführt sei, die dafür nicht hart genug gestraft werden könnten. Und nun flammte der Aufstand auf, zuerst im Kreise Harrien, dann in der Biek und in Jerwen. Von Reval aus zogen bewaffnete Scharen durchs Land, ein Teil nach Osten, andere südlich nach Weissenstein zu auf der einen und bis vor

Deal auf der andern Seite. Meist waren es wohl Arbeiter aus Kevaler Fabriken, doch befanden sich wohl auch andere Elemente unter ihnen, wie der Fall in Zegelecht zeigt, wo einer von der eingedrungenen Bande sich ans Klavier setzte und einige Stunden vortrefflich seinen Kumpanen zum Tanze aufspielte. Vielfach waren auch Letten unter diesen Estland durchtobenden Banden. Die Hofsarbeiter wurden gezwungen mitzumachen, was manche auch bereitwillig taten, während sehr viele sich freilich dem durch Verstecken entzogen. Auch die Bauernwirte beteiligten sich vielfach nur gezwungenermaßen; in mehreren Fällen waren sie es, die größeres Unheil verhinderten, so z. B. in Neu-Merjama, in Kautel, in Badenorm. Allorts wurden die Gutshäuser überfallen und in wenigen Tagen ihrer 54 niedergebrannt (vgl. w. u. das Verzeichnis) und 40 andre wenigstens demoliert. So schnell segte dieser Sturm über das Land, daß schon am 15. Dez. eine von diesen Banden über die fioländische Grenze ins Jakobische Kirchspiel drang (vgl. u. S. 232).

Schon am 13. Dezember morgens traten die Leute vom Koillschen Meeting in Aktion. Die benachbarten Gutsbesitzer v. Lueder-Koill und E. v. Hamm-Sallentack wurden gefangen genommen und mehrere Tage lang auf abgelegenen Wegen hin und her geschleppt, mit knapper Not entgingen sie dem Schicksal erschossen zu werden (vgl. die Schilderung eines von ihnen, v. Hamm, „Aus Estlands roten Tagen.“ Helsingfors 1906. S. 20 ff.). Gleichzeitig waren auch noch zwei andre von ihren Nachbarn in die Hände der Aufrührer gefallen. Ein Privatbrief des Doktors K. in Hagers („Nordlivl. Btg.“) berichtet darüber:

„Am 13. um 9 Uhr morgens war Hagers mit Banden schon überfüllt, die mit Geheul ins Haus stürmten und alles nach Waffen durchsuchten. Die Familie v. Kogebue-Barthof wurde, auf der Flucht begriffen, überfallen und Herr v. K. arretiert; die Familie suchte im Doktorat Zuflucht. Einige Mal wurden wir noch heimgesucht und es wurde nach dem alten Baron Nikolai Stachelberg-Sutlem geforscht, der sich bei uns versteckt hielt. Die Nacht verlief ruhig. Am 14. Dez. früh kamen wieder Banden, die nach Waffen und Baron Stachelberg suchten. Als etwas Ruhe eintrat, fuhr ich zu einem Kranken. Unterdessen war Baron Stachelberg arretiert worden: er hatte sich selbst gestellt, da die Aufrührer das Haus anzünden wollten. Unter Schimpfen und Stoßen wurde er fortgeschleppt und hohnlachend zeigten sie mir ihren Gefangenen. Auch mir wollte man auf den Leib rücken, doch sprangen Bessergefinnte mir bei. In diesem Augenblick stürmten Dra-

goner heran (die etwa 40 Mann stark von Reval ausgerückt waren und bei der Hagersschen Kirche auf die etwa 200 Mann starke Bande stießen). Es gab ein furchtbares Blutgericht. Die Dragoner gaben keinen Pardon und schlugen darauf los. (Von den Revolutionären wurden 12 getötet, 2 gefangen und mehrere sowie auch 2 Dragoner verwundet.) Baron Stackelberg wurde befreit und fuhr nach Reval.

Mit Herrn v. Kogebue zugleich waren auch die Herren v. Rueder und Ramm gefangen genommen worden. Nach dem Blutgericht blieben die 3 gefangenen Herren verschwunden — wir fürchteten sehr für ihr Leben. Mir maß man die Schuld an dem Gemetzel bei, während ich doch für die Verwundeten gesorgt hatte. Ich bat die Dragoner, unbedingt die drei Gefangenen aufzufuchen. Eine qualvolle Zeit des Harrens brach an; es wurde dunkel: rings brannten die Güter; kein Dragoner erschien. Ich erhielt die Nachricht, daß es nun gegen mich, der ich den Dragonern den Weg gezeigt haben sollte, losgehen würde, doch konnte ich ohne Herrn v. Kogebue nicht fort. Da, um Mitternacht, erschien wie ein Gespenst Herr v. Kogebue — er war entflohen (unmittelbar vor Vollstreckung des gegen ihn gefällten Todesurteils und nach qualvollen Martern — man hatte ihm die Sehnen an den Fingern auseinandergezerrt). Nun fuhren wir sofort alle in milder Fahrt nach Reval. Fast alles ist geflohen und fast alle haben alles verloren.“

Gefangen genommen wurden auch noch an andren Orten einige Personen, so v. Hippus-Neu-Harm, der nach eintägiger Gefangenschaft freigelassen wurde. In Kautel (süd-östl. von Reval) wurde der dort wohnende 83jährige Herr Differt gefangen und sollte getötet werden. Als dann die Bande erfuhr, daß er nicht der von ihnen gesuchte Kreischefgehilfe Brzezinski aus Merjama sei, verprügelten sie den alten Herrn und ließen ihn frei. In Wannamois fielen stud. D. Baron Budberg und der Hauslehrer einer Bande in die Hände und wurden ins Föllsche Gemeindehaus geschleppt, von wo der Hauslehrer bald entkam, Baron Budberg aber noch weiter in ein Gefinde gebracht wurde. Erst als sich die Nachricht von der Ankunft von Truppen verbreitete, zerstreuten sich die Aufständischen am 19. Dez. und überließen ihren Gefangenen sich selbst. Im Allaserschen Gemeindehause wurde Herr. Baron Ungern-Sternberg interniert; er wurde zum Tode verurteilt, nach einigen Tagen aber dennoch freigelassen.

Ueber die Vorgänge im Ksp. Merjama in der Wief berichtet ein Augenzeuge in einem Privatbrief („Düna-Ztg.“): „Gestern, den 15. Dezember — den Tag werde ich sobald

nicht vergessen — verbreitete sich schnell am Morgen die Nachricht, von der Station Hermet kommt eine Bande in der Richtung auf Merjama los, und richtig, eine Stunde später war das Gut W a l k (das von den Aufständischen zum „National-eigentum“ erklärt wurde) vernichtet, ebenso die Brennerei total zerstört. — Gegen 2 Uhr nachmittags sahen wir überm Walde eine schwarze Rauchsäule aufsteigen. Leute, die vorbeikamen, erzählten, Schloß H e i m a r sei demoliert und angezündet. Gleich darauf kamen die Plünderer nach M e r j a m a, zerstörten die Polizei und das Haus des Kreischefgehilfen Brzezinski, schleppten alle Möbel sowie die ganze Kanzlei hinaus und zündeten den Haufen an. Dann wollten sie das Hospital, die Apotheke und das Doktorat vornehmen, die Bauern ließen es aber nicht zu; hierauf wurde das Forsthaus total demoliert. Nun sollten wir an die Reihe kommen, doch wieder waren es unsere Bauern, die uns retteten; sie redeten den Plünderern vor, die Arbeiter würden brodlos, und da ließen sie von uns ab und zogen nach dem Pastorat. Der Pastor war geflüchtet, so ließen sie das Pastorat sein und fuhren nach Alt-Merjama.

In Alt-Merjama wurde das Mobiliar zertrümmert, dann das Gutsgebäude angezündet, die Brennerei vernichtet. Von dort gingen sie weiter nach P e d u a, zertrümmerten die Brennerei und zündeten sie an; von da nach R o s e n t h a l, demolierten die Gutsgebäude und das Herrenhaus und brannten es an. — Du kannst Dir ungefähr dieses furchtbare Drama in unserer nächsten Nähe vorstellen, denn diese 3 Güter liegen 2—2½ Werst von uns ab nach verschiedenen Richtungen und alle brannten zu gleicher Zeit, keine zwei Stunden haben sie gebraucht, um dieses zu vollführen. Nicht genug daran: ich und unser Maschinist standen auf der Landstraße vor der Fabrik, da kam die Horde wieder vorbei und sie riefen: Jetzt gehen wir nach S ö t t k ü l l ! Und richtig, gegen 10 Uhr flammte S ö t t k ü l l hinterm Walde auf und ist total verbrannt. Damit beschlossen die Banden ihr Tagewerk. — Am 16. Dezember brannten sie P a e n k ü l l nieder, nachmittags P a r g e n t h a l, weiter S t e e n h u s e n und nachher S c h l o ß F i d e l. Heute ereilte dasselbe Schicksal das Gut S i p p, T o c k u m b e c k und L u i s t — kurz, ich kann Dir sagen, der Verstand steht einem still ob solcher bestialischen Brutalität, dazu erzählen sie und soll es bei ihnen beschlossene Sache sein, noch im alten Jahre in ganz Ostland alle Güter zu vernichten und dem Erdboden gleich zu machen — möglich ist heute alles, denn in unsrem Kirchspiel (Merjama) haben sie in nicht 3 Tagen 11 Güter demoliert und verbrannt — und von Militär keine Spur!“ —

Kleinere Banden tauchten in den nächsten Tagen auch weiter im Südwesten Ostlands auf. Hier drangen, wie ein Augenzeuge berichtet („Rev. Ztg.“), 10 Bewaffnete am 18. Dez. nachts ins Wohnhaus von Megeboe (Rsp. Hanehl), das nur von Damen bewohnt war. Sie rissen diese aus den Betten, mißhandelten sie in rohester Weise, wobei sie mit Messern und Knütteln erheblich verletzt wurden. Dann schlugen sie sämtliches Mobiliar buchstäblich in Splitter. Dem in der Herberge wohnenden Landgendarmen gelang es einige bewaffnete Leute zu alarmieren und auch aus dem benachbarten Badenorm kam Hilfe. Es gelang 3 von der Bande zu ergreifen. Die Bauerschaft der vereinigten Gemeinden Badenorm und Megeboe war empört über den Vorfall und versammelte sich im Gemeindehause, wo das Verhör der Gauner begann. Sie waren geständig und gaben ihre sämtlichen Komplizen an. Die Gemeinde beschloß außerdem, sofort die sechs Badenormschen Mitglieder der Bande sowie das Frauenzimmer, bei der sie ihre Zusammenkünfte gehabt haben, für immer aus den Grenzen des Gebiets auszuweisen. Durch dieses schneidige und abfolut einmütige Vorgehen der Badenormschen Gemeinde ist großes Unheil verhütet worden. Wie die Gauner später gestanden, haben sie die Absicht gehabt, alle Gemeindehäuser und Güter der Umgegend auszurauben und niederzubrennen.

Auch an andern Orten machte sich schon jetzt eine gewisse Reaktion gegen die Revolutionäre unter dem Landvolk bemerkbar. So beschloß der landwirtschaftliche Verein in Goldenbeck am 18. Dez., ein Telegramm an die Regierung abzuschicken mit dem Ausdruck der treuuntertänigen Gefühle und dem Ausdruck des Abscheus vor den Taten der Aufrührer und Plünderer.

An Mordtaten während dieser Tage seien folgende registriert. Am 16. Dez. sollte in Jeme das Haus des Landgendarmen Brinkmann in Brand gesteckt werden. Als er hinausstürzte, um sich zu verteidigen, wurde er mit Revolverschüssen schwer verwundet niedergestreckt. — Am 20. Dezember wurde in Penningby der Gutsherr A. v. Baranoff ermordet. Bereits am 16. war hier eine Bande erschienen, die sich aber, nachdem sie Geld und Waffen erhalten, wieder entfernt hatte. Dadurch sicher gemacht, hatte v. Baranoff sich entschlossen, trotz der Bitten seiner Gattin nicht nach Reval zu fliehen, sondern auf seinem Gute auszuharren. Am 20. kam nun eine Bande von etwa 30 Mann vors Haus gefahren und begann sofort in die Fenster zu schießen. Herr v. B. wollte nun mit den Seinen das Haus durch den hinteren Ausgang verlassen. Aber kaum hatte er einen Schritt zur Tür hinausgemacht, als er von einem Schuß in die Schläfe getroffen

wurde. Er hatte noch die Kraft ins Zimmer zurückzugehen, wo er sich auf den Divan legte. Aber die Wunde war mit ihm eingedrungen und nun „spielte sich eine entsetzliche Szene ab. Die kleinen Kinder des Todwunden umklammern die Knie der Unmenschen und flehen um Erbarmen, aber mit Kolbenstößen werden sie zur Seite geschleudert, der Sterbende wird aus den Armen der unglücklichen Gattin gerissen und noch vier Schüsse erhält er in den Kopf, bis er vor den Augen der Seinen tod zusammenbricht“ (v. Ramm, Aus Estlands roten Tagen, S. 48). Zwei seiner Mörder, zwei Brüder Rebane, wurden bald darauf ergriffen und standrechtlich erschossen. — Am 21. Dez. nachts dringen fünf fremde Leute ins Haus von Sallentack, um es niederzubrennen. Der treue Gärtner, der seinem Herrn versprochen hatte das Haus nach Kräften zu schützen, tritt ihnen entgegen und bittet und fleht das Haus zu schonen, — aber fluchend schießt einer der Kerle ihn nieder, und das Gebäude geht in Flammen auf (v. Ramm, l. c. S. 49). — Am 21. Dez. trat in Wiesenberg in die Handlung des Stadthaupts Ransberg ein Schuster Hendorf und versuchte diesen zu erschießen. Dreimal versagte jedoch sein Revolver und zwei Kugeln gingen fehl. Wenige Tage später wurde der Attentäter in Taps verhaftet und standrechtlich erschossen.

In diesen ersten Schreckenstagen war das Land schuglos den Ueberfällen preisgegeben. Militär war nicht vorhanden und die kleinen Detachements, die von Reval ausgeschiedt werden konnten, genügten bei weitem nicht. Nur in Nerwen (Weissenstein) stand eine kleine Abtheilung Dragoner. Am 15. Dezember wurden diese nach Koil gegen die dort hausenden Revolutionäre geschickt. Unterwegs hatten sie zwischen Piomets und Wahhast einen Zusammenstoß mit einer Bande, die dabei 2 Mann an Toten verlor. Bei einem von diesen fand man einen Brief, aus dem hervorging, daß am 16. Dezember ein Angriff auf das Waffendepot in Weissenstein geplant war. Sofort kehrten die 64 Dragoner in forciertem Mitt nach Weissenstein zurück und trafen noch rechtzeitig ein, um den Angriff einer tausendköpfigen, meist bewaffneten Menge mit der kalten Waffe abzuschlagen und sie zu zerstreuen; 20 Schwerverwundete blieben auf dem Platz.

Erst am 17. Dezember — in eilfter Stunde, es hätte keinen Tag später sein dürfen — trafen Truppen aus Petersburg in Reval ein, die Gardegrenadiere zu Pferde, dann auch andre, und am 20. Dez. der Kommandeur der Pazifikations-truppen für Estland Generalmajor Besobrasow. Nun gingen stärkere Abtheilungen ins Land. Nach Weissenstein, Taps usw. wurden Marinetruppen gesandt. Gapsal wurde von Kosaken

und einer Kompagnie Infanterie besetzt. Die Kosaken jagten beim Martensschen Krüge eine kleine Bande auseinander, wobei 4 von diesen Leuten fielen. Auch bei Fickel kam es zu einem Rencontre zwischen Kosaken und einer größeren Bande, die starke Verluste an Toten und Verwundeten erlitt. Mit welchem Fanatismus einzelne der Aufständischen sich dem Militär entgegenstellten, zeigt folgendes Beispiel. Eine am 19. Dezember nach Courнал zur Rekognoszierung abgesandte Abteilung Militär von über 100 Mann traf unterwegs einen Schlitten mit nur 3 Insassen, von denen trotzdem einer, als er der ebenfalls im Schlitten fahrenden Militärpersonen ansichtig wurde, die Frechheit hatte, sich mit dem Revolver in der Hand auf den ersten Schlitten zu stürzen. Doch konnte er keinen Gebrauch von seiner Waffe machen, da der im Schlitten sitzende Kreischefgehülfe ihm einen Stoß mit dem Fuß vor die Brust versetzte, so daß er kopfüber in den Graben stürzte. Die Soldaten machten darauf ihn und seine beiden Genossen nieder.

Nach dem Eintreffen hinreichender Truppenmengen wurde dann mit der Säuberung des Landes energisch begonnen. Es erfolgten zahlreiche Verhaftungen. — In Reval ordnet der Generalgouverneur Woronow an, daß nirgendwo mehr als 4 Personen in Gruppen beieinanderstehen dürfen und niemand von 7 Uhr abends bis 5 Uhr früh die Häuser ohne Passierschein verlassen darf.

*

Verzeichnis der in Estland niedergebrannten Güter:

In Harrien: Ilgas, Kostiser, Saage, Penningbn, Pasik, Hallinap, Rajik, Fegfeuer, Wait, Arrowal, Jerlepp, Sellie, Kuimeg, Rai, Attel, Meets, Paunküll, Toal, Tammit, Allafer, Orrenhof, Jernvakant, Waldbau, Kedenpäh, Sallentack, Rehtel, Bachel, Tois, Abdila, Koil. — Zusammen 30 Güter.

In Jermen: Mehhefüll, Laupa, Tedsnal, Kollo. — Zusammen 4 Güter.

In der Biek: Rosenthal, Paenküll, Söttiküll, Kasin, Jersenan, Moissama, Heimar, Walf, Mierjama, Soinig, Luist, Bargenthal, Sipp, Schloß Lohde, Stenhusen, Schloß Fickel, Felds, Jeddefer, Konnofer, Wannamois. — Zusammen 20 Güter. (Vgl. Die lett. Revolution II, 395.)

15. Dez. Bernau. Die Stadtverordnetenwahlen fallen, trotz der heftigsten Agitation, vieler Drohungen und ausgesprengter Gerüchte von Gewaltmaßregeln der Revolutionäre, im Sinne des ordnungsliebenden Teils der Bevölkerung aus. Das Stadthaupt Brackmann hatte darauf bestanden, die Wahlen

trotz allem nicht zu verschieben. Und in der Tat wären sie schon am andern Tage kaum mehr möglich gewesen: Schreckensnachrichten vom Lande trafen ein und viele Flüchtlinge. Es hieß selbst Bernau sei bedroht und so entstand in der Stadt eine nicht geringe Panik. — Indessen hielt das Gefühl der Unsicherheit noch eine ganze Woche an; erst am 24. Dezember rückte Militär in die Stadt, Infanterie und 200 Mann Kavallerie mit 2 Geschützen. Eine Anzahl der Hauptauführer wird verhaftet.

16. Dez. *Kaima* (Viöl.). Gefecht mit Revolutionären. Nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaften aus Estland und dem Jakobischen Kirchspiel im Norden des Bernauschen Kreises, wo am 15. Dezember die Güter Könno, Kaima und Pörräfer niedergebrannt waren, fuhr Landrat A. Baron Pilar-Audern mit seinem 17jährigen Sohn und zwei zuverlässigen Leuten am 16. Dezember nachmittags nach *Kaima* (Kirchspiel S. Michaelis), um hier den, wie signalisiert war, aus Estland her eindringenden Brandstiftern den Weg zu verlegen. Bald kamen diese auch auf Schlitten angefahren. Es kam zu einem kurzen Feuergefecht, worauf die Bande, von der mehrere verwundet waren, Kehrt machte, 3 Gefangene und eine Anzahl geraubter Sachen zurücklassend. Anscheinend war das bloß der Vorab einer größeren Bande gewesen. So blieb Baron Pilar auf dem Platz, um das Gros zu erwarten. Um 2 Uhr nachts rückte die Bande auf einer Reihe von Schlitten wieder an. Inzwischen war aus Bernau ein Sukkurs von 8 Herren eingetroffen. Wieder kam es zu einem kurzen Feuergefecht, durch das die Mordbrenner in die Flucht geschlagen wurden. Ein schwerverwundeter Gefangener, Waffen, drei gestohlene Pferde und eine Schlittenladung geraubter Sachen fielen den Siegern in die Hände. — Darnach schlossen sich 20 Torgelsche Bauern den Herren an, um die Mordbrennerbanden energisch zurückzuschlagen. (Die lett. Revolution II, 408. „Nordl. Btg.“) Vgl. w. u. zum 19. Dez. *Rabbal-Öllepä*.

16. Dezember ff. Die „roten Tage“ im Fennernschen Kirchspiel (NViöl.).

Am 16. Dezember brannte die aus Estland herübergekommene Bande 6 Güter nieder (s. o. S. 206), denen am folgenden Tage Kerro und Neu-Fennern und am 18. Dezember Alt-Fennern folgten.

Der Brief eines Augenzeugen (veröffentlicht in der „Düna-Zeitung“) erzählt von den Vorgängen wie folgt:

„Am 16. Dezember mußten wir aus Fennern fliehen. Schon tags zuvor hörten wir, daß Haufen heranziehen, glaubten

es aber nicht, dachten auch, daß sie Doktorate nicht anrühren würden, nur ordneten wir zum Glück alle Papiere und steckten sie nebst unseren Schmucksachen zu uns. Am 16. um 3 Uhr nachmittags kam plötzlich ein alter Bauer zu uns gelaufen mit der Nachricht, daß ein Haufe von 70 Mann schon in Neu-Jennern sei und brennen und demolieren solle. Bald darauf sahen wir auch Rauch und Flammen aufsteigen. Wir wollten eigentlich im Hause bleiben, doch baten uns unsere Leute flehentlichst fortzugehen und so flohen wir denn in den Wald in ein Bauergesinde. Kaum waren wir fort, so kam der Haufe auch schon zu uns, umzingelte das ganze Haus und suchte nach uns. Auch das Haus hatten sie anzünden wollen, doch hatten unsere Leute so gebeten es stehen zu lassen, daß sie das Brennen bleiben ließen, nur entseßlich durchwühlten und nach Waffen durchsuchten, aber sonst nicht allzuviel stahlen. Darauf zogen sie weiter und zum Unglück gerade auf das Gesinde zu, in dem wir waren; wir hörten sie kommen und flohen weiter in den Wald. Hier suchten uns unsere Leute auf, hatten uns schon die Pferde angespannt und so fuhren wir durch die Nacht in leichten Kleidern, wie wir waren, die 56 Werst bis Bernau, nur auf Waldwegen. Sie sollen uns nachher noch auf zwei Schlitten nachgejagt sein, haben uns aber nicht eingeholt. Sonst sind alle Güter in unsrer Gegend abgebrannt, das schöne Gutshaus in Kerro ist ein Schutthaufen. Herr und Frau v. Kenteln sind verwundet und geflohen, Karlsruh ist abgebrannt, die alten Damen Fräul. v. D. und Baronin F. sind zu Fuß fortgegangen, Fräul. v. D. soll geschlagen worden sein, das Haus des Verwalters und Oberförsters von Neu-Jennern ist niedergebrannt, er selbst geflohen, Neu-Jennern ist abgebrannt, das Pastorat demoliert, der Pastor D. nebst Familie geflohen, die Taubstummenanstalt steht noch, der Direktor nebst Familie sind fort. Hätten wir nicht so treue Leute gehabt, wären wir dieses Mal wohl verloren gewesen.“ —

Die Vorgänge in Alt-Jennern schildert in überaus lebendiger Weise, ein helles Schlaglicht auf den faszinierenden Einfluß werfend, den Agitation und Terror auf die Landbevölkerung ausübte, ein die Tatsachen durchaus wahrheitsgemäß wiedergebender Artikel in der estnischen Zeitung „Kodumaa“ (reproduziert in der „Nordlivil. Btg.“ 1906, Nr. 16 u. 17). Er lautet:

„Rot! — Ein roter Feuerschein am Horizont. Rot scheint es jeden Abend und jede Nacht vom 14. Dezember an. Diese Röte, dieses Feuer erregt Entsetzen den nervenzarten Kindern und Frauen; so manches Haus birgt Kranke — Kranke infolge von Schreck. Eine Nacht röter als die andere, von 5 Stellen

her leuchtete es am 16. Dezember — Feuerschäden. Güter brannten in der Umgegend von Jennern, überall rings herum. Schon rötete sich der Norden des Jennernschen Kirchspiels, die Kerrosche und Lellejhe Gegend. Nur die beiden Jennernschen Gebiete waren noch unberührt. Um so größer die Erregung. Das Leben ist heraus aus den Alltagsgeleisen, es erzittert angstvoll. Die Deutschen fliehen, weltliche und geistliche, alle. Das Volk steht nachts Wache.

Am 15. Dezember, abends, erschienen die ersten Terroristen, welche das Volk Streiker nennt, und zwar in der Fabrik Börujöl beim Besitzer Tomson, von wo sie, ohne irgend einen Schaden anzustiften, am andern Morgen nach Lelle weiter geschickt wurden. Dort hatte soeben ein einziger „Koter“ das stolze Schloß in Flammen gesetzt.

Auf das Gut Alt-Jennern ward ein Schreiben gesandt, daß die Brandstifter im Anzuge seien; aber die Erregung legt sich, denn aus Lelle kommt die Nachricht, daß dort nur einzelne Brenner mit schlechten Flinten vorhanden seien. Diese lohnt sich nicht zu fürchten. Tapfer schritten zwei Männer, mit Flinten bewaffnet, am 16. Dezember abends nach Alt-Jennern auf die Wache. Die übrigen hatten keine Angst, denn nur die Güter standen in Gefahr. Andere, hieß es, sollen die Mordbrenner nicht anrühren. Friedlich vollendet sich die Nacht, aber der Himmel im Umkreise ist rot, rot.

Rot wird's am folgenden Tage, am Sonnabend, den 17. Dezember, in Jennern selbst. Eine Schar von 70 bewaffneten Männern umzingelt das Gut Neu-Jennern (Karls hof) und bald steht es in Flammen; so auch das Verwalterhaus. Die Bande kam aus der Weißensteinschen Gegend, vom Gute Laupa her. Im Neu-Jennernschen Gemeindehause vernichteten die Mordbrenner die Kaiserbilder und den Gerichtsspiegel, hielten Reden.

Alt-Jennern zittert. Nichts vermag es zu denken, nichts zu tun. Wer fürchten zu müssen glaubt, flieht; wer einen Brandschaden erwartet, bemüht sich in der Finsternis der Nacht zu bergen, was zu bergen ist. Die Brandstifter nähern sich; um das Haus des Doktors Jürgens, der erst vor wenigen Tagen bestattet worden war, hört man Salven schmettern. Es wird hineingegangen und nach Raub gesucht; man eilt weiter ins Körewere-Gesinde zum Birten Kiepulk. Dort ist das Nachtquartier, wo, wie wir hören, auch einige Deutsche Zuflucht gesucht.

Sie, die Terroristen, waren Sonntag Jennerns und der Jennernschen Herrscher. Zu Beginn der Kirchenzeit sind sie bereits im Flecken und der Telephonapparat in der Jaanson-

schen Bude ist zerstört. Vor der Kirche begann eine Predigt. In der Kirche gab es keinen Gottesdienst. Nicht ein Geistlicher ist zur Hand, obgleich es ihrer in Fennern so viele gibt, daß man sie zählen muß. (Der Ortspastor hatte zum Glück den Gottesdienst abgesagt und so die Fennernische Kirche vor schmachvoller Schändung glücklich bewahrt. D. Ueb.) Der Redner der Brandstifter hält eine Brandrede, ein anderer liest dazwischen etwas vor — Volk eine Masse umsteht sie, ist doch infolge der ersten Schlittenbahn eine große Menge zur Kirche gekommen — und die Männer sind doch durchaus vertrauenswürdig, ob auch bewaffnet. Ihre Reden darf ich nicht wiederholen — gedruckt könnten sie doch nicht werden. Ich sage bloß so viel, daß sie nach ihren Reden Revalsche Fabrikarbeiter sind, welche in mehreren Häufen ausgezogen sind, die Worte des Liedes wahrzumachen: „Deutsche sterben, Güter brennen.“ Harrien ist aller Güter bar, ebenso auch einige andere Gegenden. Sie, die Bringer der Freiheit, hätten sich die leeren Taschen füllen können. Da es dem Sprecher an Redegewandtheit nicht fehlt, so ist nach mancher markanten Phrase einiges Händeklatschen und Bravo zu hören. Und als den Weibern ihre Frauenrechte vordemonstriert werden, so rufen die Weiber im Chor: „Hurra, hurra!“ so wie es kaum ein Hahnspätling vermag.

Der größere Teil der „Flintenmänner“ umsteht den Redner, mancher richtet ein Fernrohr hierhin und dahin, andere unterhalten sich mit unseren Leuten. Disziplin ist nicht vorhanden, wie das namentlich später jutage trat.

„Zwei Mann auf einen — unterhalten wir uns mit ihnen — mehrere um einen herum — dann, auf gemeinsames Zeichen, anfassen, die Flinte fort — und aus ist's mit ihnen“ — so wird hier und da unter vier Augen geflüstert. „Aber können wir uns auch auf alle unsere Leute verlassen?“

Auf dem Vorplatz der Kirche geht die Rede weiter, die Rede, von der manche Weiber später sagten, daß eine so schöne Rede der Pastor nie gehalten habe, als der „Bringer der Freiheit“ Das Publikum verringert sich und eilt zur Monopolbude; Kirche, Monopolbude, Krug — alles ist nahe bei einander; schon reißen einige von der Bande das Schild der Monopolbude herunter. Es wird in Stücke geschlagen, Flaschen werden zertrümmert, die Kasse revidiert, das Saldo im Betrage von 40 Rbl. wird, als der Krone gehörig, in Empfang genommen. Auch die Wohnräume des Monopolbudenverkäufers sind durchstöbert, ein Revolver abgenommen. Auch mit dem Krüger wird Rechnung gehalten, der Uberschuß von 70 Rbl. wird geraubt. Es ist auch von der Inbrandsetzung des Kruges die Rede, aber er bleibt heil.

Rauch steigt auf. Das Gut Alt-Jennern brennt bereits. Der Mann im roten Rock hat sein Werk schon getan. Er und ein junger Mann in Obersten-Uniform reiten um das Gut herum und geben Trompetensignale; das Volk birgt den Hausrat. Schränke, Kommoden, Tische und Sofas trägt man aus dem Hause. Man birgt sie für sich. Man will alles heraustragen. Viele scheinen nur zu diesem Zweck hierher geeilt zu sein. Alles geht so rasend schnell. Ganze Fuder von Sachen schwanken auf Fracht- und Fahrschlitten.

Dem Gute folgt das Haus des Arrendators (A. v. Grewingk). Bald steht auch dieses in Flammen. Die Bierniederlage wird geleert. Die Männer saufen, der eine aus der Mütze, der andere auf Knien; gefüllte Fässer wälzt, wer da nur kann, auf seinen Schlitten, andere werden zertrümmert.

Ein neuer Wortwechsel erhebt sich beim Stall. Die Mordbrenner wählen sich Pferde aus. Man sattelt sie, spannt sie vor Fahr- und Lastschlitten. Die da übrig bleiben, kann nehmen, wer will. Und wer wollte nicht ein Pferd! Auch die Pferdegeschirre alle haben Liebhaber gefunden. Alles das geschah infolge lebhaften Zuredens. Nichts half das Verbot Vernünftiger. Die Jennernschen erkannten sich selbst nicht, das hätte man von ihnen nicht erwartet, — durchaus nicht. Vernünftige Männer, Jungfrauen aus ehrbaren Familien, selbst gewesene Gemeindebeamte — aber es fehlt die Urteilskraft; sie tun, was die Freiheitsapostel erlauben.

„Denke doch, was du machst! Wirf den Kram weg!“ so wird dem einen zugerufen. Nein. Er eilt vorwärts, er eilt jenen nach, welche bereits mit Fudern abgefahren sind, ohne daß jemand Vernünftiges es hätte zu verbieten vermocht.

„Sofort stellt den Schrank hin!“ ruft ein Jüngling zweien Männern zu, welche einen Schrank auf den Frachtschlitten schieben. Er wird nicht gehört. Der Junge glüht vor Zorn. Er springt auf den Schrank und zertrümmert die eine Tür. „Ihr werdet ihn hier lassen.“ Nein, die Männer lassen nicht nach. Der Junge zerschmettert auch die andere Tür, er stößt den Schlitten um, aber er kann's nicht verhindern.

„Fort von hier, fort!“ ruft ein anderer junger Mann und drängt sich vor den Stall, wo Pferdegeschirre verteilt werden. Er reißt sie denen aus der Hand, die sie austeilen, er bringt sie zurück in den Stall. In seiner Erregung hat er Kraft für zehn. Er stößt die Menschen zurück wie Spreu, aber — es hilft nichts: sein Leben hängt an einem Faden.

Verbote hört kein Mensch. Fuder werden umgeworfen, man schimpft sich gegenseitig. Um das Klavier erhebt sich der allergrößte Streit. Zwei Pseudofrauen sind mit ihm beschäftigt

und streiten um dasselbe wie um ihr Leben. Erst als ihnen von der Gutsdienerschaft 2 Rbl. geboten wurden, ließen sie schmähend davon ab.

In der Hand einen Kessel voll halbgekochtem Brei läuft ein Junge in der Richtung nach Lelle zu. Ein Weib kramt ihren Raub auf einen fremden Schlitten und eilt, noch mehr zu holen. Der Besitzer des Schlittens schiebt einen Teil der Sachen ab, Besseres behält er und fährt davon. Das Weib sieht das und droht, den Mann wegen Diebstahls gerichtlich zu belangen. Ein altes Weib läuft mit einer geplatzten Milchschale nach Hause. Ein ihr bekanntes junges Mädchen schlägt ihr die Schale in Stücke, damit sie nicht Räuberin sei.

Der reichste Gefindewirt Jennerns fährt vor die Klete und verlangt Korn. Dank der Mannhaftigkeit des Kutschers bleibt die Klete geschlossen. Rot, rot loht Alt-Jennern.

Weit in die Ferne leuchten die Flammen. Aufwärts windet sich der Rauch. Gerassel, Geprassel. Aber niemand scheint es zu sehen oder zu hören. Die einen haben mit ihrem Raube, die andern mit den Räubern zu tun. Vernunft und Sinnlosigkeit sind hier zusammengeprallt.

Die Menge beginnt sich zu verziehen.

Die Mordbrenner fahren im Zuge. 6 Mann voran zu Pferde, die andern auf Fuhr- und Lastschlitten, alles vom Gute geraubt. Im letzten Schlitten unter roter Fahne fährt auch die Jennernsche Jungfrau M. L., als wären jene Männer ihre allernächsten Bekannten. Sie fuhr nur eine kurze Strecke mit, während von den Jennernschen Männern so mancher mit ihnen sich vereinigte, vereinigte, um „dem Volke die Freiheit zu bringen.“

Unter der Volksfreiheit verstanden wohl alle die, welche es anging, einzig und allein ihren Geldbeutel. Der größte Teil der Mordbrenner waren unterwegs gesammelte Männer — die einen von hier, die andern von dort. Derer, die aus Reval aus Rache für die Gefangennahme der Gebietsdelegierten ausgezogen waren, gab es nur 12. Die andern waren unterwegs gesammelt. Möglicherweise hatten die aus Reval Kommenden ein politisches Ziel, die andern traten der Bande nur wegen Wohllebens und zu ihrer Bereicherung bei. Der größere Teil derjenigen, die aus Jennern stammten, waren schon von früher her berüchtigte Diebe.

Das Gutsfeld ist schwarz von Menschen; es braust und rauscht der Menschenstrom. Nach allen Seiten gehen die Fußgänger auseinander.

Auf der Landstraße herrscht reges Leben. Den Banditen folgen immer noch Fuhrn voll Hausrat. Die meisten dieser

Führen wälzen sich durch den Flecken in der Richtung nach Neu-Jennern zu.

Eine Gesindewirtin hatte ein so schweres Fuder zugleich mit einem Bierfaß aufgeladen, daß sie, an der Fehmerstange anfassend, dem Wallach helfen mußte das Fuder zu schleppen. Den Saum ihres Kleidrols zwischen den Zähnen, um fußfrei zu sein, führt sie den Reichtum in ihr an sich schon reiches Gesinde. — Gebeugt unter der Last eines Sofas schleppt sich ein anderes Weib dahin, ihrem Heim zu, — wieder ein anderes läuft mit einem Stuhl auf dem Rücken nach Hause, um mit Pferd und Schlitten zurückzukehren.

Diesjenigen, welche nicht auf dem Kirchenplatz gewesen, aber zu Hause gehört hatten, wie die Dinge auf dem Gute standen, stürmten sofort hin um ihres Anteils willen. Leer aber kehrten sie zurück. Der Hausrat war bereits verteilt; was noch übrig war, behütete die Gutsdienerschaft.

Aller Gedanken und Sinne beschäftigten sich mit den Ereignissen dieses Tages. Nichts anderes existiert für heute. Alles, was zur Tagesordnung der örtlichen Gesellschaft gehört, wird umgestoßen. Unterdessen hatten einige Brandstifter auch die Kaiserbilder und Gerichtsspiegel im Alt-Jennernschen Gemeindegemache zertrümmert; einige waren im Pastorat gewesen. Nun scheiden sie — in der Richtung nach Kabbal zu — nicht ohne zuvor das Geld unter sich zu verteilen, welches sie in Jennern erhalten hatten, und zwar die größten Summen aus der Alt-Jennernschen Fabrik (200 Rbl.) und aus Neu-Jennern (aus dem eisernen Geldschrank des Neu-Jennernschen Oberförsters über 2000 Rbl.).

Not ist der Himmel Jennerns auch während der Nacht. Erregung herrscht in vielen Häusern, Gut läßt viele nicht schlafen. Wir sind empört über unsere Mitbrüder und Mit-schwester wegen ihrer unsinnigen Tat, das Gut auszurauben. Andere können nicht schlafen, weil in ihren Häusern geborgenes Hab und Gut von Deutschen ist! Wieder andere sitzen zusammen und löschen das Feuer ihrer Kehle mit geraubtem Bier.

Tags darauf, als die Nachricht sich verbreitete, daß die „Streiter“ sich entfernt, hoffte man, daß die Schreckenstage vorüber seien.

In Velle glaubte man, die Freiheit tatsächlich errungen zu haben, denn es war den dortigen Männern befohlen worden, in den Gutswald zu gehen und zum eigenen Besten sich dort Holz zu holen.

Wo zwei oder drei zusammen sind, da ist am 19. Dez. nur die Rede vom gestrigen Tage, den gestrigen Männern, der gestrigen ruchlosen Tat.

Auf den stillen Tag folgt aber eine desto schrecklichere Nacht: schwarze Nacht. Die Erregung erreicht den allerhöchsten Grad, Entsetzen waltet in jedem Hause. In jedem Hause erscheinen Boten, sowohl in Alt- als in Neu-Fennern; alle, die auch nur irgend ein Gewehr besitzen, werden ins Alt-Fennernsche Gemeindehaus gerufen, denn — das „schwarze Hundert“ sei im Anzuge: es komme mordend und sengend daher aus Fels (Kirchspiel Kietel).

Die Weiber weinen, beten — man bereitet sich zum Tode. Der Hausrat wird zusammengetragen — in den Wald wird er gebracht; die Häuser werden verlassen, man eilt in Gefinde, die weiter ab im Walde liegen. Aus den Schulen holt man die Kinder: die Mütter wollen mit den Kindern vereint sterben. Die Schulen werden geschlossen. Alles Leben geht aus dem Leim. Wer beruhigen will, dem wird nicht geglaubt.

Bewaffnete Männer versammeln sich, in wenigen Stunden sind gegen 200 Männer mit Flinten zur Stelle.

Aber das Unheil erschien nicht. Wenigstens nicht von Fels her, noch auch seitens des „schwarzen Hunderts“, sondern den Männern, bei deren Ankunft gestern „Hurra und Bravo“ gerufen wurde, tönte jetzt der Schrei entgegen: „Nieder, nieder!“

Die Männer nämlich, welche Sonntag fortgefahren waren, flohen am Dienstag einzeln zurück. Sie waren mit Kabbalschen Männern in eine Schlacht geraten (mit Selbstschutzherrn; vgl. u. 19. Dez.) und, teilweise zerstreut, hatten sie Gefallene und Gefangene zurückgelassen. Weil in Fennern keinerlei Feindschaft ihnen entgegengetragen worden war, erschienen sie wieder hier. Einzelne waren gesehen worden, die bewaffneten Männer gingen sie einfangen; 4 Mann werden gegriffen, einer von ihnen ist ein angeschossener Fennernscher Junge.

Es wird verlangt, daß sie sofort erschossen werden — dieselben, denen vor zwei Tagen das Hurra ertönte. „Nieder, nieder!“ schreit man jetzt den „Boten der Freiheit“ entgegen. Dabei wird eine Erinnerung wach: „Hosiannah dem Sohne Davids!“ rief man vor 1872 Jahren und einige Tage später schrieb man in Bezug auf denselben Mann: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ — Die Volksstimmung ist eben noch gerade so schwankend wie damals vor tausend Jahren!

Von Fels her kommen Nachrichten, eine so eigentümlich wie die andere. Sämtliche bewaffnete Männer werden in Schutztruppen geteilt. Es werden Anführer gewählt und der größere Teil zerstreut sich. Gegen 30 Mann bleiben beim Gemeindehause, um jeden Augenblick jeder Eventualität gegenüber bereit zu sein. Auf einer Versammlung, an welcher außer den bewaffneten Männern auch viele andere teilnahmen, wurde

beschlossen, daß jeder, welcher Sonntag irgend etwas von Gutsfachen geraubt, auch das letzte Stück im Laufe von zwei Tagen zurückzubringen gehalten sei — sonst, sonst —

Vielleicht stellt dieser Beschluß die Ehre der Fennernschen wieder her und präveniert dem Schaden, der sonst zu erwarten stand. Es stand viel auf dem Spiele, auch für die Ehrlichen. Es ist ja Kriegszustand.

Am 21. Dezember kommen wieder Fuder mit Hausrat daher. Jetzt nehmen sie die Richtung auf das Gut zu. Die Gesichter, welche Sonntag vor Glück strahlten, sind niedergeschlagen, schamrot. Jemand hat in der Nacht sein Raubgut auf den Kirchhof gebracht, ein anderer hat Bücher in die Klete des Küsters getragen, ein leeres Bierfaß ist in der Nähe der Wakischen Schule, ein anderes bei Sikana in den Graben gewälzt worden. Ein volles Faß zurückzubringen war ja wohl unmöglich — unmöglich. Wie schämten sich die Reichen, ihr Fuder zurückzubringen, welch eine Schande!

Die am 20. Dezember Eingefangenen wurden sofort nach Bernau abgeführt.

Die Gefängnislokale des Gemeindehauses aber blieben auch nicht leer. Nachts brachte man 5 Männer zur Stelle, welche Neu-Fennernsche Leute hier und da aufgegriffen, immer dieselben „Sonntagsjäger“ Und Laupaische Leute brachten noch einen sechsten hinzu. Von diesen allen waren 4 aus Fennern; manche hatten nichts mehr getan, als daß sie mit der Bande Sonntag zusammen gefahren waren.

Weil von deren Genossen noch mehrere herumstreifen, auf welche Jagd gemacht wird, und da wohl wieder Raum nötig sein dürfte, werden alle Gefangenen am 22. Dezember nach Bernau geschickt.

Die Erregung des Volkes ist ein wenig gesunken. Die fürchtenden Flüchtlinge wagen es, wieder heimzukehren. Von Fells aus droht keine Gefahr. Auch dort ist ein Haufe Mordbrenner erschienen, welche ringsherum Güter einäschern und in Fells Meetings halten. Die Gutsherren sollen Kosaken akquiriert und die Meetingsleute überfallen haben. Tote gäbe es eine Masse, ebenso Gefangene und Verwundete (vgl. u. 19. Dez.).

Einen neuen Schrecken, welcher das Volk in Erregung hält, verursacht die Nachricht, daß Soldaten nach Fennern kommen sollen. Was werden sie tun? Was werden sie bringen? Die einen freuen sich über diese Nachricht — sie erhoffen Schutz; andere sind entsetzt und fürchten das Schlimmste, kein Erbarmen sollen ja die Soldaten kennen und nicht den Gerechten von dem Ungerechten unterscheiden. Man erinnert sich der schrecklichen Geschehnisse in Lettland und — man fürchtet.“

16. Dez. Riga. In der Säulenstraße wird ein Schutzmann erschossen und einer verwundet. Ein Arbeiter wird ermordet, ein Telegraphenbote von einem Haufen Juden überfallen, die ihn mit dem Tode bedrohen, falls er noch Depeschen austragen würde. — Nachts werden aus dem Pulverkeller bei Lienenhof (7 Werst von Riga) von 30 Bewaffneten mehrere Pud Pulver geraubt.
16. Dez. Libau. Der mit Mehl und Zucker beladene Dampfer „Baltic“ wird beim Auslaufen von einer großen Menge Arbeiter beschossen, die sofortige Löschung der geladenen Lebensmittel verlangt hatten.
16. Dez. Smiltēn. Die neue Gemeindeverwaltung verurteilt wegen Raub und Diebstahl einen Mann und ein Weib zum Tode. Sie werden erschossen. Zwei andre Diebe werden zu Rutenhieben verurteilt. Die Ruten werden aus Telephon- draht verfertigt und bei der Exekution werden die beiden schon beim sechsten Hiebe besinnungslos.
17. Dez. Die „Schlacht“ bei Hasenpoth (Kurl.).

Am 15. Dez. hatten die Dragoner Goldingen verlassen, um die Rentekasse über Hasenpoth nach Libau zu bringen (vgl. o. S. 181). Teils um dieser Kasse habhaft zu werden, deren Inhalt das Gerücht mit außerordentlicher Uebertreibung auf 1 Million anzugeben wußte, teils um sich Hasenpoths selbst zu bemächtigen, wo noch ca. 350 M. Militär standen, wurden von den revolutionären Komitees mit großer Schnelligkeit tausende von Aufständischen aufgeboden. Von allen Seiten zogen bewaffnete Scharen heran zum Kampf um Hasenpoth. Die von Süden heranziehenden Trupps aus den Gemeinden Gaweßen, Tadaiken, Preefuln u. a. hatten den Auftrag, gegen die Hasenpoth-Libauer Bahnlinie und die Station Leegen zu operieren. Bei der Brücke über den tiefen Abfluß des Durben- schen Sees in der Nähe von Rāven wurden zu beiden Seiten die Schienen aufgerissen und die Bahnschwellen auf der Brücke zusammen mit deren Holzteilen verbrannt. Auch eine andere Brücke wurde verbrannt. Zur Aktion bei Hasenpoth selbst kamen sie zu spät und kehrten daher wieder nach Hause zurück. Eine andre Abteilung rückte von Westen her, die Aufgebote von Jierau, Dserwen, Dubenalken, Altenburg, Virginahlen, Apricken, Felzigberg u. a. Diese Haufen richteten an geeigneten Stellen Positionen ein, um die Dragoner abzufangen, so bei Paddern (4 Werst von Hasenpoth) unter Anführung des Aprickenschen Gemeindefchreibers Buße, wo sich auch einer der Hauptleiter der Revolution in der ganzen Umgegend, der Hasen- poth'sche Veterinärarzt Ad. Hertel befand. Vor allem aber

befetzten sie ein kleines Wäldchen 3 Werst vor der Stadt beim Schloß-Hasenpöth'schen Schulhause. Endlich waren auch die Aufgebote aus der Umgegend von Golbinger, die sich unmittelbar nach dem Abzug der Dragoner wieder zu einem grandiosen Meeting von mehreren tausend Mann in Golbinger versammelt hatten, vom revolutionären Zentralkomitee in Eilmärschen nach Hasenpöth beordert worden. Sie zogen auf zwei Wegen dahin: auf der großen Landstraße und auf dem südlich abzweigenden Wege über Schnepeln und Ragdangen.

Während die Golbinger heranmarschierten, wurden am 16. Dez. 2 Kompagnien Infanterie und voraus 1 Eskadron Dragoner von Hasenpöth gegen jene Banden im Wäldchen beim Schulhause geschickt. Als die Dragoner heranritten, wurden sie aus dem Hinterhalt beschossen; ein Dragoner fiel. Da erwiderten diese das Feuer, und zwei Salven genügten, die Bande zu zersprengen, sie floh in wilder Eile. Ihre Verluste betrugen 97 Tote (mit den ihren Wunden Erlegenen; unter ihnen auch der Hasenpöth'sche Gemeindefchreiber, der Schulmeister und sein Gehülfe) und etwa 60 Verwundete; die Dragoner hatten 2 Tote und 5 Verwundete.

Mittlerweile hatten sich am Nachmittag und in der folgenden Nacht die Golbinger Banden bei Ragdangen gesammelt und sich mit den von Osten heranziehenden Trupps aus Laiden, Neuhausen, Segaten usw. vereinigt. Im Schulhause beim Lehrer P u m p u r war das Hauptquartier. Die kleinen Güter in der nächsten Umgegend von Hasenpöth wurden besetzt, die Hauptposition aber im sogen. Zirkalnwalde, etwa 5 Werst von Hasenpöth eingenommen. Früh morgens am 17. Dez. wurde Ragdangen demoliert und beraubt; Betten, Bettzeug und alter Wein wurde ins Schulhaus geschleppt, wo ein Feldlazarett eingerichtet wurde. Daß am Tage vorher die Aufständischen bereits eine Niederlage erlitten hatten, wurde von den Führern möglichst geheimgehalten, es wurde im Gegenteile verbreitet, daß bloß 3 Revolutionäre, aber 50 Dragoner gefallen seien. Gegen diese Position im Zirkalnwalde wurden um 9 Uhr morgens Dragoner und Infanterie gesandt. Als sie auf die Banden stieß, gaben sie einige Salven ab, wobei einige von den Aufständischen fielen. Die übrigen stoben in heller Panik auseinander, sammelten sich aber wieder in Ragdangen, während das Militär aus übergroßer Vorsicht vom Rayonchef Paschenko wieder zurückgezogen wurde. In Ragdangen, so erzählt ein Gewährsmann aus Hasenpöth, „wurde für alle Fälle sofort das Siegesfest gefeiert. Der Inhalt des Weinfassers wurde an die tapferen Krieger verteilt, ein wüste allgemeine Betrunkenheit griff Platz, und um 5 Uhr nachmittags wurde das herrliche

Schloß mit allen seinen Kunstschätzen angezündet und brannte nieder. Währenddessen wurde im Schulhause vom „Komitee“ der neue Angriffsplan beraten, aber die völlige Trunkenheit machte die Leute aktionsunfähig und die eingetretene schneidende Kälte veranlaßte die noch nüchternen umzukehren. Am 18. Dez. waren nur noch kleine Haufen da, und als am 19. Dragoner und Polizei nach Ragdangen abrückten und unvermutet das Schulhaus umstellten, fand man im „Lazarett“ einige Verwundete, ca. 15 Bewaffnete und die Glieder des Ragdangenschen Lokalkomitees, das mit dem Haupträdelsführer Pumpur gefangen genommen wurde.“ Letztere wurden erschossen. — („Lib. Ztg.“, „Rig. Rundsch.“, Bericht eines Augenzeugen in „Balt. Tagesz.“ 1906 Nr. 233, „Die lett. Revolution“ II, 275, Berichte über den Hasenpoth'schen und Schnepel'schen Prozeß.)

Diese „Schlacht“ war der letzte größere Zusammenstoß zwischen Truppen und Aufrührern. Die Pazifizierung des Landes wurde nun in den nächsten Tagen mit Energie begonnen, und dann allmählich, nicht ohne viele Mühe und Arbeit durchgeführt. Während dieser Dezembertage waren in den Kreisen Grobin-Hasenpoth nicht weniger als 28 Güter niedergebrannt und eine ganze Reihe anderer geplündert und demoliert worden. Eine Ausnahme war es, wenn sich die Hofsknechte dem widersetzten, wie in Breekuhn, wo sie zusammen mit den Wirten eine Wache zum Schutz des Hofes gegen auswärtige Ueberfälle organisierten. — In welcher Weise die sozialdemokratische Presse über die Vorgänge bei Hasenpoth berichtete, zeigt der lettische „Peterb. Latw.“, der erzählte, das Militär habe „friedliche Bauern“, die in die Wälder geflüchtet und von denen einige in ihrer Angst sogar auf Bäume geklettert waren, umzingelt und niedergeschossen. —

Im Zusammenhang mit den Ereignissen im Hasenpoth'schen registriert die Chronik noch Folgendes. Mitte November wurde der Hauptleiter der revolutionären Bewegung in dieser Gegend, der Veterinärarzt Ab. Hertel und 3 seiner Gehülfen, Volksschullehrer, ausgewiesen. Dagegen protestierte das revolutionäre Kreiskomitee zu Hasenpoth, hielt ein Volksmeeting ab, an dem viele tausend Personen teilnahmen, und beschloß vom 1. Dez. ab einen Generalstreik auf sämtlichen Gütern zu beginnen und ihn so lange fortzusetzen, bis der Ausweisungsbefehl zurückgenommen sei. Als der Besitzer von Reggen, Karl Baron Stempel davon erfuhr, wandte er sich an das Revolutionskomitee in Allschwangen und bat, den beschlossenen Streik zu widerrufen, da er eine große Milchwirtschaft betreibe und während eines Streiks das Vieh ungefüttert bleibe. Das

Komitee gab zur Antwort, das werde nur geschehen, wenn die Ausweisung aufgehoben werde. Baron Stempel wandte sich nun dieserhalb an den Kreischef, dann an den Gouverneur, der resolvierte, daß davon höchstens die Rede sein könne, wenn zuerst der Streif eingestellt werde. Baron Stempel bat nunmehr die Frau des Präses des revolutionären Komitees, Hertel, die Einstellung des Streifs zu erlangen, was ihr aber nicht möglich war. Zum zweiten Mal wandte sich Baron Stempel an den Kreischef und erhielt von ihm einen Bericht an den Gouverneur, in welchem die ganze Angelegenheit erklärt wurde. Als er sich damit nach Mitau begeben wollte, war der Streif der Eisenbahner bereits ausgebrochen. Er gelangte daher nur bis Libau, wo ihm der Kommandant der Garnison ein Schreiben mitgab, durch das er den Ausweisungsbefehl als aufgehoben erklärte. Dieses Schreiben übergab Baron Stempel Frau Hertel und empfing durch sie von dem revolutionären Komitee eine Bescheinigung, daß der Streif sofort eingestellt werden müsse, und daß, da Baron Stempel die Aufhebung des Ausweisungsbefehls erlangt habe, er und sein Vermögen geschützt werden müsse. Dieses Schriftstück ist später bei Baron Stempel gefunden worden. Er wurde infolgedessen 1908 verhaftet und sodann ausgewiesen. Er gehörte zu dieser Zeit nicht mehr der kurländischen Adelsmatrikel an.

Dezember. Verzeichnis der in Kurland niedergebrannten Güter.

In den Kreisen Grobin-Hasenpoth: Ulmahlen, Birsen (13. Dez.), Labraggen, Tobaischen, Kagdangen (17.), Gr. Dserwen, Bächhof-Sackenhausen, Paddern (13.), Kalwen, Berghof (8.), Perbohnen, Puhnen (9.), Rubbahren (15.), Seraten (8.), Altdorff (17.), Bahten (15.), Niekrazen (17.), Welben (16.), Wormsahnen (17.), Dahmen, Wainoden (15.), Rodangen, Samewsen, Ordangen, Uffeden, Altenburg, Stroden, Gr. Lahnen. — Im Ganzen 28 Güter.

Kr. Goldingen: Jachteln, Gr. Zwanden, Marren.

Kr. Windau: Edwahlen (13. Dez.), Donbangen (2.), Sernaten.

Kr. Tuckum: Neuenburg (23.), Alt-Mug, Behnen.

Kr. Talsen: Samiten, Wahren.

Kr. Doblen: Endenhof, Abgunst, Fockenhof (10., 12., 15. Dez.).

Kr. Friedrichstadt: Weessen.

Im Ganzen 43 Güter (wozu dann im Juli 1906 noch zwei kommen: Kemten und Zennhof). Vgl. das Verzeichnis in „Die lett. Revolution“ II, 394.

17. Dez. Fockenhof (Kurl.). Der Landgendarm wird in seiner Wohnung von drei Mördern erschossen.
17. Dezember. Doblen (Kurl.). Nach dem Abzug der kleinen Soldatenabteilung, die Anfang Dezember nach Tuckum beordert wurde, geriet der Flecken Doblen vollständig in die Hände der Aufständischen. Die Polizei wurde verjagt, Steuern für das neue Gericht und die neue Gemeindevverwaltung erhoben, die zurückgelassenen Futtermvorräte des Militärs durch Petroleum unbrauchbar gemacht. Das Läuten der Kirchenglocken wurde verboten, da sie nur zum Sturmkläuten dienen sollten. Erst am 17. Dez. wurde diesem Treiben ein Ende gemacht. Aus Mitau wurden Dragoner und Artillerie hergeschickt. Unterwegs trifft dieses Detachement einen der Führer der Aufständischen, bei dem belastende Schriftstücke und Siegel gefunden werden; es war der Hofzumbergesche Gefindewirt J. Brigader, der auf dem Kongreß der Gemeindebeamten (19. Nov.) auch eine führende Rolle gespielt hatte. Er wurde an Ort und Stelle erschossen. Bezeichnend für die Stimmung der Truppen war dabei folgendes. Auf die Aufforderung des Offiziers, daß sich Freiwillige zur Exekution melden sollten, meldeten sich anfangs alle, worauf ein Dragoner um die besondere Vergünstigung bat, den Befehl ausführen zu dürfen, um den Tod seiner in Tuckum gefallenen Kameraden zu rächen. — Als die Dragoner vor Doblen anlangten, wurde dem Flecken der gemessene Befehl eröffnet, daß sich die neue Stadtverwaltung sofort zu stellen habe.

Beim Mulbau-Gefinde waren die Geschütze aufgefahen und auf den Flecken gerichtet. Da erschien mit einem Begleiter das neue „Stadthaupt“, der frühere Küster Feldmann, der mit der Hauptführer der Aufstandsbewegung in Doblen gewesen war. Er wurde verhaftet; einige Kanonenschüsse prasselten in den Flecken. Da entschloß sich Dr. v. K. auf Bitten der Einwohner mit einer weißen Fahne zum Truppenkommandeur hinauszufahren. Nachdem er hatte versprechen müssen bis zum andern Tage 385 Rbl. als Schadenersatz für die verdorbenen Futtermvorräte aufzubringen, zog das Militär in den Flecken ein, um die Entwaffnung der Aufrührer vorzunehmen. Zunächst aber wurde über Feldmann Gericht gehalten. Er wurde standrechtlich verurteilt und sogleich auf dem Marktplatz erschossen. Im letzten Moment noch rief er: „Rächt mich!“ Und das Wort fiel auf fruchtbaren Boden. Raum waren am folgenden Tage, 18. Dez., die Dragoner wieder abgezogen, da kehrten die übrigen Führer, die geflohen waren, wieder zurück. Am 19. Dez. abends zog dann eine große Bande zum deutschen Pastorat, drang hinein und demolierte die innere Einrichtung

so daß wenig heil blieb. Auch die Bibliothek des Pastors, des greisen Gelehrten Dr. A. Bielenstein, der ein Menschenleben lang lettische Kultur- und Bildungsinteressen mit Wort und Tat und Feder vertreten hatte, wurde zu einem großen Teil vernichtet. Auch ein Teil seiner wertvollen Sammlungen, der andre Teil war rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. Alles wurde hinaus vor's Haus geschleppt und dort verbrannt. Wohl machten einige treue Doblener den Versuch, des alten Pastors Eigentum zu retten. Er mißlang; sie wurden durch Schüsse vertrieben. Einer von ihnen, ein Jude, wurde dabei am Fuße verwundet.

17. Dez. Sepkull. Die Monopolbude wird von zwei aus Riga gekommenen Revolutionären demoliert und beraubt, angesichts einer großen Volksmenge, die ihren Beifall kundgibt.
18. Dez. Marienburg (Livl.). Es war ein großes Meeting zusammenberufen worden, das in der lutherischen Kirche abgehalten werden sollte. Die Menge wartete vor der Kirche. Da sprengte unerwartet eine Eskadron Gardeulanen heran. Der kommandierende Offizier forderte die Auslieferung der revolutionären Führer. Diese hatten sich aber schleunig aus dem Staube gemacht und waren zum Bahnhof geflüchtet und mit einer Lokomotive, die immer geheizt für die Aufzüge bereit stand, abgedampft. Nur der Präses der neuen Marienburgschen Gemeindeverwaltung Ballod, der auch die Belagerung von Stomersee geleitet hatte, kam zu spät; er wurde von den Ulanen ergriffen und, als er frech wurde und sogar seinen Revolver zog, erschossen. Das Militär brannte 4 Häuser der übrigen revolutionären Anführer nieder und verhaftete eine Anzahl kompromittierter Personen. Die legale Gemeindeverwaltung wird wieder eingesetzt. Aber kaum waren die Ulanen abgezogen, so kehrten die geflüchteten Räbelsführer wieder zurück und setzten ihre Tätigkeit fort, die Einwohner durch ihren Terror beherrschend.
18. Dez. Riga. Ende des Post- und Telegraphenstreiks. — Ein Kosak wird von 3 Leuten in der Alexanderstraße überfallen und verwundet. — In der Moskauer Str. in einer Teebude wird ein Revieraufseher von einer Bande schwer verwundet und ein Händler erschossen.
18. Dez. Riga. Durch Maueranschläge machen das Hauptkomitee der lettischen sozialdemokratischen Vereinigung („Saweeniba“) und das Rigaer Komitee der sozial-revolutionären Partei bekannt, daß beide Parteien sich vereinigt haben, um erfolgreicher den Revolutionskampf zu führen und ein „Zentral-Komitee“ zu bilden.

18. Dez. Stoßmannshof (Zivl.). Eine Abteilung Militär wird nach Fehlteln=Odensee dirigiert, um das dortige „Ezekutiv-Komitee“ aufzuheben. Dessen Glieder entkommen jedoch. Die Gemeinde wird entwaffnet (23. Dez.).
19. Dez. Rabbal=Ollepä (Zivl.). Gefecht mit Auf-
rührern.

Auf die Nachricht von den Bränden und Plünderungen in den Kreisen Harrien und Ferwen versammelten sich in Rabbal 9 Herren vom Selbstschutz des Fellinschen Kreises. Man wußte vom weiteren Vordringen der Banden auf Fennern und von ihrer Absicht anschließend hieran in den Fellinschen Kreis vorzugehen. Am 19. Dez. morgens erhielt man die sichere Nachricht, daß eine starke Bande, von Fennern kommend (vgl. v. 16. Dez.), die Rabbal=Forstei geplündert habe und im Begriff stehe sie niederzubrennen. Der Selbstschutz fuhr ihr sofort entgegen. Bald sah man eine dicke Rauchwolke in der Richtung der Forstei aufsteigen. Darauf wurde in einem Gesinde die Nachricht eingezogen, daß kurz vorher eine stark bewaffnete Bande in langer Schlittenreihe mit Vorreitern und roter Fahne nach der Hoflage Ollepä durchgezogen sei. Darauf hin fuhren die Herren auf einem Parallelwege nach dieser Hoflage zurück. Beim Passieren des Eisenbahndammes sahen sie die Banditen in gleicher Höhe auf Ollepä zu fahren. Es waren genau zu erkennen: 4 Vorreiter, einer im roten Jagdrock, zwei teilweise in Militäruniform, und 9 Schlitten, auf jedem etwa 4 mit Gewehren Bewaffnete und eine rote Fahne.

Unmittelbar darauf verließen die Herren in Ollepä die Schlitten und erwarteten den Angriff vor den Häusern, da es an Zeit mangelte, Deckung zu suchen. Auf einen von der Bande abgegebenen Schuß antwortete der Selbstschutz mit heftigem Schnellfeuer, das anfänglich lebhaft erwidert wurde. Nach ca. 5 Minuten floh die Bande, 3 Tote (darunter den Mann im roten Rock) zurücklassend, in ein nahe belegenes Knechtshaus, in welchem auch der Bahnwärter sich befand. Letzterer erschien bald darauf mit der Angabe, es wären im Hause 5 Bewaffnete, darunter 2 Verwundete, die sich zu ergeben wünschten. Gleichzeitig wurde in einem nahen Busch noch ein Bewaffneter ergriffen. Die Herren begaben sich mit den 6 Gefangenen in den Hof Rabbal und benachrichtigten telephonisch die Polizei von dem Vorgefallenen.

Die Bande war mit geraubten Tefnalschen, Laupaschen, Alt- und Neu-Fennernschen Arbeitspferden gefahren, die ihnen sämtlich abgenommen wurden. Ferner wurden weggenommen an geraubten Sachen: 11 Gewehre, mehrere Revolver, Hirsch-

fänger und Säbel, Sättel, Baumzeug, Decken, 2 Feldstecher, Wein, Zigarren 2c. An Wertsachen fanden sich vor: eine Menge Silberzeug mit verschiedenen Kronen und Monogrammen, ein Wertpapier von 100 Rbl. und geraubte Briefe. In einem Notizbuch stand die bisher genau eingehaltene Marschrute der Räuberbande, aus der ersichtlich war, daß nach Einsicherung von Kabbal eine Vereinigung mit den Gefinnungsgenossen der Oßerpahlschen Gegend geplant war. Diese gesammelte Macht sollte sich dann in Jellin mit den aus Süden heranziehenden Letten vereinigen, um das Zerstörungswerk fortzusetzen. — Im Laufe der folgenden Tage wurden auf Anzeige der Bevölkerung noch mehrere versprengte, zum Teil verwundete Teilnehmer am Gefecht festgenommen. (Es waren meist Arbeiter der Revaler Fabrik „Dwigatel“.) Sie gaben an, daß im Ganzen etwa 20 der ihrigen mehr oder weniger schwer verwundet wären. (Bericht eines Augenzeugen im „Jell. Anz.“ vom 30. Dez.)

19. Dez. P o l l e n h o f (Livl.). Eine Bande von 33 Mann plündert die Pollenhofsche Forstei Lilli und unternimmt dann einen Sturmangriff auf das Gutshaus, das jedoch vom Besitzer, F. v. Stryk, 4 deutschen Herren und einigen treuen Hofskleuten verteidigt wurde. Diese schlugen den Sturm ab, wobei drei Angreifer erschossen und mehrere andre verwundet wurden.
19. Dez. T a l s e n (Kurl.) wird von 200 Mann Infanterie und ca. 30 Dragonern aufs neue besetzt.
19. Dez. J e l l s (Estl.). Beim gr.-orth. Schulhause wird eine Brandstifter- und Plündererbande von Dragonern unter Feuer genommen und unter großen Verlusten zersprengt. Etwa 6 von ihnen werden erschossen, 10 verwundete und gegen 30 unverwundete gefangen genommen.
19. Dez. R i g a. Beim Kaiserwald wird der Buschwächter Grotting ermordet.
20. Dez. W e n d e n. Der Buchhändler J. D h s o l, einer der Führer des Aufstandes in Wenden, wird verhaftet.
20. Dez. R i g a. Die „Deenas Lapa“ und ebenso der „Peterb. Latweetis“) veröffentlicht einen Aufruf des Zentralsbüreaus der neuen Gemeindedelegierten, das aus 5 Gliedern besteht. In diesem Aufruf heißt es, die verflossenen Monate hätten bewiesen, daß die Letten reif seien sich von der Vormundschaft der Ritterschaft zu befreien. Wohl könne versucht werden die alten Verwaltungen ins Leben zurückzurufen, es können bei Zusammenstößen viele Opfer fallen — „aber zurück können und werden wir nicht gehen!“ Dann folgen Einzelheiten des Programms: Für die von den Besitzern

verlassenen Güter bestellt die Gemeindeversammlung einen Kurator; das Recht auf Privateigentum soll in der nächsten Zeit (!) nicht vernichtet werden; es ist eine Volksmiliz zu bilden und mit Waffen und Munition zu versehen; von Gemeinde zu Gemeinde richten die Exekutiv-Komitees Postverbindungen ein; sie führen auch eine progressive Einkommensteuer ein; die Registrierung der Gebornen, Gestorbenen und Getrauten ist fortan von den Exekutiv-Komitees zu übernehmen usw. Das Zentralbureau wird, sobald es der Verkehrsverbindungen wegen möglich ist, einen neuen Kongreß der Gemeindevertreter einberufen.

20. Dez. Riga. Ermordung von Dragonern.

Auf der Fabrik „Promodnit“ waren 26 Dragoner stationiert. Als am 17. Dez. eine Patrouille derselben den Marktplatz an der Roten Düna passierte, wurde aus einem Arbeiterhaufen auf sie geschossen, die Dragoner antworteten mit einer Salve, durch die ein aus dem „Promodnit“ entlassener Arbeiter getötet und einige andere verwundet wurden. Diesen Vorfall scheinen die Agitatoren benutzt zu haben, um die bis dahin mit den Dragonern friedlich auskommenden Promodnit-Worker aufzuheizen. Am 20. morgens früh trat ein Haufe von ca. 30 Arbeitern und fremden Elementen auf den nichts Böses ahnenden Wachposten von dem Kasernement zu, einer von der Bande gab aus nächster Nähe einen Schuß auf ihn ab; in die Schläfe getroffen brach der Dragoner lautlos zusammen. Dann drang der Haufe ins Schlafzimmer der Dragoner, bemächtigte sich der dort aufgestellten Waffen und ermordete 10 der soeben vom Schlaf erwachenden Dragoner, während 14 mehr oder weniger schwer verwundet wurden; zwei von ihnen vermochten unverletzt zu entkommen. Nach vollbrachter Mordtat eilte die Bande ins Freie, wo sie vermutlich im Hofe verschwand; etwa 8 von den Mordbuben setzten sich in einen bespannten Schlitten und fuhren, während einer einen Revolver, ein anderer eine Klinte zum Schuß bereit hielt, zur Hauptpforte. Der Torwächter wurde bedroht, die Pforte geöffnet und die 8 Mann fuhren auf die der Fabrik gegenüber liegende Wiese ins Dunkel hinaus; noch auf der Straße gaben sie Schüsse ab. Der Fabrikbeamte E. Maurach wurde, während er gerade aus dem Tramway stieg, tödlich getroffen und verschied sofort. Einer der geflüchteten Dragoner wurde unweit der Fabrik auf der Straße erschossen, ebenso ein Schutzmann. Dem andern entkommenen Dragoner war es gelungen das Schlachthaus zu erreichen und die dort liegenden Dragoner zu alarmieren. Sie kamen aber zu spät, um die flüchtigen Mörder einzuholen.

Gegen 8 Uhr wurde die ganze Fabrik durch Militär zerniert, Kanonen und ein Maschinengewehr aufgestellt. Gegen 10 Uhr ließ der Kommandeur die Arbeiterdelegierten, etwa 40, und die Meister vortreten und forderte die Angabe der Rädeleführer des Komplotts, widrigenfalls das Fabrikgebäude mit Kanonen beschossen werden würde. Nach einer Stunde erklärten die Delegierten, daß sie keinerlei Auskunft geben könnten. Eine zweite Aufforderung hatte denselben Erfolg. Da, um 1 Uhr, erdröhnte ein Kanonenschuß. Und nun begannen die Arbeiter über den Fabrikzaun zur Düna hin zu fliehen. Hier aber trat sogleich das Maschinengewehr in Aktion: 10 Arbeiter blieben teils tot, teils verwundet, von Arbeiterinnen 2 tot und 3 verwundet auf dem Platze. Die Panik in der Fabrik wurde nun eine ungeheure, als jetzt in Pausen von 10 Minuten noch 5 scharfe Schüsse auf das Fabrikgebäude abgefeuert wurden. Nun meldeten sich zwar einige Arbeiterinnen, die die Rädeleführer namhaft machen wollten, aber ihre Angaben waren so unbestimmt, daß man nichts damit anfangen konnte. Im Laufe des Nachmittags wurden dann zuerst die Arbeiterinnen, nachdem sie auf Waffen visitiert waren, nach Hause entlassen, sodann auch das Beamtenpersonal. Nun endlich traten die Arbeiter mit dem Kommandeur in Verhandlung und machten einige Rädeleführer namhaft, worauf auch sie nach und nach freigelassen wurden. Die Delegierten und mehrere verdächtige Arbeiter wurden zunächst in Haft behalten. — Erst sehr viel später gelang es einen Teil der Schuldigen zu ergreifen.

20. Dez. Libau. Infanterie mit Maschinengewehren wird zum Schutze der Hafenpothor Bahn und der Umgegend auf die Güter Dserwen und Altenburg geschickt.
20. Dez. Salismünde (Livl.). Der Kaufmann Strauß wird in seinem Laden durch das Fenster, und eine halbe Stunde später auch der Landgendarm aus dem Hinterhalt erschossen.
20. Dez. Lemsal (Livl.). Nachdem am 10. Dez. die in Lemsal stationierte Kompagnie Infanterie die Stadt verlassen hatte, wurden hier die Revolutionäre Herren. Meetings wurden gehalten, auf denen der bewaffnete Aufstand proklamiert wurde usw. Am 14. und 15. wurden von den Einwohnern Waffen konfisziert. Nach dem Bekanntwerden der Proklamation des Generalgouverneurs am 18. Dezember flaute die Bewegung merklich ab. Am 20. Dez. rückte dann wieder Militär ein und machte dem Treiben ein Ende. Der Friseur Salmann und mehrere andre Revolutionäre wurden verhaftet.
20. Dez. Wolmar. Beim Kreischeß beginnen Deputationen ausständischer Gemeinden einzutreffen, die alles mit dem vou

fremden Aufwieglern ausgeübten Terror entschuldigen und sich zur Restituierung der abgesetzten Gemeindebeamten verpflichten.

21. Dez. Oberpahlen. Als der Leutnant Baron Steinheil mit einem Landgendarmen und einem Soldaten den Laden des Uhrmachers Lettens betritt, um dort eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, feuerte dieser 6 Revolverschüsse auf die Eintretenden ab, durch die der Offizier und der Soldat, dieser tödlich, verwundet werden.
21. Dez. Libau. In Gegenwart ihres kranken Vaters, der Mutter und Geschwister werden zwei junge Leute in ihrer Wohnung durch vier eingedrungene Leute erschossen, die sich darauf ohne zu rauben entfernen. — Am selben Tage wird ein Herr in der Stadt von zwei jungen Leuten überfallen; sich verteidigend erschießt er den einen und verwundet den andern schwer.
21. Dez. Goldingen. 2 Eskadronen Dragoner, 2 Bataillone Infanterie und 1 Batterie besetzen, nachdem 2 Kanonenschüsse abgegeben worden waren, aufs neue die Stadt (vgl. o. S. 181). Damit hat die Herrschaft der Revolutionäre hier ein Ende.
21. Dez. Doblen. Eine Abteilung Militär mit Geschützen und einem Maschinengewehr besetzt den Flecken, da die erste Expedition sich als ungenügend gezeigt hatte.
21. Dez. Riga. Um Mittagszeit wird der Mühlenbesitzer cand. math. W. Huhn von einer Bande von 10 Mann in seinem Kontor in der Schwarzhäupterstr. erschossen, als er sich weigert seine Waffen auszuliefern. — Zwei Monopolbuden werden überfallen und beraubt, wie am folgenden Tage nicht weniger als fünf.
21. Dez. Dünaburg. Der von Dünaburg nach Riga gehende Zug wird bei der Station Lievenhof von einer großen Schar bewaffneter Revolutionäre aufgehalten und muß retournieren. Ein von Kreuzburg zu Hilfe geschickter Militärzug wird unterwegs beschossen.
22. Dez. Riga. Die Eisenbahner beschließen den Streik zu beenden und die Arbeit am nächsten Tage wieder aufzunehmen. — Zwei Schugleute werden in der Sprengstr. hinterücks erschossen. — Die Glieder der sozialrevolutionären Partei Tschernomor und Minski werden verhaftet.
22. Dez. Lievenhof (bei Riga). Der Gemeindeälteste und der Gemeinbeschreiber werden von Revolutionären ermordet, 2 Glieder der Gemeindeverwaltung verwundet.
22. Dez. Rook (Estl.). Ein Hause von Arbeitern der Zementfabrik Asserien bringt in den Spirituskeller des Gutes Rook

und raubt ein Faß Spiritus. Eine aus Wefenberg herbeigeholte Abteilung Marinesoldaten stellt die Ordnung wieder her, wobei 1 Arbeiter getötet und 19 verwundet werden.

22. Dez. Windau. Die Glieder des revolutionären Ortskomitees Karfling und Visneck, sowie der mit ihnen in Verbindung stehende Rothoff'sche Schullehrer Fernes werden nachts von Militär aus der Stadt geführt und beim Bahnhof erschossen. Das dritte Komiteeglied Behrmann wurde vor seiner Wohnung verhaftet und an Ort und Stelle erschossen. Ein weibliches Komiteeglied wurde verhaftet, ebenso wie eine Anzahl anderer kompromittierter Personen.
24. Dez. Fellin (Livl.). Zwei Eskadronen Ulanen mit Geschützen treffen ein. Zahlreiche Verhaftungen in der Stadt und Umgegend.
24. Dez. Alt-Aug (Kurl.). Der Flecken wird, nachdem das Schloß Alt-Aug mit allem Inventar eingeschloß worden war, aufs neue durch Truppen besetzt. Vor deren Einmarsch ließ der Kommandeur den Einwohnern den Befehl zugehen, daß Frauen und Kinder den Ort zu verlassen hätten. Das geschah. Dann wurde der Flecken bombardiert; etwa 20 Schüsse wurden abgegeben, durch die einige Häuser in Brand gesetzt wurden. Darauf erging die Forderung, alle Waffen auszuliefern; gegen 400 Schuß- und Stichwaffen wurden herausgegeben. — Die Anführer der Revolutionäre hatten sich, wie gewöhnlich, aus dem Staube gemacht.
25. Dez. Riga. Abends wird ein Mann in der Marienstraße vor den Augen des Publikums angeschossen und darauf erschossen.
25. Dez. Uexküll (Livl.). Der Viehstall des Klippe gesindes wird nachts in Brand gesetzt, das Gefinde selbst beschossen.
25. Dez. Römershof. Der Buschwächter Graudin wird ermordet, weil er im Verdacht stand, mit der revolutionären Bewegung nicht zu sympathisieren.
27. Dez. Libau. Eine große Bande von ca. 30 Leuten dringt in die Wohnung des Kaufmanns Buchert in der Ritterstraße und raubt Waffen. Als nun zwei Schutzleute erscheinen, ergreifen sie schießend die Flucht. Soldaten eilen darauf herbei, durch die 6 Mann von der Bande verhaftet werden.
27. Dez. Kosch (Estl.). Im Dorfe Robo im Ksp. Kosch wird einer der Hauptagitatoren namens Wachtmeister durch Marine-truppen aufgegriffen und sein Haus, in dem die Hauptfäden der revolutionären Bewegung in dieser Gegend zusammenliefen, dem Erdboden gleich gemacht.

27. Dez. Wenden. Eine Versammlung von Delegierten einiger Gemeinden des Wendenschen Kreises faßt folgende Beschlüsse: Freiwillig die abgesetzten Gemeindeverwaltungen wieder einzusetzen. Die Steuern zu zahlen, auf Forderung der Polizei die Waffen auszuliefern, und freimütig einzugestehen, warum und zu welchem Zweck die Exekutivkomitees ihre Wirksamkeit aufgenommen. Ferner: da an der Versammlung nur die nächstgelegenen Gemeinden haben teilnehmen können, eine nochmalige Versammlung zum 3. Januar nach Wenden einzuberufen und dies allen Gemeinden des Wendenschen und der benachbarten Kreise bekannt zu machen. — Dieser Beschluß wird in der konservativen Zeitung „Rigas Awises“ bekannt gemacht, da der „Balt. Westn.“ und die „Jauna Deenas Lapa“ es „nicht für geeignet“ halten, diesen Bericht der Versammlung abzudrucken.
27. Dez. Schloß (Viol.). Die Hauptagitatoren am Orte, die Lehrer Osol und Graudin, sowie 3 Arbeiter werden verhaftet; letztere leisten dabei Widerstand und werden erschossen.
28. Dez. Riga. Morgens früh erscheint auf dem aus London angekommenen Dampfer „Michail Alexandrowitsch“ ein Haufe bewaffneter Personen, arretiert die zwei dort anwesenden Zollwächter, bemächtigt sich einer Menge illegaler Literatur und Waffen, die mit dem Dampfer angekommen waren, und verschwindet unbehelligt auf bereit gehaltenen Fuhrwerken. —
- Eine Patrouille wird nachts in der Hospitalstr. aus mehreren Häusern beschossen. Die Soldaten erwidern das Feuer. Nach Eintreffen von Polizei und weiteren Truppen werden in den Häusern mehrere Personen verhaftet.
28. Dez. Riga. Im Stadtfrankenhaus machte sich unter dem Dienstpersonal schon seit einiger Zeit eine Bewegung bemerkbar, die sich gegen die Ärzte und namentlich gegen die Oberin richtete. Man stellte die Forderung, daß letztere entlassen werde. Als das nicht geschah, veranstalteten die Knechte und Mägde am 28. Dez. ohne Erlaubnis ein Meeting; das Direktorium machte nun der Polizei davon Mitteilung. Diese erschien mit Militär, löste die Versammlung auf und nahm eine Hausuntersuchung vor, wobei in einer Knechtswohnung ein bekannter Revolutionär entdeckt wurde, der sich dort verborgen hielt. Aber schon am folgenden Tage veranstaltete das Knechtspersonal wiederum ein Meeting. Als die Polizei erschien, weigerten sich die Leute auseinanderzugehen, und forderten die Freilassung des tags zuvor Verhafteten. Nun sprengte das Militär die Versammlung auseinander, wobei mehrere Personen verhaftet wurden.
-

Ergänzungen und Berichtigungen.

In der Schilderung der Ereignisse in Römershof-Lennwarden auf S. 115 im letzten Absatz ist Folgendes zurechtzustellen:

Wenn dort erzählt wird, daß die Herren gleich nach Riga abfahren wollten, sich aber Baron Rosen fügen mußten, der noch einige Stunden verweilen wollte, so stimmt das insofern nicht, als sie damals überhaupt noch nicht in der Lage waren fortzufahren, weil sie noch garnicht freigelassen waren. Die Freilassung der Gefangenen war es eben, über die mit den Aufständischen noch verhandelt werden mußte, und die von Baron Rosen „gestifteten“ 500 Rbl. bildeten in Wirklichkeit ein Lösegeld, mit welcher Summe die Menge nicht einmal recht zufrieden war, so daß also auch davon nicht gut die Rede sein kann, Baron Rosen habe „die Herzen aller Bauern im Sturme genommen“

Georg v. Brevern's Briefe an Theodor Baron Krüdener.

Mitgeteilt

von

Otto W. Stackelberg-Kiwidopäh.

Schluß.

„Ende September 1838 war ich wieder in Riga. Nach wenigen Tagen trat ich, sobald mein Freund Budberg ins Ausland abgereist, provisorisch an seine Stelle, als zweiter Sekretär der Livländischen Ritterschaft. Anfangs fand ich mich schwer zurecht, da mir bisher alles Geschäftswesen fremd geblieben. Doch arbeitete ich mich bald ein unter Leitung der residierenden Landräte, erst R. von Samson und dann G. von Meyendorff. Mit ihnen und ihren späteren Kollegen hatte ich viel zu arbeiten, auch bei den Konventen das Protokoll zu führen, weil der erste Sekretär Anhorn von Hartwik fortwährend krank war. So wurde ich mit dem provinziellen Leben, seinen Interessen und Schwierigkeiten zuerst bekannt.“

VII.

Liebster Krüdener.

Riga, den 29. Okt. 1838.

Schon längst hätte ich Dir schreiben sollen, aber ich schob es immer auf, teils aus wirklichem Mangel an Zeit, teils um zu experimentieren, ob Du mir nicht schreiben würdest. Letzteres ist nun, aber leider sehr kurz geschehen, und ich hätte Dir bereits geantwortet, wenn ich nicht die angekündigte Sendung erwarten gewollt. Diese ist nun hier ganz glücklich eingetroffen — dem Mann bezahlt — alles ausgepackt und die Bücher stattlich aufgestellt zu meiner großen Freude und Beruhigung, denn ich bin ein ausgemachter Bücher-Marr, von den anderen Narrheiten zu schweigen,

da sie mir unbekannt geblieben. Manchen alten Freund habe ich dort wiedergefunden, unter andern auch den mehrerwähnten Shakespeare, woher ich auch bereit bin knieend vor den Damen Bojeikow¹ und Bühler Abbitte zu tun. Manche andere Bücher vermissen ich, doch täusche ich mich nicht, so hat Hamiltar Fölkersahm dieselben, und wird sie mir jetzt bringen — wenn er es nicht wieder vergißt. Während seines Hierseins waren wir oft beisammen, meist allein bei mir; er ist und bleibt eine ungewöhnliche Erscheinung und es ist mir immer als atmete ich reine klare Luft ein, wenn ich ganz ungestört mit ihm diskutieren kann.

Auch Schwes² sehe ich sehr oft — aber nur in Geschäften, woher mir sein Umgang auch keine Erholung ist, denn es kommt doch weiter nichts heraus, als daß der Himmel immer trüber und trüber wird. Von den übrigen Hiesigen ist wohl wenig zu sagen und es gereicht mir zu einer großen Hülfe, daß Budbergs Reise einen stets fertigen Gesprächsstoff bildet. Derselbe schrieb mir ziemlich kurz aus Berlin, wo er müde angekommen, obwohl er den ganzen Weg von Königsberg an mit Extrapost gefahren war. Das Herz blutet mir, wenn ich an sein unseliges Geschick denke! Aller Schmerz durch Tod, Liebe, Täuschung läßt sich ertragen — weil ein solcher Schmerz den Menschen stählt, denn Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. Ich wollte nur man wüßte, ob es wirklich der Mühe wert ist, sich so zu placken, oder ob Alles, was unsre Seele uns tröstend zuruft, nur die fata Morgana der Wüste ist — und wir statt der Palmenhaine, Paläste und Seen nur den alten Sand und das ewige Einerlei finden werden.

Ich bin viel, sehr viel zu Hause. Ich lese viel, träume viel, und lebe ganz still und unbemerkt weiter. Schnell genug, zu schnell vergeht mir die Zeit, wenn eine unsichtbare Macht meinem Dasein in Wahrheit einen Zweck gegeben hat, — zu langsam, wenn Letzteres nicht der Fall ist. Egmont's süße Gewohnheit des Daseins ist tief aus der Menschenbrust gegriffen, und doch möchte ich einmal erproben, ob auch ich wirklich so denke, oder diese Fessel in Wahrheit abgestreift habe, wie ich es mir zuweilen einbilde. Nicht einmal sich selbst kann der Mensch ganz ergründen und forschet nach den Fixsternen, — greift immer nach dem Fernen und

¹) Katharine † 1843, Alexandrine und Marie Bojeikow, Töchter des Prof. Alexander W., von denen Marie 1854 Brevern's Stiefbruder, den Grafen Pontus Brevern de la Gardie heiratete.

²) Friedrich v. Schwes geb. 1801, war damals 1838 Sekretär der kisl. Gouv.-Regierung. Als Vice-Präsident des kisl. Hofgerichts verabschiedet, starb er zu Montreux im Mai 1885. (Alb. Acad. 1295.)

überfieht das Nächste. Wäre ich ein Beherrfcher der Erde, den Mann würde ich belohnen, der mir die verborgenen Triebfedern feines innerften Wefens und Seins aufdeckte, wenn ich dadurch lernte mich felbft moralifch zu fezieren. Denn jetzt, bei aller Mühe und gutem Willen, tappe ich doch noch wie ein Blinder umher, obwohl ich vielleicht mehr fehe, als mancher andre. Könnten wir alle einft uns fagen, wie Rahel: „der Troft bleibt uns, daß wir mit offenen Augen gelebt.“ Alle Täufchung ift mir verhaßt, — ich will lieber allen Schmerz der Enttäufchung, — aber Wahrheit. Was ich hier foll, weiß ich noch nicht, ich kann meine Vokation, die ich im Allgemeinen wohl verftehe, nicht definieren, fo lange ich nicht weiß, was aus mir wird. Um den Regierungsrat habe ich eingegeben, aber wahrſcheinlich ohne Erfolg. Zu einer Anftellung im Ritterhauſe ift gar keine Ausſicht. Genug, die Zukunft ift dunkel und ich will nur hoffen und beten, daß ich ihr ſtets gewachſen ſei. Wo das Gefühl vorherrſcht, wie bei mir, gibt das Gebet eine große Kraft, — darum rieten alle großen Religionsphilofophen daſſelbe. Der Vernunftsmenſch bedarf deſſelben weniger, vielleicht garnicht, denn er wird unmittelbar in ſich ſelbſt finden (vorausgeſetzt, daß er überhaupt ein Mann iſt), was wir Gefühlsmenſchen erſt mittelbar aus uns ſelbſt ſchöpfen.

Doch nun Lebwohl, Lieber, und ſchreibe mir. Prüfe auch Du Dich ſelbſt, und merkſt Du Paraſitengewächſe, ſo reiße ſie mit ſtarker Hand aus, damit ſie die edle Mannkraft nicht in Dir töten.

Dein G. B.

VIII.

Lieber Krüdener.

Riga, den 24. Nov. 1838.

Vor 14 Tagen erhielt ich einen langen liebenswürdigen Brief von der Frolow, die mir früher nicht geſchrieben, weil ſie mit der Plöz und Kenney 6 Wochen in Dresden verlebt hatte¹ Alexander und Fölkersahm ſind noch hier, letzterer war ſehr unwohl, iſt aber jetzt wieder ziemlich heraus, bloß durch Homöopathie, ich ſehe ihn aber nur ſelten. Am vorigen Sonnabend brachte ich den Abend dort zu. Dinners ſind hier ohne Zahl, Geſellſchaften gar nicht — mit ſolchen Elementen allerdings auch das vernünftigſte. Ungeſtört kann ich daher die Abende zu Hauſe bleiben. Mein

¹) Eliſabeth Frolow geb. Galachow war die älteſte Schweſter der mehrfach erwähnten Mannheimer Damen Galachow, von denen die unverheiratete Frä. Warwara G. im Mai 1837 geſtorben war. Die dritte Schweſter Nadine war an den ſächſiſchen Kammerherrn von Plöz, die jüngſte Mary an den Engländer Kenney verheiratet. (Ружмель и Голубцовъ I, 180.)

Befinden ist nicht gut, aber auch nicht schlecht. Mein Manuscript behalte oder bringe nach Dorpat, damit ich es wieder nehmen kann, wenn ich in der Weihnachtszeit nach Kajafer fahren sollte¹. Meine Empfehlungen Reuz², Friedländer, Blum³. G. B.

IX.

Teurer Freund.

Mitau, den 2. Januar 1839.

Ein Fall auf dem Glatteise und obligate Quetschung des rechten Beins fesselt mich seit gerade 14 Tagen an Mitau und zwar an sein Schloß, wo ich mit einem Stock herumhinke. Die Aerzte sagen zwar, daß ich in Kurzem werde wieder ordentlich gehen können, erlauben mir aber noch nicht das Treppensteigen, noch weniger das Fahren. Dieser Unfall begegnete mir am 19. Dez., an welchem Tage ich wieder nach Riga fahren wollte, um am 22. nach Dorpat und Kajafer zu reisen.

X.

Liebster Freund.

Riga, den 22. Febr. 1839.

Ich habe Dir nicht geschrieben, weil ich in einer Sache, die ich Dir mitteilen wollte, Gewißheit erwartete. Völlig ist sie noch nicht, indessen die Wahrscheinlichkeit so groß, daß ich wohl davon sprechen kann. Du wirst nämlich wissen, daß Fock in Estland Landrat geworden. Lilienfeld ist in seine Stelle gerückt und es trat eine Vakanz ein, zu der sich vier Auskultanten als Kandidaten gemeldet. Der Landtag hatte aber beschlossen, vorher mir diesen Posten anzutragen; das ist denn auch und auf eine für mich so schmeichelhafte Weise geschehen, es kamen so viele Briefe von Verwandten und Freunden, auch von Patkul⁴ selbst, daß ich nicht umhin konnte, mich augenblicklich zur Annahme zu entschließen. Ich stellte indessen die Bedingung, daß ich bis zum Mai hier bleibe, d. h. bis Hudberg heimgekehrt. — Hierauf habe ich nun noch keine Antwort, indessen scheint aus anderen Briefen, daß die Sache weiter keinem Zweifel unterliegt. Das Einzige, was mich zögern machte, war der Gedanke an Hudberg, indessen bedachte ich

¹) Kajafer bewohnte damals Baron Hans v. Tiefenhausen und seine Gemahlin Marie geb. v. Bendendorff, eine leibliche Schwester von Brevens früh verstorbener Mutter.

²) Alexander v. Reuz, Prof. des Russ. Rechts an der Universität Dorpat. † 1862 (Alb. acad. 1220).

³) Dr. Karl Ludwig v. Blum, Statistiker, Prof. in Dorpat 1826 - 1851.

⁴) Rud. v. Patkul war damals estländischer Hitterschaftshauptmann.

doch gleich, daß wir nun einmal nicht bloß für uns leben, sondern für andere. Einmal war eine Anstellung hier für mich ungewiß, dann aber war ich hier von geringem oder gar keinem Nutzen, da ein solcher nur aus persönlichem Einfluß hervorgehen kann — denn ein guter Notär kann Jeder sein, dem es nicht an gesundem Menschenverstande fehlt. Einfluß habe ich hier aber garnicht, kann auch keinen haben, weil ich immer und von Allen als Fremder angesehen werde, man hier in Riga ja auch garnicht mit dem Adel in Berührung kommt und ich überdies einen viel theils zu stolzen, theils zu bescheidenen Charakter habe, um Jemand entgegen zu gehen. Meines Wissens habe ich es nur dreimal im Leben getan — mit Budberg, Dir und Fölkersahm; da wußte ich aber auch, daß ich für meine Opfer was haben würde. In Estland dagegen habe ich eine schon aus früherer Zeit datierende gute Meinung für mich, außerdem ist dort eine Masse junger unabhängiger Gutsbesitzer, von denen viele mir persönlich ergeben sind, während ich auf die anderen durch sie wirken kann; ich habe dort zahlreiche Verwandte. Genug, ich glaube, daß ich dort nützlich werden kann. Und dann möchte ich auch sagen: „on aime son pays, comme son père, et sa province comme sa mère.“ Der Gehalt ist sehr gering und ich werde es schwer haben, — das schreckt mich aber nicht ab. Ich habe zu lange in den Tag hineingelebt, — jetzt muß es ernst werden. Ich werde also zum Landtage nicht mehr hier sein, hoffe Dich aber auf der Durchreise zu sehen. Einmal etabliert, wird es ja nicht unmöglich sein uns von Zeit zu Zeit zu sehen. Du sagst mir, daß das Landleben Dir nicht mehr zusagt — wirfst Du Dich nicht um den Notair bewerben. Lieber sähe ich Dich als Kreisdeputierten, denn wie gesagt, Notär kann so ziemlich Jeder sein, der sich nur etwas hineinarbeitet, was ich (par paranthèse) nicht getan, weil mein ganzes hiesiges Sein immer mir als ein Gasthofsleben vorkam und ich daher an keine ernstliche Einrichtung denken mochte. Ich wollte, ich hätte Millionen, — ich würde Dich hinaus schicken. Draußen in der Welt vernarbt sich manche Wunde, wenn auch der Schmerz drin bleibt und bei jeder Wetterveränderung des Schicksals wieder wild wird. Was Dir und Budberg fehlt, das ist die Möglichkeit in der Bücherwelt zu leben. Daher kann Euch die Einsamkeit, die mir immer heilender Balsam gewesen, nicht wohl tun. Wenn Du nicht so weit wärst, würde ich Dich auffordern zu Hamillar zu gehen oder zu mir zu kommen. Aber freilich bei mir ist nichts und ich nicht geschaffen, um Jemand zu

zerstreuen. Wird mir doch selbst nur Ruhe unter der Bedingung des einsamen Traum- und Bücherlebens. Selbst in Mitau im Kreise der nächsten Verwandten, von zwei jungen lebenswürdigen Frauen, die ich außerordentlich liebe, gepflegt und verwöhnt, wünschte ich mir doch oft mein stilles Zimmer und meine Bücher. Ich werde die Wissenschaft nicht fördern, mir keine litterarische Vorbeeren sammeln, aber die Wissenschaft, oder vielmehr die Beschäftigung mit ihr, hebt mich über Vieles hinweg. Von Goswin habe ich einen Brief vom 5./17. Februar, schon aus Mannheim nach einem achttägigen Aufenthalt geschrieben. Aller wohlthätige Einfluß von Paris ist vielleicht hin, denn er schreibt mir trüber und verzweifelter, als irgend jemals. Und wie konnte es auch anders sein, da er sich auf einen Monat in dem alten Jugendparadiese niederläßt, dessen Bäume entlaubt, dessen Blumen verwelkt, das voll Eis und Schnee liegt; er schreibt mir: „Alles hat sich hier im Innern verändert, nur ich nicht.“ Von den Salachows hatte ich kürzlich Nachrichten, sie sind alle wohl. Im Mai reisen die Frolovs hier durch nach Petersburg. Daß ich auf dem Landtage nicht hier sein werde, tut mir leid, aber Uerfüll werde ich wohl herbereben. Cancrin hat mir Euren Plan vor einigen Wochen vorgelegt und ich ihm eine Widerlegung mehrerer Punkte aufgesetzt, worauf wir uns noch einmal darüber besprachen. Seitdem weiß ich nichts mehr davon, auch nicht, ob er in Mitau gewesen. Emil Ropp und mein Vetter Alphons Ropp waren vor acht Tagen bei mir, doch nur auf eine Stunde, so daß ich ihnen nicht davon sprechen konnte.

Ich selbst bin seit dem 20. Januar aus Mitau zurück. Schwebbs sehe ich selten, denn er ist ungeheuer beschäftigt, ich habe ihm aber heute das *Memoire* geschickt. Das Schreiben ist mir eine angenehme Beschäftigung — ich bin aber selten aufgelegt. Und nun Lebewohl, mein Lieber, den Deinigen meine Empfehlung.

G. B.

„Im Mai 1838 kehrte Buddberg zurück und nun konnte ich nach Reval gehen, wo ich schon im März von der Estländischen Ritterschaft, ganz ohne mein Zutun, zum zweiten Sekretär gewählt worden, was mich jedes Nachdenkens über meine Zukunft überhob. Fünf sehr angenehme Jahre (bis 1844) blieb ich in dieser Stellung, hernach als erster Sekretär, in freundschaftlichem Verkehr mit dem Ritterschaftshauptmann Rudolf von Patkul und seinem Nachfolger Otto von Lilienfeld.“

XI.

Memoire für den livländischen Junilandtag
von 1839.

Ich schicke Dir einige Sachen über das Volksschulwesen, namentlich in Bezug auf Hofwyl. So wenig anwendbar es auf uns ist, so wirst Du daraus den Geist solcher Anstalten erkennen, der überall derselbe sein kann und sein muß. Die Broschüre über Pater Girard rekommandiere ich Dir, es ist ein edler herrlicher Greis, und die paar Stunden, die ich in seiner Zelle im Franziskanerkloster zu Freiburg zugebracht, werden mir ewig unvergeßlich sein. Ich werde, sobald ich irgendwo einmal ganz in Ruhe etabliert bin, unter anderen Reisebildern auch alles mir bekannte über den würdigen Alten aufsetzen, und ich hoffe, daß es Dich interessieren wird; für einen Brief, selbst von diesem Formate, ist es zu weitläufig. Diese Schriftchen übrigens bitte ich sehr sorgfältig zu bewahren, indem sie (mit Ausnahme des Württembergischen Schulwesens) mir vom alten Jellenberg¹ selbst gegeben sind und überdies sich auch nicht im Buchhandel finden. Rekommandieren kann ich Dir diesen Augenblick kein besonderes Werk; der Gegenstand ermangelt noch ganz tüchtiger Behandlung, denn die Deutschen schreiben meist noch so schlecht, daß es nicht zu lesen, und die andern verstehen zu wenig davon. Aus dem, was ich Dir von Kurland gesagt, wirst Du wohl begreifen, von welcher unendlichen Wichtigkeit das Volksschulwesen für uns ist und immer mehr wird, besonders der Punkt, daß wir daselbe in unseren Händen behalten. Dies ist aber nur möglich, wenn wir mit der angestrengtesten Sorgfalt die Sache uns angelegen sein lassen, und selbst nicht Opfer scheuen, um dem Landvolke, auf Grundlage der Bauerverordnung, ein tüchtiges Schulwesen zu schaffen. Gebiets- und Kirchspielschulen müssen bestehen, letztere als ein höherer Grad, in welchen namentlich das Erlernen der deutschen Sprache den Zöglingen möglich gemacht werden muß, und durch Prediger und Kantor auch möglich gemacht werden kann. Im übrigen ist meine Ansicht unverändert, wie die im „Inlande“, denn wahre Religiosität, Entwicklung des Verstandes, des eigenen Nachdenkens, fortwährende Gewöhnung an Bodenarbeit und Belehrung in dieser, Entfernung aller Kenntnisse, die nicht auf die Interessen des Bauerstandes Anwendung haben, oder bloß Gedächtnisfram sind oder bei dem Zustande unsrer Bauern bleiben müssen, — sind

¹) Philipp Emanuel v. Jellenberg, Staatsmann und Pädagog, stiftete auf seinem Gute Hofwyl ein ökonomisches Lehrinstitut.

unumstößliche Grundbedingungen. Strenge Moralität, Ehrgefühl, Gehorsam, Reinlichkeit und Ordnungsliebe, — darauf muß mehr gesehen werden, als auf alle Schulkenntnisse, die meist noch nicht für unsere Verhältnisse passen. Wenn, wie gewiß ist, die ernannten Inspektoren nicht genügende und ausführliche Berichte über das Schulwesen dem Landtage geben, muß gehörig Lärm geschlagen werden, denn es gilt hier eine Lebensfrage für die Generationen, die nach uns kommen. Da das Schulwesen eng mit unseren Kircheneinrichtungen verbunden ist, und noch mehr verbunden werden muß, weil die Kirche ein Panier bleibt, das am sichersten uns zu strengem Festhalten an der Nationalität zusammenschaaft, während man nie im Ernste russische Lutheraner wird haben wollen, so muß das frühere Zurückstoßen der Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit gerügt und diese an uns gekettet werden. Gelegenheit dazu gibt jetzt der Umstand, daß man in Petersburg auch die Gesangbücher der Uniform unterwerfen will, so daß nur ein obrigkeitliches Gesangbuch für alle Protestanten in Rußland gelten solle. Ein großer Teil der Geistlichkeit ist natürlich und sehr mit Recht dagegen und wird, weil sie selbst kein verfassungsmäßiges Organ hat, sich an die Ritterschaft wenden, um das alte Gesangbuch, das unsere Väter erbaut, als unser Eigentum zu bewahren. Hoffentlich bringt die Residierung die Sache an den Landtag; wenn sie es aber nicht tut, was nicht unmöglich ist, so muß die Sache dennoch in Anregung und durchgeführt werden, wie es dem religiösen Gesichtspunkte nach auch durchaus zu verfechten ist. Sprich darüber besonders mit Dettingen¹, aus dem Konvente kenne ich seine Tüchtigkeit; überhaupt muß er mit auftreten, da ihr jungen Leute allein von den Alten zurückgeworfen werdet, die für alle dergleichen Sachen eine fast — den Zeitverhältnissen nach — blödsinnige Gleichgültigkeit haben.

Was die Stellung des Bauerstandes selbst anbetrifft, so sehe ich mit einigem Schrecken im „Inlande“, daß man in Estland, mit vielen Beteuerungen des Interesses für die Bauern, die Freizügigkeit beschränken will. Eine Kommission aus D. Grünewaldt, Uexküll, Fock, Gernet, Taube und Rosjillon ist mit der Prüfung der Verhältnisse beauftragt². Ich werde das meinige tun. — Ihr müßtet eine Kommission zur Prüfung der Mittel, dem Bauer-

¹) Alexander von Dettingen, geb. 1798, damals Kreisdeputierter, von 1839 bis 1842 Landmarischall. † 1846.

²) Otto v. Grünewaldt-Roß, Uexküll-Güldenband-Mundenhof, v. Fock-Saggad, v. Gernet-Neuenhof, Wilhelm Baron Rosjillon-Nail (vgl. Erinnerungen S. 74).

stände aufzuhelfen, niederlegen auf dem Landtage, und als ersten Schritt einen Antrag bringen, daß jedem das Abschließen von Erbpachtkontrakten mit seinen Bauern freistehet. Zugleich müßte ihr Landwirte eine Privatkommision in Dorpat bilden, um nach Prüfung aller bestehenden und vorauszu sehenden landwirtschaftlichen Verhältnisse ein Projekt zu einer Gesetzgebung über Erbpacht auszuarbeiten, wo, von dem status quo des gutsherrlichen Vortheils (denn die Möglichkeit von Amelioration muß geopfert werden) ausgehend, vor allem ein Maßstab der Leistungen des Erbpächters aufzustellen ist, und ihr Wertanschlag in Getreide, um eine künftige Ablösung durch Getreide- und folgeweise Geldzins vorzubereiten; die Möglichkeit für den Bauer, sein Erbpachtgut, unter gewissen den Herrn sichernden, aber den Verkauf nicht direkt oder indirekt hindernden Bedingungen, an einen andern Bauern oder jemand, der dadurch in das bäuerliche Standesverhältnis eintritt (diese Bedingung ist nötig, um die Kleindeutschen zc. abzuhalten), veräußern zu können, ist unumgänglich, wenn die Erbpacht nicht eine glebae adscriptio werden soll. Ebenso müßte eine gewisse Grenze für die Größe der in Erbpacht gekauften Güter gesetzt werden, sowohl im Minimum als im Maximum; wenn dadurch auch selbst in Zukunft viele Grundstücke nicht in Erbpacht kommen, so ist das als einstweiliges Pachtunterkommen für jüngere Söhne sehr gut. Übereilt und erzwungen darf nichts werden. Es mögen aber einige redliche Wohlgesinnte den Versuch machen — und er wird allmählich Nachahmung finden. Sowie aber die Einrichtung anfängt sich zu verbreiten, muß dem willkürlichen Herausschrauben der Bedingungen bei der ersten Pacht durch ein Gesetz vorgebeugt werden. Gegen die Bauern darf nichts verlauten, bevor man nicht ganz im Klaren über das Projekt des Pachtverhältnisses ist, wo hauptsächlich die völlige Verschiedenheit von der glebae adscriptio sich herausstellen muß. — Damit der Bauer dann aber auch seine dadurch erfolgende moralische Hebung fühlt, so muß der Gemeindeverband gekräftigt werden, durch welchen allein auch ein tüchtiges Schulwesen möglich werden wird.

Neben dem eigentlichen Gemeindeverbande muß aber auch der Geist zu gegenseitigen Hilfsvereinen der benachbarten Gebiete in Bezug auf Schäden durch Naturereignisse, Seuchen und andere Unglücksfälle geweckt werden, was die Geistlichkeit zu ihrem Zwecke machen muß, und wozu die Herren durch uneigennütige Beiträge mitwirken müssen, was sie zugleich als die natürlichen Beschützer und Vertreter dem Landvolke immer vor Augen führt. Wir

müssen jetzt dasselbe an uns fetten, damit, wenn die gutherrlichen Verhältnisse aufhören, was vielleicht später nicht zu vermeiden sein wird, die Trennung in Freundschaft geschieht und noch von alter Anhänglichkeit überlebt wird. (Frage von Friedländer den Band von Sismondi's *Etudes d'économie politique* vom J. 1836 oder 1837, wo die Verhältnisse in Irland, England und Toscana vorzüglich geschildert werden. Man gibt dem Sismondi häufig nicht unbedingt recht, aber lieben muß man ihn.) Hierzu kann auch eine mehr aktive Einwirkung des Gutsheeren nützlich werden in Bezug auf Belehrung über bessere Bodenbenutzung; der auf dem Gute lebende Herr muß doch dazu häufig Gelegenheit haben, wenn er will, und durch Überzeugung eines einflußreichen Bauern indirekt auf die andern wirken, denn der Bauer wird natürlich dergleichen eher einem Bauern nachahmen, als dem Herrn. — Die Schulen müßten auch dazu benutzt werden, und deshalb wird die Einrichtung der Normalschule von Ringen von unendlicher Wichtigkeit. Vielleicht kannst Du Dir von Friedländer etwas über die Statuten der sogenannten kleinen Schullehrerseminare in Preußen, namentlich von dem in der Nähe Stettins, verschaffen. Die Grundsätze dieser kleinen Seminare werden am meisten auf unsere Verhältnisse anwendbar sein. Jedenfalls wäre es wichtig, Dich gleich mit allem bekannt zu machen, was auf die Einrichtung von Normalschulen Bezug haben kann, und Dich auch mit andern darüber zu besprechen, damit der Landtag, wenn die Ringensche Sache vorkommt, gerade Euch vorbereitet findet, denn an unnützen Mitredenden und Verdrehenden wird es nicht fehlen. Die größte Einfachheit der Lebensweise und Kleidung, eine fortdauernde strenge Beaufsichtigung der Moralität in jeder Beziehung, Basirung alles Unterrichts auf die Religion, möglichste Entwicklung der Begriffe, Belehrung in allem, was für die bäuerliche Landwirtschaft von Nutzen sein kann mit steter Gewöhnung an Bodenarbeit aller Art, Belehrung in den Naturwissenschaften, insoweit deren Grundbegriffe den Geist über die Phänomene der uns umgebenden Natur aufklären, und insoweit deren Resultate sowohl direkte als indirekte Beziehung auf die Bodenarbeit haben, und zugleich durch tägliches Vorkommen dem Nachdenken des Landmannes einen willkommenen Stoff bieten, der in letzter Analyse oder vielleicht Synthese auf den Schöpfer des Alls hinführt. Die Botanik, Mineralogie und Zoologie unsrer Gegend muß — nicht in wissenschaftlicher Beziehung, sondern mit Berücksichtigung der praktischen Anwendung — ein Hauptgegenstand des Unterrichts sein, und wird dem Zögling

später, wenn er Schulmeister geworden ist, sehr nützlich sein, um die Aufmerksamkeit seiner Schüler zu fesseln. Im Seminar sind nur die Grundzüge der allgemeinen Geschichte zu lehren, denn was soll dem Dorfschullehrer in Livland die Kenntniß von der Verfassung des Servius Tullius oder der Gang der französischen Revolution nützen? Gewiß ebenso wenig, als wenn man ihnen beibringen will, was Zwan der Grausame getan oder wie Karl XII. durch seine Tollheit den Juwel aus Schwedens Krone verloren. An die Grundzüge können dagegen ausführliche Erzählungen solcher Episoden geknüpft werden, die auf eine Erhebung des moralischen Gefühls, auf eine Unterordnung aller selbstlichen Vorurteile unter das Beste aller, hinwirken. In der Schule selbst bleibe man dagegen bei Kohnrausch's biblischer Geschichte, und knüpfe hieran einige allgemeine Betrachtungen, die, dem Ideenkreise der Bauern angemessen, ihm einen Begriff von einem Volksverbande und vom Schicksal der Völker und Staaten beibringen. Der einzige politische Unterricht könnte vielleicht im Seminar die Bauerverordnung und die Provinzialverwaltung sein, und die Grundzüge hiervon auch in den Kirchspielschulen, d. h. in der ersten Klasse derselben. Ebenso braucht von der Geographie im Seminar nur eine kurze Übersicht gegeben zu werden, die vor allem die physische Geographie vor Augen hat und die Erde nach der Beschaffenheit ihrer Oberfläche, als Gebirge, Ebene, See- und Flußgebiet betrachtet. Eine Kenntniß der Namen der Länder und ihrer Hauptstädte, und die Wechselwirkung von Volk und Landesbeschaffenheit auf einander wird für die politische Geographie vollkommen genügen. Demjenigen, der sich weiterbilden will, bleibt es ja in seiner Schulmeisterperiode unbenommen. Geometrie und Zeichnen mit einander verbunden, als Übung des Verstandes und des Auges, gerichtet auf Gegenstände des Landlebens, werden sehr nützlich sein; die Arithmetik, mit ausschließlicher Anwendung auf die praktischen Bedürfnisse des Landmannes, ist unumgänglich. Ebenso Gesang, vor allem und ausschließlich geistlicher Lieder, solange nicht aus dem Nationalleben Volksgefänge hervorgegangen sind; deutsche Lieder werden im Sinne des Osten unverständlich sein, auch wenn er schon die deutsche Sprache versteht. Daß diese mit Hauptgegenstand des Seminarunterrichts ist, ist notwendig, denn nur dadurch wird dem Seminaristen der Quell des Wissens geöffnet. Da es aber unmöglich sein wird, ihm passende Handbücher für jedes einzelne Fach des Unterrichts zu verschaffen, so ist es notwendig, das ganze Corpus des Wissens, das man dem Seminaristen bei-

bringen will, in ein organisch ineinander greifendes System zu bringen, dessen letztes Wort die Erhebung der Menschenseele zur Erfassung der Allmacht und Allgüte ihres Schöpfers sein muß. Das ganze Buch muß aus einem Wurfe sein, von einem, dem oben angegebenen Punkte ausgehen, so daß alle Radien bis an dieselbe Peripherie reichen. Die Abfassung eines solchen Buches ist unendlich schwierig, ist vielleicht noch nirgends geleistet worden, aber nicht desto weniger notwendig und wenigstens seinem Geiste nach annähernd zu erstreben.

Was aber auch die Gegenstände des Unterrichts sein mögen, immer muß nicht die Kenntnis derselben, sondern das, was man mit diesen Kenntnissen bewirken will, das Ziel der Belehrung sein. Also allerdings die notwendige Übung des Gedächtnisses, aber kein Auswendiglernen von Begriffen und Fakten, sondern ein völliges Fassen, Verarbeiten und Insichaufnehmen derselben. Entwicklung des Denkvermögens ist die Hauptsache, doch immer in Verbindung mit Entwicklung der Seelenkräfte, — denn diese bedingen den Menschen. Die Belehrung muß also nie von Erziehung getrennt sein, die wieder mit dem richtigen Auffassen der Religionsbegriffe, dem Durchdrungenwerden vom moralischen Rechts- und Ehrgefühl und des dadurch entspringenden Gefühls der Unabhängigkeit des Charakters notwendig zusammenhängt. In diesem Unterricht an sich im Seminar muß die Grundlage zu der eigentlichen pädagogischen Vorbereitung des künftigen Schulmeisters liegen, — die schönsten Methoden und Systeme können nichts nützen, wenn der Lehrer nicht, als er noch Lernender war, selbst einer solchen höheren pädagogischen Einwirkung unterworfen gewesen. Immer aber ist es notwendig, auch die Seminaristen mit den besten Lehrmethoden bekannt zu machen, oder wenigstens mit dem Geiste, der alles System durchdringen muß, und zu diesem Endzweck wird eine mit dem Seminar verbundene Musterchule von großem Nutzen sein. In der Zukunft muß auf Errichtung von noch ein paar höheren Seminarien hingewirkt werden, sowie auf besondere Seminarien für Lehrerinnen, um später einmal die Mädchen von den Knabenschulen (nach dem 12. Jahre) trennen zu können. Die Anstellung von Schullehrern aus den Zöglingen der Kirchspielschulen muß nur im Anfange erlaubt werden, wie überhaupt jede Anstellung eines Schulmeisters der Kontrolle unterliegen muß. Hierzu bedarf es einer aus dem Adel und der Geistlichkeit zusammengesetzten Landesbehörde, welche von Landtag zu Landtag und Synode zu Synode gewählt, die oberste Leitung des Schulwesens und dessen

Beaufsichtigung hat. Zuerst wenigstens wäre die Ernennung einer dem ähnlichen Kommission nötig, welche sich mit der Einrichtung des Ringenschen Seminars, mit der Vorbereitung eines Schulgesetzes, eines Schulplans, und mit der Beaufsichtigung und der ermunternden Beförderung des bereits Bestehenden zu beschäftigen hätte. Man muß aber nicht Leute wählen, die es als onus publicum übernehmen, sondern Männer, die die ganze Wichtigkeit ihrer Aufgabe zu begreifen imstande sind.

Du wirst wohl sagen, daß das alles, was ich verlange, hier jetzt rein unmöglich ist. Ich wiederhole aber hier, was ich schon anderwärts gesagt: jeder Schritt, den der Staatsmann tut, muß ihn dem letzten Ziele nähern; jeder Schritt, der schneller und bequemer zu einem näheren Ziele führt, aber vom letzten entfernt, ist ein falscher. Alles, was man tut, muß in ein System passen, dessen Ausführung freilich erst der Zukunft vorbehalten ist. -- Über Zeichnen, Geometrie und Gymnastik für Volksschulen kann ich Dir die besten, in den französischen Primärschulen gebräuchlichen Bücher mitteilen. Im Deutschen habe ich nichts, weil ich mich mit allen diesen Dingen hauptsächlich erst am Genfersee beschäftigt habe. Die Gespräche von Wehrli¹ sind als Muster der Entwicklung des Nachdenkens und der Begriffe bei Schulkindern. Die Vorlesungen von Degérando² für die Bildung in Normalschulen, Wiridet für den Zweck und die Mittel der Volksbildung überhaupt. Schaffe Dir an: Cousin³, Das Preussische Schulwesen, aus dem Französischen von Kröger. — Diesterweg⁴, Die Lebensfrage der Zivilisation, Heft 1 und 2. — Ducpétiaux⁵, De l'état de l'instruction primaire. 2 vol. Bruxelles. -- Diese Bücher fallen mir eben ein. Der Vorsteher des Seminars in Dorpat wird Dir vielleicht über manches Auskunft geben können. In Beckendorf, Jahrbücher des preussischen Volksschulwesens, wenn es Dir zugänglich ist, würdest Du manches finden; im 1. Hefte des 6. Bandes über die kleinen Seminaristen in Lastadin bei Stettin und in Pyritz. Bestimmt findest Du bei einem der Professoren das große Werk von Thiersch⁶, wo aber vielleicht die Volksschulen sehr obenhin

¹) Joh. Jak. Wehrli 1790–1855, Begründer der nach ihm benannten Wehrli'schen, in denen Unterricht und Arbeit einander ergänzen.

²) Jos. Marie Baron Degérando, französischer Philosoph, bekannt durch seine philanthropischen Bestrebungen; geb. 1772, zum Pair erhoben, starb er 1842 als Vizepräsident des französischen Staatsrates.

³) Victor Cousin, franz. Philosoph und Schulmann 1792–1867.

⁴) Adolph Diesterweg, Volksschulpädagog der Pestalozzischen Schule.

⁵) Edouard Ducpétiaux, belgischer Publizist.

⁶) Friedr. Wilh. Thiersch, schrieb „Ueber gelehrte Schulen“, 1826–1831,

behandelt werden. Kommst Du nach Neval zu mir, so kann ich Dir einige vortreffliche italienische Artikel mittheilen über Schulwesen und Erziehung.

Auch in Beziehung auf die dem Bauerstande auferlegten Lasten müßte mit der Zeit ein vernünftigeres System eingeführt, d. h. nach oben hin veranlaßt werden. Es würde daher von Interesse sein, eine Zusammenstellung aller öffentlichen Abgaben des Bauern zu haben, zu denen natürlich auch die Naturalabgaben an die Prediger, die Stationen, die Wegereparaturen, die Schießstellung gerechnet werden müßten. Über letztere habe ich eine Übersicht für den rigischen Kreis vorbereitet, und es würde recht gut sein, wenn Du Dir eine Übersicht der im Fellinschen und Dörptschen Kreise in den Jahren 1836, 1837, 1838 per Gut gestellten Schicke verschaffen würdest, mit Unterscheidung, ob sie zu Arrestantentransport, zu Militär- und anderen Transporten, auch der hohen Reisenden, zu Fahrten des Ordnungsgerichts und anderer Beamten, ausgeschrieben worden sind. Für die Jahre 1830, 1825, 1820, 1815, 1810, 1805, 1800 würden die Jahressummen für den ganzen Kreis, aber nach jenen Rubriken, genügen. — Der Bauerstand hat keinen Vertreter, und wir müssen ihn daher vertreten, sowie jeden anderen Stand, der kein öffentliches repräsentatives Organ hat, so also auch die Geistlichkeit, die Landsassen und die kleinen Städte. Daß es wünschenswert wäre, wenn wir Deputierte derselben auf dem Landtage als stimmberechtigte Mitglieder hätten, erkenne ich an, glaube aber, daß die Ausführung dieser Idee weder jetzt möglich, noch selbst zeitgemäß ist. Unmöglich, weil eine solche Institution die ungeheure Majorität der Ritterschaft gegen sich haben würde, — nicht zeitgemäß, weil man oben ein horror für dergleichen hat, und wir unsere unbestreitbare moralische Geltung nicht dem Landtage, noch der Idee einer landständischen Repräsentation, sondern lediglich dem zu verdanken haben, daß wir ein geschlossenes Korps deutschen Adels bilden. Dies wird uns jetzt immer nützlicher werden, je mehr in den höheren Regionen in Petersburg sich das Streben nach Abschließung einer mächtigen aristokratischen Klasse sich ausbildet. Wir gelten nur, insofern wir als Aristokratie auftreten; wir müssen also diesen unseren Charakter bewahren, zu unserem und der anderen Stände wahrem Heil, denn nur eine kompakte aristokratische Phalanx kann die hochgehenden Wellen, die uns zu verschlingen drohen, wirksam dämmen. Der Geist der Aristokratie, wie sie in solchen Verhältnissen verstanden werden muß, ist aber

sehr verschieden von kleinlichen Adelsvorurtheilen. Stolz und fest müssen wir auftreten, aber nur gegen die, welche sich in politischer Geltung über uns stellen. Zu allem Guten und Großen müssen wir den Weg zeigen. Wo jemand bedrückt wird, müssen wir ihn stützen, gegen wen es auch sei, besonders aber gegen jeden Mitbruder, namentlich in den Verhältnissen der Bauerschaft. Wir müssen uns den Weg offen erhalten, direkt an den Monarchen zu gehen, und mit Ergebenheit, aber auch mit Offenheit unsere Wünsche, unsere Beschwerden, unsere Rechtsforderungen an den Thron bringen; solange wir dieses mit Festigkeit und Takt tun und mit all der Würde, die in einem Adelskorps liegt, werden wir immer des Erfolges gewiß sein können. Freilich müssen unsere Repräsentanten auch der Art sein, daß man sie nicht bloß ihrem Herzen und ihrem Geiste nach, sondern auch ihrem äußeren Auftreten nach als Repräsentanten einer alten und mächtigen Aristokratie erkennt. — Du wirst mich für einen echten Junker halten; ich kann aber nur sagen, was meine innerste Überzeugung mir in Bezug auf die in unserer Zeit in unserem Lande zu beobachtende Politik eingibt. Im Herzen bin ich vielleicht reinerer Demokrat als Ihr alle, aber die Zeit ist bei mir vorüber, wo das Herz mit dem Kopfe durchging. Ich bin daher gegen jede Veränderung unserer Verfassung, die etwa dem adligen Landsassen Sprech- und Stimmrecht auch über nicht finanzielle Gegenstände, oder gar den nicht adligen und also verfassungswidrigen Landsassen Eintritt in den Landtag gewähren würde. Was zuerst die adligen Landsassen betrifft, so kennt Ihr in Dorpat gar nicht diese Menschenklasse, wie sie sich in Livland ausgebildet hat. Seid erst ein halbes Jahr in Riga, wie ich, und dann wollen wir uns sprechen. Diese *чиновники*, oder zu deutsch Rangen, wachsen jetzt wie die Pilze hervor und, mit wenigen Ausnahmen, treten die Söhne ganz in die Fußtapfen ihrer würdigen Väter, nicht bloß in Bezug auf Rechtsinn, sondern auch auf Gesinnung, d. h. Gesinnungslosigkeit, Geldgier, Ehr- und Genußsucht, ohne irgend welche Rücksicht auf die Mittel, — das ist der vorherrschende Charakter dieser ganzen Klasse, und wenn in der Uwarowski'schen Sache¹ einige von ihnen Interesse gezeigt haben, so war es aus demselben Grunde, weil in der jüngeren Generation, nicht des Rangadels, sondern des Bürgerstandes, sich ein kräftigerer Geist für Recht und Nationalität zu regen beginnt, und auf diesen Stand der Umgang

¹) Die bekannten Angriffe des Unterrichtsministers Grafen Uwaroff auf das deutsche Bildungswesen.

jener Herren beschränkt ist. Was wollt Ihr mit solchen Leuten auf dem Landtage machen, wenn es gilt ein Prinzip zu vertreten und dabei vielleicht Orden und Geld aufs Spiel zu setzen? Gehet alle Länder durch und fragt nach, was der Beamtenadel ist, und Ihr werdet eine und dieselbe Antwort hören über seine Arroganz, seine Gefinnungslosigkeit und Geldliebe, die hier, den Verhältnissen gemäß, den Charakter verworfener Spitzbüberei annehmen mußte. Daß es manche der ehrenvollsten Ausnahmen gibt, davon bin ich überzeugt. Wo es aber gilt, ein Prinzip aufzustellen, kann man nicht das Gesetz auf eine Ausnahme basieren, sondern auf die Regel. Von wo aber wird Euch der Landsassenadel ausströmen, als aus Riga und Petersburg, und ich halte die erstere Sorte doch noch für besser. Daher bestehe ich für jetzt auf gehörige Beschränkung der adligen Landsassen auf das jetzt von ihnen ausgeübte und auch durchaus vernunftgemäße Recht der Bewilligung der Steuern von ihrem Grund und Boden. Für die Zukunft dagegen wünsche ich, daß die Landtagsverhandlungen überhaupt prinzipienmäßig geordnet werden, und namentlich alle finanziellen Fragen, von den anderen geschieden, einer besonderen Tagesordnung aufbewahrt werden, die ein oder zwei Tage zuvor in der Kanzlei angeschlagen die adligen Landsassen zum Saale beruft, die bei allen übrigen Verhandlungen individuell garnicht zuzulassen wären. Dagegen wünschte ich, daß freisweise von ihnen aus ihrer Mitte gewählte Repräsentanten, völlig gleichberechtigt mit den Gliedern der Ritterschaft, daher nicht als ein abgesondertes Korps, dem ganzen Landtage beizuwohnen hätten. Die Ritterschaft muß sich das Virilstimmrecht bewahren, denn nur so kann sie unsere Verfassung, unser Recht, unsere Nationalität in den uns umgebenden Verhältnissen aufrecht halten. Sie kann aber dem Stande der adligen Landsassen das Repräsentationsrecht auf dem Landtage zugestehen, jedoch noch nicht jetzt. Ist es aber einmal so weit gekommen, so wird die Ritterschaft die beste Gelegenheit haben die an Charakter und Gefinnung Tüchtigen unter den Landsassen allmählich sich einzuverleiben, und so dem alten Blute frische Säfte zuführen. Die Aufnahme muß aber unbeschränkt in unseren Händen bleiben, und dabei unverbrüchlich das Prinzip beobachtet werden, daß nur in unserer Mitte Ansfässige, wohlerprobte Männer, nie Andersgläubige, zugelassen werden. Auch mit Aufnahme von Ministern &c. muß eingehalten werden, denn nach unseren alten Rechten darf kein Nichtprotestant ein Landesamt bekleiden, ist also auch in unserem Verbande völlig überflüssig. —

Wenn aber auch jetzt noch eine Zuziehung von Repräsentanten der Landsassen unmöglich ist, und damit die dadurch erleichterte Auswahl unter ihnen, so wird sich doch auch schon jetzt Gelegenheit zeigen, die wahrhaft Tüchtigen unter ihnen zu erkennen. Diesen muß man die Aufnahme auf jede Weise erleichtern. In Estland ist man auch endlich zu dieser Ansicht gekommen und hat den Weg eingeschlagen, daß der Rezipiend zuvorderst um die Erlaubnis gebeten, als Kandidat bei einer Wahl aufzutreten. Er ist gewählt worden und wird auf dem nächsten Landtag unfehlbar in die Matrikel kommen, wenn er sich durch Eifer und Tüchtigkeit dessen würdig zeigt; Vorsicht ist aber nötig. Die Matrikel ist insofern unser erstes Recht, als alle übrigen genau damit zusammenhängen und, wenigstens meiner Ansicht nach, unsere ganze Stellung in Petersburg von unserer Geltung als Aristokratie abhängt, die aber nicht durch solche individuelle Aufnahmen (daher nie ein Bruder mit seinen Geschwistern, sondern nur immer jeder für sich und für seine Deszendenz) geschmälert werden wird. Wenn wir die Teilnahme an diesem unserem angestammten Rechte jemand gewähren, so muß dies nur durch erprobte Würdigkeit in jeder Beziehung, verbunden mit Grundbesitz, veranlaßt sein.

Was weiter die Städte betrifft, so bin ich im Prinzip durchaus, wie schon gesagt, für eine Vertretung aller einzelnen genommenen qua Landstand auf unseren Landtagen, glaube aber, daß dies jetzt weder ausführlich noch selbst wünschenswert ist. Die Ausführbarkeit würde sowohl an der Ritterschaft als an der Regierung, besonders dieser, scheitern, die nie und nimmer die Einrichtungen wahrhafter Landstände zugeben wird. Andere Zeiten können andere Ansichten mit sich bringen, für jetzt aber hieße es, mit dem Kopfe gegen die Wand rennen. Ich glaube aber auch selbst, daß es nicht für jetzt wünschenswert ist, weil die Städte noch gar keine Garantie politischer Ausbildung geben, deren Grundlage nur in kräftigem städtischen Gemeingeiste gesucht werden kann. Laßt Euch nicht täuschen, wenn Ihr einen tüchtigen Bürgermeister findet; einmal ist er der einzige, und dann ist seine Persönlichkeit nicht genügend, sondern in den Bürgern selbst muß der alte deutsche Kommunalgeist wieder aufleben, von dem jetzt keine Spur zu finden. Sehet zu, wie die Gouv.-Regierung gezwungen ist, den Geist der alten deutschen Verfassung in Riga und sonst aufrecht zu erhalten, während die wohlweisen Herren in ihrer Indolenz, Unwissenheit und Gefinnungslosigkeit Alles zugrunde gehen lassen, und dann prüfet, was gewonnen ist, wenn Ihr den

Städten Landstandschafft erteilet. Wenn ich eins meiner Rechte aufgeben will, so werde ich erst sehen, wem ich das Opfer bringe, und ob er bereits dessen wert ist. Ich kann mich irren, aber diese ganze Idee scheint mir noch vollkommen unreif, und weder in ihrer verfassungsmässigen Begründung, noch in ihrem absoluten Werte für den Augenblick, noch auch in der Art und der Tüchtigkeit ihrer Ausführung gehörig durchdacht. — Das Recht der Städte zur Landstandschafft bestand, wenigstens für Riga und Dorpat; aber nur zu der Zeit, als unsere drei Länder noch politisch verbunden waren und auf den Landtagen Ordensmeister, Erzbischöfe, Bischöfe, die verschiedenen Ritterschaften und dann die sämtlichen großen Städte sich versammelten. Jene Landtage — Gott schenke uns ähnliche — sind von unseren Provinziallandtagen durchaus verschieden, und was auf jenen als Recht galt, hat auf diesen gar keine Geltung. Die Landtagsakten in unserem Archive beginnen erst im XVII. Jahrhundert, und ist nie von den Städten die Rede, sondern nur von einer sich sehr aristokratisch gebahenden Ritterschaft. Nur Deputierte von Riga kamen vor, wie auch jetzt. Warum sendet aber Riga Deputierte, die bei den Bewilligungsverhandlungen nur stimmen, nie sprechen, oder nur, wo es gilt, ein städtisches Recht zu vertreten? Auf den Bewilligungslandtagen sind sie vollkommen gleichberechtigt mit der Ritterschaft, und diese würde gewiß Vorteil davon ziehen, wenn tüchtige Köpfe von der Stadt gesendet würden. Dorpat hat auch Güter, es müßte daher bei diesem Landtage mit der Bitte einkommen, dem nächsten einen städtischen Deputierten, gleich Riga, zu senden, und ebenso jede andere Stadt, die im Landesgebiete ländlichen besteuerten Landbesitz hat. Daß ihnen dies zugestanden würde, müßte dann mit allen Kräften durchgesetzt werden, wie es von oben keiner Schwierigkeit unterliegen würde. Für gebührend achtungsvolle Aufnahme und Behandlung der städtischen Deputierten müßte Sorge getragen werden, und jedes dem zuwiderlaufende Wort als persönliche Ehrensache von den Wohlgesinnten gerügt werden. Bei der feindseligen Stimmung, die zwischen Riga und dem Adel leider herrscht, muß man suchen, wenigstens die anderen städtischen Deputierten in unser Interesse zu ziehen, so daß sie wenigstens nicht wie jene immer bloß mit Feindseligkeit auftreten. Ein allmähliches Einlenken auch mit Riga wäre durchaus wünschenswert, muß aber der Zeit und den jüngeren Generationen überlassen werden. Mit einer Forderung der Städte, als Landstände auf dem Landtage zu erscheinen, kann es garnicht gehen, weil sie keine Rechtsbeweise

beibringen können. Zugleich aber würden sie dabei verlieren, indem der Landtag dann über ihnen steht, und eine Regelung dieses Verhältnisses, die allerdings nicht unmöglich ist, in die jetzigen Zeitumstände durchaus nicht paßt. Auch mag vielleicht ein preußischer Provinziallandtag vorschweben; habt Ihr aber auch erwogen, ob unser Landtag der Regierung gegenüber, proportion gardée, nicht vielleicht eine viel größere Bedeutung hat? Nichtet bei uns einen ostpreussischen Landtag ein und wir sind in wenigen Jahren eine Kommission zur Abgabenrepartition, mit der angenehmen Verantwortung für die richtige Erhebung. Jetzt sind wir die alten Herren des Landes, die man daher noch immer mit einiger Achtung behandelt, — dann sind wir bloß Repräsentanten des Grundbesitzes und haben alle der alten, einst mehr oder weniger souveränen Ritterschaft innewohnende moralische Geltung der Gewalt gegenüber verloren; in dieser Geltung als Aristokratie liegt aber das einzige Mittel, uns gegen die Übergriffe der Gewalt zu schützen. Daß demnach so viel verloren worden, das ist die Schande unserer Vorfahren, aus denen der alte Geist gewichen, so daß sie zu Krautjunkern geworden, statt ihre Würde gehörig zu wahren, was ihnen leichter geworden wäre, als uns. Daß unsere Geltung nicht einmal uns genügend, die anderen Stände des Landes garnicht schützt, ist die Schuld unserer Väter, und Gott möge es ihnen verzeihen, daß sie unser Erbteil zu unserem und der anderen Nachteil vergeudet haben. An uns ist es, mit Mut und Ausdauer auf der Basis des Bestehenden uns — nicht die alten, nicht mehr zeitgemäßen Verhältnisse, — wohl aber eine Stellung zu erkämpfen, in der wir für eine bessere Zukunft den Grundstein zu einer den Forderungen des Rechts und der Vernunft angemessenen Landesverfassung legen können, die die Interessen aller Stände auf gleiche Weise sichert und alle zu gemein-samem Streben nach Verbesserung unserer Zustände vereint.

Mit der staatsrechtlichen Stellung des Bürgerstandes steht die Frage vom Güterbesitz im Zusammenhange. Aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie aufgefaßt, ist kein Zweifel, daß unser Begehren des alleinigen Besitzes unsinnig ist, aber politisch betrachtet ist das von uns angesprochene Recht eine Lebensfrage für uns und für den Bauerstand. Der Handel in Riga geht schlecht, es gibt eine Masse Kapitalien, die nur darauf warten, daß der Güterbesitz freigegeben wird, um sich auf Erwerbung von Grundeigenthum zu werfen. Diese Kapitalien werden alle mehr bieten, als ein Edelmann es meist tun kann, und so würde in Kurzem

nur ein kleiner Theil Livlands noch im Besitze des Adels sein, da die immer unerschwinglicheren Steuern den Adel ruinieren, der am Ende froh sein wird, sich von einem Kaufmann sein Gut teuer bezahlen zu lassen. Mit dem Grundbesitz hört aber auch unsere Verfassung auf, da die Minorität der Grundbesitzer nicht mehr lange ihre Korporationsrechte zu erhalten vermöchte. Allerdings gibt es dann andere Grundbesitzer, die eine ihnen angemessene Verfassung erhalten können, unter der das Land vielleicht auch ganz glücklich ist. Aber auch abgesehen davon, daß ich egoistisch genug bin, um es als einen schmerzlichen Gedanken anzusehen, wenn der livländische Adel depossediirt wäre, abgesehen andrerseits davon, daß der livländische Adel keineswegs das ist, was er sein könnte, sein müßte, keineswegs nach der Höhe seiner Aufgabe gewachsen erscheint, so gestehe ich doch unumwunden, daß ich für Livland, als staatliches Wesen gedacht, immer noch größeres Heil unter der Herrschaft des Adels erwarte, als unter der der rigischen Kaufleute und Advokaten, sowie der wohlbekannten Arrondatoren, die sich am Mark des Landes satt gesogen. Man sehe sich das Wesen und Treiben dieser beiden Klassen etwas näher an, und ich glaube, jeder Unparteiische wird es doch eher mit dem Buschklepperadel der lettischen Wälder halten. Ich weiß nicht, nach welchem Maßstabe ihr die Menschen beurteilt. Aus solchen Elementen werden aber Eure künftigen Gutsbesitzer und 99jährigen Pfandhalter bestehen. Ich vergesse, daß auch aus dem moralischen Kloak Petersburgs ein starker Abfluß hierher stattfinden wird. — Ich würde nichts dagegen haben, wenn man von Zeit zu Zeit Jemand aus der Matrikel herauschmeißen würde, und hoffe, daß es geschehen wird, weil solcher Überreifen da sind, und solches Abschneiden der verfaulten Äste, meiner Ansicht nach, für die Gesundheit des Baumes unumgänglich ist. Aber ich will doch lieber mich unter den Schatten jenes Baumes stellen, als unter das Strauchwerk. Eure Ideen sind richtig und gut, ihr kennt aber nicht die Menschen, mit denen agiert werden soll. Weder der Dörptsche Klassenadel, noch der Dörptsche Bürgerstand werden beim Güterbesitz konkurrieren, sondern Riga wird uns seine vortheilhaften Söhne reich gewordener Kaufleute schicken, und Ihr könnt dann zusehen, wie Ihr mit dieser Brut fertig werdet. Und diesen wollt Ihr den Bauernstand anvertrauen, ehe dessen Rechte und Interessen unumsstößlich gesichert sind? Der tüchtige und ordentliche Bürgerstand, der lebt ruhig sein städtisches Leben, und hat weder Lust noch Vermögen, fern von der Stadt auf dem

Lande zu leben, oder vielmehr zu nomadisieren, denn einmal aus den Händen des Adels gerissen, wird der Grund und Boden ein bloßer Handelsartikel, mit dem aber leider das Geschick der Bauern mit verkauft wird.

Gestern Vormittag war ich lange bei dem jetzt residierenden Landrat Meyendorff¹ und habe mit ihm auch über die zu große Belastung des Bauerstandes durch die Schieße gesprochen. Er meint auch, daß es interessant wäre, eine Zusammenstellung der Schießstellungen zu haben, ungefähr nach der oben von mir gemachten Angabe. Auch auf die Notwendigkeit irgend einen Schritt zur Verbesserung des Zustandes der Bauern zu tun, ging er ganz ein, und erzählte mir bei der Gelegenheit manches Interessante, was er in dieser Beziehung auf seinen beiden Gütern beobachtet. Er geht von der Ansicht aus, daß hauptsächlich das Übel daraus entstehe, daß die Bauerländereien vielfach zu hoch veranschlagt werden, oder wenigstens in ihrer Produktionskraft gesunken sind. Bedenke Dir alles, was auf diese Frage Bezug hat, damit, im Falle sie zur Sprache kommt, unter den Hunderten von Schreibern, die überall eine Beeinträchtigung ihrer Beutel befürchten, doch auch ein mit dem Gegenstande Vertrauter und Wohlgefinnter das Wort nehmen kann. Wenn man einen so tüchtigen Geschäftsmann, wie Meyendorff, zum Permanenten machen könnte, wäre weniger gegen diese neue Regierungsorganisation einzuwenden. Meiner Ansicht nach ist die alte Verfassung sehr gut, wenn man ordentliche Landräte hätte; da man aber fast $\frac{2}{3}$ sehr brave und achtungswerte Leute im Kollegio hat, die aber weder Eifer noch Geschick haben, um unser Staatsschiff zu steuern, so wird es mit der Dodekarchie schlecht gehen, aber, bei der Ungewißheit der Wahl, mit der Permanenz vielleicht noch schlechter. Ich sehe es an Meyendorff, wie es sehr gut möglich ist, daß ein Landrat, obgleich er nur einmal jährlich residiert, sich bald von allem unterrichten kann. Denn ich bin überzeugt, daß er in Bezug auf die Fragen, die in diesen zehn Tagen vorgekommen oder ihm sonst aufgefallen, ebenso bewandert ist, als die Landräte, die das meiste davon verstehen. Von alten Rechten, Privilegien und dergl. spreche ich natürlich nicht, sondern von den laufenden Sachen. Die Hauptsache wird immer bleiben, daß man nur wahrhaft tüchtige Leute in die Deputiertenkammer und ins Landratskollegium wählt, und einen Landmarschall, der die Alten vom Räte gehörig kontrolliert

¹) Georg Walter Baron Meyendorff auf Suddenbach † 1863.

und sich nicht scheut monatlich oder wenigstens alle zwei Monate nach Riga zu fahren, um selbst alle Akten einzusehen. Hierbei kann ich denn auch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß eine Reorganisation der Kanzlei, auch abgesehen von der Personenfrage, mir durchaus notwendig erscheint. Jetzt ist der Sekretär mit Geschäften überhäuft; der Notär hat fast nichts zu tun; der Rentmeister bekommt fast alle Papiere, wo eine Geldfrage im Spiel ist, die gar nicht zu seiner Kompetenz gehören, welche letztere sich bloß auf Buchführung und Empfang und Auszahlung der Gelder nach Anweisung aus dem Sekretariate zu beschränken hat. Der Rentmeister hat jetzt noch einen Kanzellisten, der unnützer Weise sehr hoch besoldet ist, da ein bloßer Kopist genügen würde. Der Sekretariatskanzlist dagegen hat sehr viel zu tun, ist aber freilich auch sehr gut besoldet. Meine Meinung würde dahin gehen, dem Sekretär mehrere bestimmte Sachrubriken, wie etwa Chaussee- und Wegereparatur, die Matrikel, die Ritterschaftsgüter- und Schäfereisachen abzunehmen und dieselben dem jetzigen Notär zu dem Postwesen hinzuzufügen; dieser würde dann den Titel eines zweiten Sekretärs annehmen. Dann müßte aber noch ein dritter Sekretär hinzugefügt werden, der zugleich Archivar und Aktuar wäre, und für das Archiv sowie die ununterbrochene und vernünftige Zusammenheftung der einzelnen Akten verantwortlich sein würde. Solange das nicht geschieht, wird 1) das Archiv immer in seiner jetzigen geringen Ordnung, um nicht Unordnung zu sagen, bleiben, und immer mehr mangelhaft werden, wie denn schon jetzt mancher interessante und wichtige Aktenband fehlt; 2) so wenig Ordnung und vernunftgemäße Einrichtung der Akten statt haben, wie jetzt, worüber vergeblich von Konvent zu Konvent geklagt. Der jetzige Kanzellist ist ein ganz ausgezeichnete Beamter, aber er hat zu viel abzuschreiben, um sich ganz mit den Akten beschäftigen zu können, was übrigens auch schon an und für sich nicht die Sache eines Kanzellisten ist, sondern mit Nachdenken gemacht werden will, wozu noch kommt, daß das bloße Zusammenheften der Akten nicht genügt, sondern hauptsächlich am Ende eines Jahres ein tüchtiges Résumé der Jahresakten denselben angefügt werden muß, wodurch allein eine Akte ihren ganzen Nutzen erhält. So wie die Einrichtung jetzt ist, ist es durchaus unmöglich, solches zu verlangen, selbst nicht, daß alle nötigen Abschriften sich bei den Akten finden. — Auch dieser dritte Sekretär müßte nur ein livländischer Edelmann sein, und ebenso *comme il faut* besoldet, als die anderen beiden. Allerdings würde dadurch

eine neue Ausgabe entstehen, aber 7—800 Rbl. S. können garnicht bei dem Nutzen, der zu erwarten ist, in Betracht kommen. Übrigens wäre das Gehalt der beiden Kanzellisten und selbst des, zum Buchführer zusammenschrumpfenden, Rentmeisters mit der Zeit, bei eintretendem Personenwechsel, zu verringern, besonders da einer der Sekretäre zugleich auch Kassier sein könnte. Daß man nur tüchtigen Leuten die Sekretärsposten anvertrauen kann, versteht sich von selbst. Um dies zu erleichtern, wäre es sehr wünschenswert, wenn junge Leute, die von Universität und Reisen zurückkehren, als Auskultanten in die Kanzlei treten könnten, von denen zwei vielleicht auch eine, aber geringe Besoldung, etwa Quartiergelder bekommen würden. Denn Miga ist ein zu theures Pflaster, als daß man erwarten könnte, es würden junge Leute, ohne alle Emolumente, sich dem Dienst der Ritterschaft widmen. Übrigens müßte die Auskultatur hauptsächlich auch als eine Schule zu Landesämtern überhaupt angesehen, und dahin gewirkt werden, daß besonders die reicheren jungen Leute sich so mit den Geschäften des Landes bekannt machen würden. —

Schließlich muß ich noch dessen erwähnen, daß es sehr wünschenswert wäre, wenn eine Kommission Sachkundiger ernannt oder aus eigenem Antriebe zusammentreten würde, die, in Verbindung mit den Franzenschen Monumenta Livoniae antiquae, einen Wiederabdruck einiger ganz aus dem Buchhandel verschwundenen Geschichtswerke, mit kritischen Bemerkungen, veranstalten würde, sowie eine kritische Sammlung aller alten Abhandlungen aus unsrer Rechts- und politischen Geschichte, wie sie in den vielen, zu ihrer Zeit vortrefflichen, aber jetzt selbst nur Wenigen zugänglichen Sammlungen von Hupel, Gadebusch, Campenhausen u. a. m. sich zerstreut finden. Auch eine Herausgabe der wichtigsten historischen Urkunden könnte veranstaltet werden, und alles das durch Subskriptionen eines zur Unterstützung eines solchen patriotischen Unternehmens sich bildenden Vereins besritten werden, wozu die Ritterschaft als solche von Zeit zu Zeit auch ihren Zuschuß geben müßte. — Die Städte müßten dabei notwendig mit ins Interesse gezogen werden, da ihre Archive gewiß auch vieles enthalten. Ich würde schon aus Estland Mitarbeiter und Subskribenten verschaffen, und Ropp wahrscheinlich aus Kurland, denn es darf nicht von einem einseitig provinziellen Gesichtspunkte ausgegangen werden, sondern die wahrhafte Livonia antiqua muß im Auge behalten werden. Die letzten Jahre haben uns schon einander genähert, wollen wir uns immer näher die Hände reichen, damit alle die

alten Scheidewände von Vorurteilen fallen — und wir wieder gemeinsam uns zu kräftiger Entwicklung unsrer politischen Verhältnisse erheben.

Ich hoffe, daß Du diesen Brief nicht kurz, aber auch nicht zu lang finden wirst. Du fragst, ob ich nicht Helwig¹ Materialien verschaffen kann? Hast Du garnicht bedacht, daß ich dadurch die Amtstreue gegen die Ritterschaft brechen würde. Denn so lange diese mich nicht auf dem Konvente oder auf dem Landtage dazu autorisiert, kann ich denen, die sie vielleicht als ihre Gegner ansieht, nicht aus dem eigenen Archive Waffen schmieden. Der gute Zweck heiligt nie das Mittel; wo das entgegengesetzte Prinzip herrschen will, sage ich mich los.

Von Buddberg habe ich schon lange keine Nachrichten; der Aufenthalt in Mannheim hat ihm nur geschadet, wie ich es ihm genugsam vorausgesagt; es scheint doch, daß ich, trotz aller meiner Träumereien, doch etwas vernünftiger bin, als ihr. Gegen den 25. April wollte Buddberg hier sein; ich habe ihm heute geschrieben, lieber noch früher zu kommen.

Ich rekommandiere Dir, und durch Dich allen, die in Riga etwas zu tun haben, Herrn v. Landsberg aus Kurland, der durch verschiedene Verhältnisse gedrückt, sich als Advokat hier etabliert; er ist durchaus einer unsrer besten Köpfe und nobelsten Charaktere. — In der Mitte des Mai will ich in Reval sein. Der Zeitpunkt und die Richtung meiner Reise kann noch nicht bestimmt werden, nach Dorpat werde ich aber jedenfalls. Ist es Dir möglich, so komme diesen Sommer zu mir herüber nach Reval; mein Quartier wird Dich schon aufnehmen können. Lieb wäre es mir sehr, — auch würde ich dadurch Nachrichten vom Landtage erhalten, und Gelegenheit, uns in Reval mit einigen Freunden zu besprechen. Hamillar habe ich nur einen Mittag gesehen, doch soll er in 14 Tagen oder drei Wochen mit der Frau herkommen wollen. Den „Schlosser“ halte mir in Dorpat bereit. Um mit der Frage über Gefangbücher Dich bekannt zu machen, so kennst Du vielleicht den Artikel in der Deutschen Quartalschrift 1838, II, 7. Vielleicht spricht er gegen die von uns zu verteidigende Ansicht, aber das kann nur nützlich sein.

Die Urkunden in betreff der Landstandtschaft der Städte finden sich bei Bunge: Entwicklung der Stadesverhältnisse, p. 95 Anmerk. 50 und p. 97 Anmerk. 60 angegeben. Wenn ich selbst

¹) Karl Helwig, 1831-63 Justizbürgermeister zu Dorpat (Abh. acad. Nr. 1384).

noch was anderes hätte, würde ich es gerne geben, nur nicht aus dem Archive. Bedenke meine Ansichten gehörig, und Du wirst erkennen, daß mein temporärer Aristokratismus auch wirklich zeitgemäß ist. Wenn Ihr anders auf dem Landtage auftrittet, so ist Euch aller Erfolg versperret, und Ihr erregt bei der jetzigen espionnage eine Aufmerksamkeit, die zu nichts Gutem führt. Eile mit Weile, aber jeder Schritt kräftig und imponierend, so daß man ihn nicht zurückzunehmen braucht. Nur einige tüchtige Köpfe und feuerfeste Charaktere an der Spitze — und es wird Alles so gut gehen, als es bei den Welt- und Zeitverhältnissen und unserer geographischen Lage möglich ist.

Abdio, Teurer.

Dein G. B.

Zu diesem Brief, der zuerst von Friedrich von Schwebbs gelesen wurde, fügt Schwebbs mit seiner Hand hinzu: „Brevern hat die Sachen so gründlich, so wohlervogen dargestellt, daß ich ihm von ganzem Herzen beistimmen und unsre Freunde dringend ersuchen muß, seine vortreffliche Darstellung recht zu beherzigen.

Schwebbs.“

XII.

Teurer Freund,

Neval, den 19. October 1840.

Mieux tard que jamais, — daher dennoch diesen Brief, obzwar ich Dir in mehr als zwei Monaten nicht geschrieben. Aber es ging auch nicht anders. Erstens war ich bis zum 1. September auf dem Lande, und ich bin nun einmal ein solcher Gewohnheitsmensch, daß ich nicht anders schreiben kann, als an meinem eigenen Schreibtische, mich überhaupt nirgends recht behaglich fühle, als zu Hause, wozu ich aber auch ein Gastzimmer am Rhein und meine Wohnung in capo le case in Rom rechne. Zweitens war ich die erste Hälfte des September sehr beschäftigt, so daß ich gar nicht zum Schreiben kam, außer einmal par dépit. Ich war nämlich genötigt, eine insipide Damensoiree mitzumachen; bei meiner Heimkehr war mir so nüchtern, daß ich nicht schlafen gehen konnte; ich fing daher einen Brief an Vise Frolow an, der sofort vier Seiten engbeschrieben enthielt, aber noch in der Schachtel liegt, weil ich nicht dazu gekommen, die nötige Enveloppe an die Bloez zu schreiben. Bei der Gelegenheit muß ich Dir sagen, daß ich nichts von den guten Menschen weiß; ein Brief vom April scheint verloren gegangen zu sein. Drittens war ich die letzte Hälfte des September bis in diesen Monat hinein sehr krank,

so daß ich sogar einen Arzt nehmen mußte, der mit Suggerts Behandlung sehr zufrieden war, aber jetzt mein Übel für als weniger aus dem Herzen, als aus den Zungen, Nerven 2c. hervorgehend erklärt. Jetzt, meint er, sei nichts zu machen, wegen des Hundeklimas; im Frühling aber soll ich eine Molkenkur brauchen usw. Am liebsten packte ich meinen Mantelsack und ginge über die Memel, weiter und immer weiter. Seit kurzem habe ich mich erst wieder ganz erholt, aber das Schreiben greift mich noch immer etwas an, aus welchen allen und vielen Ursachen ich auch im ganzen Bereiche meiner Korrespondenz in die ungeheuersten Schulden geraten bin, so daß ich gern eine Reduktion des Zinsfußes, durch Aufgeben einiger Korrespondenten, vornehmen möchte.

Abends. — Nachdem ich Dir soweit geschrieben, rasierte ich mich in Gegenwart des höflichen Oberlandgerichtsarchivar Samson, verplauderte eine Stunde mit dem Ritterschaftshauptmann, ließ mir dann von der Varanoff vorschwätzen, aß zu Mittag einsam in meinem Zimmer, ging auf die Dombrücke, um in die kalte, aber doch sonnige Welt jenseit der Mauern zu schauen, arbeitete an alten Urkunden bis es dunkel ward, besuchte eine alte Tante, ruhte mich etwas auf dem Divan aus, trank den Tee bei Landrat Richter (der wegen seiner kranken Frau hier ist), fand beim Vizegouverneur visage de bois, dagegen beim Militärgouverneur cercle, war liebenswürdig, — und nun sitze ich hier und schreibe Dir. Weiland Kaiser Titus wäre selbst mit einem so verbrachten Tage zufrieden gewesen, — und ich? Ja, ich! In der Art wie Mercutio dem Escalus antwortet: „ich war so unglücklich, sehr früh das Vollkommene zu kennen“ möchte ich mich auch entschuldigen, wenn man verlangt, daß ich den verlebten Tag loben soll. Wenn man kein Interesse in der Gesellschaft hat, bringt man immer dasselbe Gefühl mit, wie auf eine Masquerade, wo man überzeugt ist, niemand Bekanntes zu finden. Aus jener Geschichte eines Tages kannst Du auf viele andere schließen und daß glücklicherweise die Gesellschaftsabende selten, die einsamen häufig sind. Da ich jetzt nicht gerne schreibe, es mich auch zuweilen angreift, so tue ich aus Sorgfalt für meine Gesundheit bei Lichte meistens nichts anderes als lesen. Im bequemen Lehnstuhl, einen Kissen unter den Füßen, das Licht im Rücken, läßt sich außerordentlich angenehm stundenlang lesen und auch hin und wieder phantastieren, denn leider — vielleicht auch glücklicherweise — besitze ich von der Abstraktionskraft nur den Teil, der sich auf das Abstrahieren von der Wirklichkeit und der Gegenwart bezieht, was aus mir einen schlechten

Philosophen, aber einen guten Romantiker machen würde, freilich wohl mehr einen subjektiven, als einen objektiven. In letzter Zeit habe ich Tocqueville's herrliches Werk über Amerika wieder mit großem Genuß gelesen, um die Fortsetzung mehr zu verstehen, die auch interessant scheint. Von Beaumont's Werk über Irland habe ich Dir, glaube ich, erzählt; aus diesen Büchern lernt man mehr Staatspolitik, als aus allen systematischen Handbüchern von Aetia, Jordan, Rottsch, Maurenbrecher 2c. 2c. Vielleicht hat man aber diesen Gewinn nur, wenn man sich durch besagten gelehrten Kram durchgearbeitet; kann auch sein. Ranke's Geschichte der Päpste liegt bereit, doch will ich erst einige Bände der *Edinburger Revue* durchlesen, die ich kürzlich bekommen. Die Engländer verstehen nicht zu generalisiren; wer aber die Mühe nicht scheut, mit ihnen in die Spezialitäten einzudringen, kann viel lernen. Statt aller dieser Lektüre müßte ich eigentlich an den alten Chroniken studiren, aber sie sind so grenzenlos langweilig. Indessen muß ich doch dran, denn wenn mir auch bereits das politische Skelett der Provinzialgeschichte deutlich vorschwebt, so will ich doch auch die Sehnen und Nerven bloßstellen. Leider habe ich für zwei wichtige Seiten der Geschichte Estlands gar keine Hülfe: für die Stadtgeschichte und die innere Rechtsgeschichte¹. Bunge² will sich an letztere machen, er kennt aber nicht die Schwierigkeiten. Ich wollte, ich hätte einen solchen eisernen Fleiß wie er und Pauker³, dann würde ich schon fertig werden, so aber lebe ich im Geiste zu häufig in der Geschichte unserer Welt, und daher sehr wenig in der der Lande Harrien und Bierland. Es ist unbegreiflich, wie alle bisherigen Historiker der *Livonia antiqua* so grenzenlos geistlos haben sein können, daß sie den Geist unserer Geschichte auch garnicht begriffen haben! Wenn mir nur nicht die Gabe der historischen Darstellung fehlt; das Verständniß ist mir geworden, das will ich in der beabsichtigten Monographie beweisen. Ein anderer Besserer mag dann kommen, um aus den einzelnen Bildern ein Ganzes zu machen.

Den 22. abends. — Deinen Brief aus Gothenburg schickten mir die Deinigen und ich habe ihn darauf an Budberg zurückgeschickt; er hat mich sehr interessiert, und ich wollte, ich könnte im nächsten Frühling denselben Weg nehmen. Dein zweiter Brief

¹) Die Frucht dieser Studien war: „Der liber census Daniae und die Anfänge der Geschichte Harriens und Bierlands.“ Dorpat 1858.

²) Friedrich Georg v. Bunge war damals Professor des Provinzialrechts in Dorpat.

³) Karl Julius Pauker, erst. Bonn.-Professur, † 1856.

ist noch nicht bis zu mir gelangt, daher kann ich nichts von dem beantworten, was etwa darin auf mich Bezügliches ist. Bubberg schreibt mir nur so viel, daß Du nach Rom gehst, — grüße mir the city of my soul; wäre ich dort, ich würde Dir ein guter Cicerone sein, nicht aus der Schule von Vasi oder Nibbi, wohl aber aus der Byrons: es war eine schöne, innerlich reiche Zeit, die ich in der ewigen Weltstadt verlebte! Es ist wohl ein wunderbarer Zustand, wenn unter den Trümmern Roms die Jugend zum letzten Male mit dem Mannesalter, die Leidenschaft mit der Vernunft ringt! Ich habe in Rom die toga virilis genommen. — Was soll ich Dir von hier, von uns sagen; Alles geht seinen gewohnten Gang. Ich habe mich ganz zurückgezogen, besorge die laufenden Geschäfte und studiere die Vergangenheit; wenn alles entschieden ist, werde ich wieder vortreten. Wenn meine Gesundheit zc. es erlauben, will ich im Winter über Dorpat nach Riga und Mitau, der geistigen Erholung wegen; Mangel an Gedankenaustausch ist auf die Länge gedankenlähmend; ich bin hier in meiner geistigen Richtung sehr allein, wenn es auch am Orte wohl manche viel geistvollere Leute geben mag. Ich kann in der Konversation brillieren, interessieren, aber mich interessiert es nicht, denn ich liebe es nicht, immer auf der Oberfläche herumzuschwimmen. Ja, ja, eilfhundert Meilen hinter den Huronen, da sollen sonderbare Menschen wohnen, — wie es in Gellerts oder eines andern Fabel heißt. Vergiß nicht, daß Du dahin schreibst; sprich nie, was Du nicht aktenmäßig weißt — das sind goldene Regeln. Möchtest Du doch Frolows begegnen. Möchte Dir doch Italien ebenso wohlthätig auf Körper und Seele wirken, wie bei mir; auf Deinen Brief bin ich sehr begierig; werde Dir auch von jetzt an öfter schreiben, obwohl die Außenwelt nichts bietet, die innere Welt sich schwer in einem Briefe erschließen kann. Und somit Lebewohl, alter Freund, gedenke mein im Colyseum, unter der Eiche des Tasso, in St. Peters heiligem Dom, überall in Italien, in Rom, dort habe ich gelebt, nicht vegetiert. Ewig Dein treuer G. B.

XIII.

Riga, den 30. Januar 1841.

Deinen schönen langen aus Rom abgesandten Brief brachte mir Graf Stadelberg¹ aus Riga nach Dorpat, und ich ihn den Deinigen. Sogleich wollte ich Dir — als einer der Simultan-

¹) Reinhold Andreas Graf Stadelberg Ellifser, geb. 1797, Landrat, † 1869.

Korrespondenten — antworten, allein ich habe ein so nomadifizierendes Leben geführt, wie der Vogel im Walde, und komme erst heute zum faktischen Schreiben, nachdem ich so häufig darüber geträumt, weil Bubberg mir sagte, daß er sein Extrablättchen bereits fertig hat und daher die Epistel noch heute Vormittag ihren Zug nach Westen und Süden antreten soll in die gesegneten Länder der Sonne. Über diesen Punkt besonders könnte ich ganz poetisch werden, da es hier seit acht Tagen 18° friert — et l'on nomme cela une patrie! — Daß mein Brief vom Oktober Dich in Rom erwartet und empfangen hat, freut mich sehr. Mir wenigstens wäre an den ersten Tagen, als ich in der Weltstadt war, ein Freundesgruß sehr willkommen gewesen — so einsam fühlte ich mich; ein mich selten überschleichendes Gefühl, das sofort verschwindet, sobald meine so leicht empfängliche Seele nur Zeit gewinnt ihre tausend Fühl- und Gedanken-Fäden um und in die Natur, die Vergangenheit, die geistige Gegenwart und die Kunst des Orts zu schlingen, sich mit der jedem Orte innewohnenden Poesie zu durchdringen. Bin ich einmal so weit — und es geht rasch — dann bedarf ich der Menschen nicht mehr. — Da ich einmal das Kapitel vom Ich aufgeschlagen, so will ich Dir auch einiges andre vortragen, nämlich mein Leben von da an, als mein Brief abging. Könnte ich Dir ein deutliches Bild von meinem Sein geben, so könnte es lang werden, so aber, wo ich nur in Betracht komme wie im Meere der sandige Küstenstreif, an dem die Wellen sich brechen, ist es kurz abzumachen. Ich habe den November hindurch viel gearbeitet, auch einen Teil des Dezember, so daß ich am 10. des Monats das Archiv bis zum 2. Aug. 1561 in vollständige systematische Ordnung gebracht hatte. Am 13. Dez. trank ich bereits in einem bequemen Lehnstuhle am Kamin in Altenhof den Tee und las Werther's Leiden, derweilen mein Better¹ Rekruten aushob. Am 15. um Mitternacht traf ich in Dorpat ein. Am 16. bei feuchtem Tauwetter wanderte ich durch die wohlbekannten Straßen, in denen mich immer so leicht der Gedanke des Altwerdens überschleicht; es gereute mich fast gekommen zu sein, bis der herzliche Empfang bei den Tiesenhaußens, im Hachselbergischen Hause, wo ich sofort hinzog, ein Besuch bei Blum mich bald wieder in dem alten freundlichen und relativ wenigstens geistigen Leben Dorpats heimisch machten. Die Gesellschaften vermied ich ganz, außer eine beim Landmarschall Dettingen, bei Bose, bei Sophie Villebois, — sah aber viel Menschen, war

¹) Gregor von Brevern zu Altenhof.

besonders häufig bei und mit den Professoren und arbeitete des Vormittags und spät Abends sehr fleißig. Blum ist immer frisch und jung und vergeißt sich das insipide Alltagsleben so gut es gehen will. —

Am 2. Januar, als eben bei der Villebois der Lasso gelesen ward, reiste ich fort und traf am 4. Abends nach einer abscheulichen Fahrt hier ein. Schwebs ist immer der Alte; wenn das Herz in der Kälte des Lebens zu erstarren droht, kann man sich an ihm erwärmen — ein so frisches geistiges Feuer lodert in seiner Seele. Von den übrigen Nigenfern wirst Du hoffentlich keine Nachricht haben wollen, ich habe sie nur vorgeküstert in corpore auf einem Ball beim Herzoge gesehen — eine Gesellschaft, die mir nicht wie eine Gesellschaft ausah. Am 9. fuhr ich nach Mitau, wo ich all die Meinigen versammelt fand, auch drei Tage gemächlich angenehm bei meiner Cousine Kopp auf dem Lande allein zubachte, eine herrliche Frau, meine echte Seelenchwester, wie ich nur noch eine in der fernen Ukraine habe. Der Tod der Frolow ist mir so nah gegangen, wie es überhaupt bei einem Todesfall möglich ist; denn obwohl mir eine Fortdauer, ein Widersehn nicht unzweifelhaft, ja selbst kaum nötig ist, so hat der Tod für mich längst seine Schrecken verloren. Wenn Du die Kenney, Frolow siehst, so grüße sie herzlich von mir; ihm will ich mit Nächstem schreiben. Emil Kopp ist auch der Alte — frisch und regsam, mit Tüchtigkeit Jedwedes erfassend, für alles Schöne empfänglich. Der Landesbevollmächtigte¹ hat mir gefallen, er ist ein geistvoller kräftiger Mensch. Samilkar ist acht Tage mit mir hier gewesen, ich habe ihn aber nicht gesehen, indem er seine materielle Periode hatte; möchte dieser herrliche Geist sich nicht durch Abstraktionen zum völligen Egoisten aushöhlen; bei allen schönen Versicherungen des Waters, hatte mich sein Benehmen geschmerzt, wenn ich ihn nicht auch von dieser Seite bereits gekannt². In der Geschichte geht Niemand unter, der es nicht verdient; ich spreche nicht von Einzelen, sondern von Gemeinheiten. — Ich arbeite viel für unsre vaterländische Geschichte, aber es ist ein schwer zu überwältigender Wust, doch schwebt mir das lebensreiche geistige Bild bereits deutlich vor Augen. — Und nun Lebenswohl, Lieber. In 4 Tagen reise ich nach Dorpat, denke aber erst gegen den 15. in Neval

¹) Freiherr Theodor v. Sahn auf Roslenden, Landesbevollmächtigter von 1836 bis 1857.

²) Vgl. H. Baron Stael v. Holstein: „Baron Samilkar v. Fölkersahm.“ Riga 1907, S. 12.

zu sein. Sei gesund vor allem; als Ganzes und als Glied bedarf ich Deiner. Grüße mir mein ewiges Rom von Deinem Monte Pincio aus, wenn die Sonne hinter St. Peter ins thyrehnische Meer sinkt. Dahin, dahin! Werde ich jemals wieder durch Deine öden Straßen wandern, Wellenstadt, und doch auch wieder country of my soul! Lebewohl, Wigand meinen Gruß.

Dein W. B.

XIV.

Teurer Freund. Neval, den 26. April (8. Mai) 1841.

Monate sind vergangen, seit ich Dir nicht geschrieben, kaum Tage, wo ich nicht Deiner gedacht, denn es gibt a choice set of friends, die mir stets gegenwärtig sind. Mein letzter Brief war vom 3. Febr. Am 5. traf ich in Dorpat ein und blieb 14 Tage dort, die ich theils sehr angenehm, theils unwohl zubrachte, freilich in freundlicher Frauen Pflege und mit guten Büchern versorgt. Hier angekommen, schnallte ich gleich den Degen um und zog auf den Landtag, wo nur ein paar Landräte gewählt wurden und ich auf die juristische Zeitschrift von Bunge und Madai subscribieren, sowie diesen Herren eine Unterstützung bei Herausgabe unsrer vaterländischen Rechtsquellen bewilligen ließ. Der eine neue Landrat, mein alter Onkel Toll, starb drei Tage nach der Wahl, was mich sehr angriff. Der Tod selbst mir nahestehender Personen greift mir nicht wegen des Verlustes derselben an die Seele, sondern das Herz blutet mir jedesmal, weil der Mörder wieder in der Nähe gewesen. Lange, lange ist mir dann zu Mute, wie wenn ich einen herbijlichen Spaziergang gemacht, und ich die fahlen Blätter vom Winde herumwirbeln sehe, — es ist eben der Herbst des Lebens, dessen tiefe Schwermut über mich kommt. Ich war unwohl, hatte wenigstens Grund das Haus nicht zu verlassen, — und da erheiterte die Einsamkeit mich wieder. Die Phantasie hat noch die volle alte Gewalt und versteht noch aus dem Erlebten, dem Erträumten, dem einst Geschofften die lebensvollsten Gebilde hervorzuzaubern, so daß ich mich noch ganz in sie verlieren kann. Was Aurora dem Niemon war, das ist die Phantasie dem Gemüte des Menschen.

Den 27. So ging der März, so der April dahin in selbstgeschaffener Einsamkeit, wo denn viel geträumt, viel gelesen wurde mit abwechselndem Unwohlsein. Auch gearbeitet habe ich viel, d. h. abgeschrieben eine lange Reihe alter Prozesse und Instruktionen aus der Ordensperiode, die ein glücklicher Zufall mich im

März finden ließ. Es ist interessant, so in die Werkstatt der Geschichte hineinzusehen. In Kopenhagen haben meine Nachforschungen eine geringe Ausbeute geliefert, indessen ist es immer ein Gewinn, zu wissen, daß an einem Orte nichts ist, wo Jeder viel suchen wird: ungefähr 22 Urkunden, meist über die kirchlichen Verhältnisse, werde ich von dort bekommen. Im Frühling oder im Sommer werde ich nach Dorpat, um noch einige Folianten dänischer Chronisten durchzunehmen — und dann mich an die dänische Periode der Geschichte von Harrien und Wierland machen; auch nach Stockholm müßte ich. Die eigentlichen Geschäfte gehen ihren alten Gang, der nichts schneller geworden als er war, der Jupiter hat faktisch in einer wichtigen Sache sich günstig gezeigt, desto weniger sind es die niederen Götter, die aber bekanntlich im Olymp Alles lenken. Man hat im Auslande uns in letzter Zeit abermals einige Aufmerksamkeit geschenkt, der Effekt für uns ist aber kein guter, und ich wünschte, daß die Leute einsähen, daß für jetzt jede solche Demonstration uns keinen Nutzen bringt, wohl aber Nachtheil, und gerade jetzt am meisten, wo in sehr wichtigen Fragen entschieden werden soll und alles von der guten Stimmung Oben abhängt. Die Herren Ausländer spielen ein gefährliches Spiel, bei dem wir Inländer die Verlierenden sind. — Sonst geht eben Alles, wie gesagt, seinen gewöhnlichen Stiefel, und ich danke es nur meiner Bibliothek und meiner Phantasie, daß ich nicht auch ein Philister werde, der sich wie des Färbers Gaul im Kreise herumdreht, so ein Betteer Michel, wie ihrer Duzende hier mit den allerkontentesten Physiognomien das Pflaster treten. — Wenn wir einst wieder zwischen wallenden Saatsfeldern oder unter dem Schatten des edlen Tannenbaums neben einander wandern, wollen wir recht viel von Rom, von Italien sprechen. Wir sind in sehr verschiedenen Stimmungen an sich schon verschiedener Charaktere dort gewesen. Du bedarfst freundlicher Umgebung, um Dich wohl zu fühlen, ich der Einsamkeit; damals hätte mich Jeder gestört, der neben mir vom Janiculus herab die in der Abendglut brennende Stadt bewundert, neben mir auf den Stufen des Kreuzes im Colyseum gesessen, wenn der Mond dieser einzigen Ruine die gigantischen Proportionen der Phantasie geliehen — oder mit mir durch die langen Tarusalleen der Villa Albani gewandert, wenn im blendenden Glanze italienischer Mittagssonne sich mir das antike Leben offenbarte. Sollte ich noch einmal nach Rom, — dann möchte ich nicht allein sein. Das Damals ist überwunden und abgeschlossen.

29. April. Ich wollte Dir noch gestern Abend schreiben, allein ich war in einer Gesellschaft von lauter Damen, wo aber recht gute Musik zu hören war; die klang mir denn so in den Ohren, daß ich nichts weiter tun konnte, als auf und nieder gehn und endlich schlafen. Deine Nachrichten von Frolov haben mich sehr interessiert; ich verstehe zu ermessen, wie dem Armen zu Mute sein muß. Möchte er nur nicht sich jetzt ganz der Kunst ergeben wollen — weder Kunst noch Poesie vermögen nachhaltig gegen einen wahren Schmerz zu wirken, dem der Mann sich nun einmal nicht ganz überlassen darf; nur die Wissenschaft stählt die Seele, indem sie der Geistesätigkeit, die sonst immer wieder das eigene Herz beschaut, bestimmte Bahnen anweist. Ich habe verwandte Zustände durchgemacht und habe einige Erfahrungen. — Doch nun Lebewohl, liebster Freund, — bewundere das Schöne, ohne Deine Gesundheit anzugreifen, — dichte, ohne Dich in dem Reiche der Phantasie zu verlieren und denke an Uns ohne zu sanguinische Hoffnungen und Handlungen; grüße mir den Genfersee und namentlich die Savoyer Alpen von der Terasse bei der Kirche von Montreux.

Dein G. B.

XV.

Neval, den 7./19. August 1841.

Wenn ich nicht gern morgen diesen Brief absendete, würde ich heute nicht schreiben, — so verstimmt und offseemüde bin ich heute. Wenn wir uns wiedersehn, kann ich Dir den Grund sagen; für jetzt so viel, daß ich mit meiner guten Streitart auf der Bresche stehe und wachsam bin, aber mehr die gutmütige, doch matte Besatzung fürchte, als den Feind. Heute hab' ich denn wieder einmal an dem alten Liede mich müde gesungen; etwas wird es helfen, aber nicht gründlich, und das macht, daß mir der Himmel nur wie ein alter Badtrog erscheint. Gott helfe den Söhnen, an den Vätern hat er eben keine große Kunstfertigkeit bewiesen. Wahrlich, es ekelt einen an, wenn man sich eingestehen muß, daß man der Allerbesten einer ist! Doch genug davon, besonders da wir uns vielleicht noch diesen Winter sehen werden. Wenigstens drohst Du damit, denn anders kann ich Deine Erklärung, diesen Herbst kommen zu wollen, nicht bezeichnen. Um des Himmels willen, wenn es irgend möglich zu machen ist, so bleibe noch einen Winter draußen, Deiner Seele und Deines Körpers wegen; beiden würde ein längerer Aufenthalt in Rom nichts schaden; wer den heurigen Sommer erlebt, muß wünschen nie

zu erleben, wie der Winter hier tut. Genug, hänge Deine agromischen Wünsche an den Nagel, gehe nach Rom, lebe Dich dort ganz ein, stähle Dich an den Erinnerungen der Kunstvollendung und der grandiosen Landschaft der Weltstadt und kehre dann im nächsten Jahre frisch und froh heim; zum Leben hier bedarf man vieler Kraft.

Deinen Venezianischen Brief erhielt ich vor acht Tagen — den späteren Wiener vor zwei Wochen. Der rasche Flug des ersteren durch Italien hat mich unendlich angesprochen; die Vergangenheit erwachte und ich war wieder selbst, wo die Myrthe hoch und hoch der Voorbeer steht. Diese Stimmung hatte ich längst erwartet und nahm nun gleich Goethes italiensische Reise zur Hand, denn so wollte ich sie nach langer Zeit wieder lesen. Jetzt habe ich ihn erst recht als Menschen, trotz aller seiner mir gerade besonders widerwärtigen Schwächen, lieb gewonnen. Es ist doch eine herrliche Sache um so einen ganzen Menschen! besonders wenn man das Glückwerk des eigenen Selbst betrachtet. Und doch von all seinen Wundergaben beneide ich ihm doch am meisten, Alles was er sieht und hört, ganz erfassen zu wollen, sich nie und nirgend mit einem Schein, einem Schall, einer vagen Vorstellung zu begnügen. Denn da liegt meine größte Schwäche; es ist immer Zeit seine Fehler zu bessern, aber immer weiß man tausend und abertausend Gründe, warum man nicht gleich daran gehen kann. Ich habe das Buch nicht aus der Hand gelegt. Wer aber selbst nicht in Italien war und daraus ein vollständiges Bild zu entnehmen glaubt, irrt. Goethe war ein ganzer Mensch, d. h. ein in sich vollkommen abgeschlossener, der Alles erreicht, was er erstreben konnte. Aber eben deshalb fehlte ihm noch Vieles, denn ein solches sich in sich abrundendes und erfüllendes Dasein ermanget des großartigen Strebens nach den Gütern, die erst die Zukunft der Menschheit bringen kann, ihm fehlte das schmerzschönste Zeugnis des in uns waltenden Weltgeistes. Er ist zu antik für das Zeitalter, in dem er lebte sowohl als auch für uns. Seine Schilderung Italiens kann allein ebenso wenig genügen, als die Byron's, der wieder zu modern ist in dem Gegensatz, wie Goethe selbst die beiden Bezeichnungen braucht. Die Wahrheit liegt in der Mitte, und es scheint mir, als ob in Deutschland wenigstens dieser Begriff sich allmählich die Herrschaft erkämpfen wird, wobei mir die Hallschen Jahrbücher aber zu sehr dem Goetheschen Extrem sich zu nähern scheinen. Doch genug davon, da es nicht meines Amts ist. Aber was soll ich Dir von hier,

von mir sagen. Die Leute sind eben nicht wert, daß man sich ihretwegen abmüht, und was man tut, tut man doch auch wieder nicht mit der gehörigen Kraft und Nachhaltigkeit. Ich kann in dieser Beziehung von mir eben nicht Besseres rühmen; es fehlt aber auch überall, an Gesundheit, an Mitteln, an Unterstützung anderer, — nur Herkules vermochte allein den Stall des Augias zu reinigen.

Ich schrieb Dir zuletzt am 26. April und sandte den Brief mit einem von Budderg an Gernand¹ — Du scheinst ihn aber nicht erhalten zu haben. Ende Mai machte ich einen Ausflug aufs Land, der sich bis an den Heiligensee erstreckte, natürlich auch Dorpat berührend, wo ich viel mit Blum verkehrte, auch alte Chroniken studiert habe. Mit Blum und seiner Frau im Garten bei wohlbesetzter Tafel und bei gutem Weine von Deutschland und seinem geistigen Leben sprechen, tut wohl nach langer Geistesdürre. Weniger bekam mir das Landleben, weil ich ein Zuhause haben muß, um mich wohl zu fühlen — und das mir doch auch bei den liebsten Freunden fehlt; das ist ein Jugendfehler, der mit dem Alter immer stärker wird. Die Johanniszeit war hier recht angenehm; die meliores regni speiseten gewöhnlich zusammen, der Akademiker Baer, Prof. Madai² und hin und wieder ein anderer wurde dazu gezogen, und so gab es recht gemütliche Mittagsmahle, freilich nicht außerordentlich interessant, weil der Gesichtskreis fast aller ein beschränkter ist, und Baer eben auch nur in den Naturwissenschaften ausgezeichnet ist. Der kleine Poroschin³, jetzt Professor in Petersburg, machte mir recht viel Freude. Ansprechend war auch die Versammlung der Agronomen, wobei Lilienfeld und Beez in Betreff der Bauerverhältnisse tüchtig ins Feuer gingen. Letzterer Gegenstand beschäftigt uns sehr. Graf Stadelberg-Elkiser wohnt bei mir; er war in Stockholm und hat für historische Forschungen manche interessante Verbindung angeknüpft.

Das Badeleben ist brillant, auch der jetzige Tribonianus Graf Bludow⁴ ist hier; wir gaben ihm ein Diner. Er ist sehr charmant und zuvorkommend, aber unter Einfluß des Höchsten, der, soweit wir es ihm möglich machen, uns geholfen; denn was

¹) Oberhofgerichts-Advokat M. Gernand.

²) Der Dorpater Professor des Kriminalrechts Karl Otto von Madai.

³) Viktor Poroschin, geb. 1809, Professor, dann Gutsbesitzer, lebte in Paris (Alb. acad. 2610).

⁴) Graf Dimitri Nikolajewitsch Bludow, geb. 1785, 1832 Minister des Innern, 1839 Justizminister, Vertrauter und Gehülfe Alexander II. bei dessen Reformen. † 1864.

wir verlieren, verlieren wir durch unsre Schuld. Ich habe immer an der Fähigkeit der Leute gezweifelt, — dennoch bin ich überrascht worden! Auch bin ich den Leuten kein bequemer Geselle, werde indessen respektiert. — Den nächsten Winter muß ich hier wirken und schaffen; möchten mir nur nicht Geduld und Kraft ausgehen. Schon um mich dafür zu stärken, müßte ich nach Rom. Gehe Du nach Rom zurück! ich sage es noch einmal.

Dein G. B.

XVI.

Teurer Freund.

Reval, den 20. November 1841.

Langes und ernstes Unwohlsein hat mich abgehalten Dich früher im Vaterlande willkommen zu heißen. Möge sein rauhes Klima, seine moralische Temperatur Dich nicht wieder zurücksetzen. Ich hatte die Absicht Dir einen sehr langen Brief zu schreiben und hätte Dir auch viel zu sagen, allein ich darf noch erst wenig schreiben und ich möchte lieber mit Dir sprechen. Wenn mein Arzt es erlaubt, denke ich in Mitte Dezember nach Riga zu reisen, wo Du hinkommen mußt, oder ich komme auch nach Dorpat, wo ich Bunge sprechen muß und dann auch Blum, Neuf sehen möchte. In der nächsten Woche hoffe ich wieder Lunge und Feder in Ordnung zu haben, um an der Kommission für Bauerangelegenheit teilzunehmen, d. h. als Protokollführer, bei Gelegenheit aber wohl auch Sprecher, wenn man in mein Gehege kommt. Von den Gliedern sind Paskul, Fock und Lillienfeld in der allerbesten Stimmung, die andern schwanken — D. Grünewaldt bildet die Opposition, Beetz und ich suchen zu influieren, da wir nicht stimmen. Ich freue mich sehr auf diese Verhandlungen, denn tüchtige Köpfe, tüchtige praktische und teilweise theoretische Kenntnisse werden sich herumbolzen. Im Dezember werde ich Euch wohl das Resultat mitteilen können. Verhinderung des Sprengens, Pachtmaxima, längere Pachttermine, strenge Gemeindeordnung, Vorbereitung zum Übergange zur Kornpacht werden wohl die Grundbedingungen sein, — Eigentum und Erbpacht sind hier noch unmöglich. Auch die Bauerbehörden werden wohl ins Gebiet genommen werden. Wenn es möglich ist, so schreibe mir noch, vor allem aber sieh darauf, daß in Dorpat nicht unnütz raisonnirt wird; es kann gerade jetzt von großem Schaden sein.

Dein G. B.

XVII.

Teurer Freund.

Reval, den 6. Januar 1842.

Ich benutze die Estafette an Dettingen, um Dir einen Aufsatz von mir über Erbpacht und Eigentum¹ zu schicken und einen andern von Beeg, der vieles Gute enthält nebst dazu gegebenen Erläuterungen, indem Buddberg die Sache falsch verstanden hatte. Ich bin seit dem 20. Dez. bis vor wenige Tage sehr angestrengt worden, da ich in dieser Zeit den heute an Dettingen abgehenden ersten Teil der Motivierung unsrer Anträge an den Landtag ausgefertigt, und auch den 2. Teil, der noch abgeschrieben wird, aber in 2 Tagen folgen kann -- übrigens ungefähr dasselbe enthält, was Du in meinem Aufsatze findest, den ich erst gestern beendet. Teile letzteren besonders meinem karthaginienfischen Freunde mit und sage ihm, daß ich sein Schreiben vom Oktober am 20. Dez. erhalten habe. Ich hätte ihm gern geschrieben, aber die Zeit mangelt, und er weiß aus eigener Erfahrung, daß man auch schweigend der Freunde gedenkt. Ich bitte ihn sehr meinen Aufsatz gehörig zu prüfen und daraus zu ersehen, wohin das Eigentum jetzt führen muß. Auch ein morsches Haus reißt man nicht ab, ehe man sich ein anderes Obdach verschafft. Dettingen wird Euch wohl die hiesigen Anträge mitteilen; sie sind ein treues Bild der hiesigen Zustände, wie sie sich mir aus der Diskussion der Kommission und meinen eigenen Forschungen ergeben haben. Die Vorschläge der Kommission werden mit wenigen Abänderungen das Passendste für die hiesigen Verhältnisse sein. Gib meinen Aufsatz dem Ellistferschen zu lesen, wenn er ihn verlangt; im Übrigen aber behalte ihn für Buddberg, der ihn E. Kopp mitteilen soll. Deine statistische Nachforschungs-Kommission ist totgeboren, mein Bester; ich kenne unsre Landsleute besser, dergleichen führt zu gar nichts. Seid auf dem Landtage² vorsichtig mit jedem Worte und hütet Euch vor falschen Freunden. In diesem Sturm muß man geschickt laviere, um nicht unterzugehen, was nur dem Teufel Spaß machen würde. Ich deraisoniere nicht, raisoniere nur mit dem, der nützen kann und handle mit Vorsicht, habe aber damit mehr erreicht, als Eure stürmischen Debatten des letzten Landtages zuwege gebracht. Frage Buddberg um Stäckelbergs Antrag an den

1) Vgl. „Erinnerungen“ S. 151 ff.

2) Es war der denkwürdige Februar-Landtag von 1842, auf welchem Hamilkar Fölkersahm mit seinen Ansichten das erste Mal auftrat.

letzten Konvent¹⁾. Wenn Ihr mir glauben wollt, so bringt diese drei Fragen: Autonomie, Schule und Beamten nicht auf den Landtag, sondern sorgt im Stillen, daß Ähnliches geschieht wie hier; Ihr könntet es zu spät bereuen! Ich bin zwei Jahre in der Schule gewesen und habe viel gelernt an Menschenkenntnis und Geschäften. Die Opposition modifiziert sich überall, wenn sie ins Ministerium kommt, ohne deshalb ihren Grundsätzen zu entsagen. Allen Freunden meinen Gruß, besonders Blum und Reug.

Dein G. B.

XVIII.

Teurer Freund.

Reval, den 28. April 1842.

Denke Dir einmal, daß ich mit Dir Rollen getauscht und empfangen freundlichst einige flüchtige Zeilen auf Deinen lieben langen Brief. Der Frühling übt seine entnervende Wirkung auf mich, flankiert von einer Unmasse offizieller Wischlappen-Schreibereien, so daß ich zu einem vernünftigen Brief garnicht fähig bin. Überdies hoffe ich Dich um die Pfingstzeit zu sehen, wo es dann viel bequemer sein wird zu plaudern, als zu epistolieren. Ich denke gegen den letzten Mai in Kapafer zu sein und vor dem 5. und nach dem 9. Juni so disponibel zu sein, daß ich auf ein paar Tage zu Dir nach Kurrista kommen kann; lieb wäre es mir, wenn ich dort mit Budberg und Fölkersahm zusammentreffen könnte. Suche das zu arrangieren, aber so, daß wir allein sind. Dann könnten wir uns über die Bauersachen mit Muße verständigen. Ich bin 14 Tage in Petersburg gewesen, wovon sich auch Einiges erzählen läßt. Dort befand ich mich sehr wohl, kutschte den ganzen Tag herum, aß sehr gut und trank noch besser, ruderte unter den Palmenhainen des botanischen Gartens, hörte Läst und lachte all das dumme Volk aus. Hier angekommen, war ich krank, habe mich aber wieder ganz erholt, insoweit es bei meiner poetischen Natur im Frühling möglich ist, wo ich immer alle Mühe habe meine Vernunft zusammenzuhalten und körperlich nicht zusammenzusinken. Mir ist dann zu Mute wie dem Kranich mit gebrochenem Flügel, wenn die andern in die Heimat ziehen. — Lebwohl, Lieber, sei gesund und stark.

Dein G. B.

¹⁾ Brevérns Ansicht fand ihren Ausdruck in einem Antrage des Landrats Grafen Stadelberg-Elstifer auf dem Oktober-Konvent von 1841, welcher vorschlug: eine Kommission zu erwählen, die Vorschläge zu einer Reorganisation der Agrargesetze machen sollte. Der Antrag wurde angenommen. (Stael, „Fölkersahm“ S. 13.)

XIX.

Teurer Freund.

Reval, den 28. April 1843.

Seit wir uns nicht gesehen, ist bald ein Jahr verfloßen und Vieles in demselben geschehen. Wie wär's, wenn wir in diesem Frühling wieder irgendwo zusammenträfen — bei Dir, oder in Rujen¹, oder bei Goswin. Vom 15. Mai bis 20. Juni ungefähr werde ich mich hoffentlich hier losmachen können und will auch nach Kurland. Schreibe mir bald darüber, damit der Brief mich noch erreicht; schicke ein Duplikat nach Kanafer, obwohl ich nicht weiß, ob ich nicht die andere Straße, direkt zu Fölkersahm reisen werde und von da weiter.

Dein G. B.

Gestern erhielt ich die offizielle Nachricht, daß die theologische Fakultät gerettet ist.

„Im Februar 1844 kehrte ich nach Reval zurück. Persönliche und allgemeine Verhältnisse veranlaßten mich, offiziell den Grafen Grafen Bludow um Anstellung in seinem Departement zu ersuchen. Ich nahm meine Entlassung als Sekretär der Ritterschaft und siedelte Anfang Mai nach Petersburg über — wahrlich nicht leichten Herzens².“

XX.

St. Petersburg, den 30. Januar 1847.

Liebster Krüdener.

Deinen Brief habe ich durch Tobiesen erhalten und danke Dir sehr, würde es aber noch mehr tun, wenn Du mir nun auch einige Details des Ablösungsplanes, überhaupt was in der Kommission geschehen, verschaffen könntest; der älteste Stenbock wird im Februar nach Dorpat und könnte mitnehmen, was Du mir mitteilen willst. Von hier kann ich Dir nur sagen, daß Eure Leute toll genug sind zu glauben, man könne noch ohne etwas zu tun durchkommen, worin sie einerseits von Denen bestärkt werden, die jeden Vorschrift fürchten, weil sie ihn werden nachmachen müssen, — anderseits von Denen, welche sie schon 1842 getäuscht, und auch jetzt im Voraus darüber frohlocken, wie trotz des offenen kaiserlichen Wunsches die egoistischen Deutschen nichts

¹) Hamiltar n. Fölkersahm besaß Groß-Rujen bei Jellin.

²) „Erinnerungen“ S. 148.

tun werden. Wehe Euch, wenn Ihr in die Falle geht. Mit Estland spielt man dasselbe Spiel — aber auf ein paar dortige eiserne Naturen rechne ich; schon ein Aufschub des Landtages über den Sommer hinaus kann hier falsch ausgelegt werden. Nur ein rasches und kräftiges Fortschreiten in der Emanzipation des Bauerstandes kann uns vor den Augen des Kaisers, der öffentlichen Meinung und unserem eigenen Gewissen wieder heben — solange das nicht geschieht, ist auf nichts weiter zu hoffen. Ich bin sehr beschäftigt, daher nur diese wenigen Worte. Lebwohl.

G. B.



Der Afrikaforscher Wilhelm Junker.

Von
Paul Falt.

I. 1840—75.

Neben unfrem Georg Schweinfurth steht Wilhelm Junker als einer der großen Entdecker „im Herzen Afrikas“ da! Sein Standartwerk: „Reisen in Afrika“ 1875—1886. 3 Bde. Wien 1889—91. 8^o, mit zusammen XLVIII u. 1885 Seiten, 140 Vollbildern, 385 Textbildern, 23 Karten, mehreren Plänen und 2 Stammtafeln bildet sein monumentum aere perennius! Neben diesem großen Werke bildet die Biographie seines Freundes L. Hevesi: „Wilhelm Junker. Lebensbild eines Afrikaforschers“ (Berlin 1896) bei folgender Studie die Hauptquelle.

Als Johann Wilhelm Junker, geb. den 6./18. April 1840 in Moskau, kaum drei Monate alt war, verließ die Familie, der Vater gleichen Namens und die Mutter, verwitwete Wehrle, geb. Schönheit, im Sommer 1840 das „Herz Rußlands“ und siedelte nach St. Petersburg über, wo der Vater das bekannte Bankhaus „Junker & Co.“ gründete. Indessen brachten es die Verhältnisse mit sich, daß der Vater schon 1844 die Verwaltung des Bankhauses seinem Bruder überließ und aus Gesundheitsrücksichten mit seiner Familie nach Göttingen übersiedelte. Allein die Tage seines Vaters waren gezählt, denn 1847, wo unser Held als 7jähriger zur Schule gehen sollte, verlor er schon die väterliche Stütze. Die nur 33 Jahre alte Mutter, die so zum zweiten Male Witwe wurde, widmete sich nun ganz der Erziehung ihrer vier Kinder (Fritz, Sophie, Wilhelm und Julie). Als Vormund der Kinder

war der Bruder des Vaters und Kompagnon der Firma „Junker & Co.“ testamentarisch bestimmt. Dieser nahm 1849 den älteren Bruder Fritz in die nordische Residenz, um ihn für das Geschäft zu erziehen, deren Chef er später wurde. Den bis zu seinem 11. Jahre im Hause erzogenen Wilhelm gab er 1851 in eine Erziehungsanstalt Wiesbadens.

In dieser Erziehungsanstalt mit Pension hielt es aber unser W. Junker nur vier Monate aus und wurde darauf in der Erziehungsanstalt von Devrient in Lausanne untergebracht, welche Pension er erst mit 15 Jahren verließ. Mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern reiste er darauf über Kreuznach und Roderney, Tilsit und Riga nach St. Petersburg. Hier besuchte er auf Wunsch des Onkels die ausgezeichnete Petri-Kirchenschule, und da er, wie alle ideal angelegten Menschen, viel Sinn für Poesie hatte, so nahm er noch private Literaturstunden. Als Kind seiner Zeit wurden auch ihm Heinrich Heine und Victor Schöffel die liebsten Dichter, deren Verse er fast alle auswendig kannte. In der Satire und in dem Humor dieser beiden Dichter fand er die Kraft über so manches Ungemach seines Lebens sich mit Gleichmut hinwegzusetzen.

Mit 20 Jahren kam er 1860 nach Dorpat, um Medizin zu studieren. Das Studentenleben gefiel ihm daselbst sehr. „Nicht zu vergleichen mit St. Petersburg“, bemerkt er in einem Briefe an die Seinigen. — Bezeichnend aber für seinen Charakter ist besonders folgende Stelle in einem Briefe an seine jüngere Schwester Julie, als sie 17 Jahre alt wurde:

„Ich wünsche Dir nun alles irdische Glück, welches einem Menschen widerfahren kann, aber zugleich wünsche ich auch Dir, im Glück das Vermögen zu haben, demselben nicht zu trauen und nicht in demselben übermütig zu werden; bedenke, daß es nicht dauernd ist und sein kann, denn es gibt keine Rosen ohne Dornen!“

„Wen das Glück in der Jugend zu sehr begünstigt, den verläßt Fortuna im Alter“, beschließt er seinen Kassandrarauf.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er schon 1861 Dorpat verließ, um in Göttingen weiter zu studieren. In den Sommerferien befand er sich meist mit seiner Mutter und den beiden Schwestern auf Helgoland. Da, eines schönen Tages begab er sich mit einem alten Fischer auf einer kleinen Barke ins offene

Meer, um dem alten Mann beim Fischen zu helfen. Allein auf hoher See, erhebt sich ein furchtbarer Sturm, so daß der Alte den Jungen am Mast festbindet, da die Sturzwellen über die Barke stürzen. Erst nach zwei Tagen und Nächten harter Prüfung — wo Mutter und Schwestern ihn bereits tot glaubten — gelingt es den Beiden, mit Erbeutung einiger Seehunde, die holländische Küste zu erreichen.

Fünf Jahre hatte Junker Medizin in Dorpat und Göttingen studiert und sollte nun sein Doktor-Examen ablegen, doch er hatte das Pech mit Pomp durchzufallen. Etwas verdrießlich kehrte er nun der Stadt den Rücken, um in Prag seine Studien fortzusetzen. Allein nicht lange hielt er es dort aus, denn immer klarer wurde es ihm, daß er zum „Heilkünstler“ nicht geboren sei, es zog ihn ins Bereich der Naturwissenschaft.

Mit diesem Gedanken begab er sich im nächsten Jahre 1867 nach Petersburg, um mit den Seinigen in Peterhof den Sommer zuzubringen. Dort baute er sich ein Aquarium und ging seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien nach. Bei diesen Beschäftigungen ertappte ihn ein reicher Onkel, der aus Californien gekommen war, um seine Verwandten zu sehen und dabei auch die Familie Junker besuchte. Die Erzählungen dieses Onkels beschäftigten ihn lebhaft. Auch er wollte sein Studium aufgeben und in Amerika ein neues Leben beginnen, doch davon wollten die Seinigen nichts wissen, und es kostete ihnen viel Mühe, diesen Reisedrang in ihm zurückzuhalten. Schließlich bewilligte man ihm eine kleine Forschungsreise zu unternehmen, da man mit ihm nicht gut fertig wurde — und er begibt sich über Finnland, Schweden, Dänemark 1869 nach Island, wo ihm die ersten wissenschaftlichen Vorbeeren erblühen sollten.

Von Reykjavik aus besuchte er unter anderen Orten selbstredend auch Hekla und Geysir, wie die übrigen kleinen heißen Quellen, die man dort „Strokkir“ nennt, und reizte sie zur Eruption durch Einwerfen von Rasenstücken, wobei er sich leicht hätte verbrennen können. Ja, er nimmt sogar in dem etwas abgekühlten Wasser ein Bad. Auf seiner Weiterwanderung besucht er die berühmte Tropfsteinhöhle zu Sustheller. Er sieht sie angefüllt mit phantastischen Säulen, Spitzbogen, Brücken aus Tropfstein und Eismassen. Die Höhle beleuchtet er bengalisch und muß sich

sagen: eine Märchenzenerie aus „Tausend und einer Nacht“ kann man sich nicht wunderbarer vorstellen.

Von Akrenpi, der zweiten Hauptstadt Islands, besucht er den berühmten Mückenjee „Myrata“ und sieht bei Renfjahlid den prächtigen Wasserfall, dessen Dunsäule weit sichtbar ist. Dieser fällt in Raskaden in einem halbkreisförmigen Kessel. Von da begab er sich in Begleitung Peter Janssons am 16. August 1869 zu der größten Merkwürdigkeit Islands, zu den rauchenden Schwefelbergen. An hunderten von Stellen steigen dort Dampfwölkchen, oft in Säulen- und Fadenform empor. Die Stellen in diesem Schwefel-Sandgebirge sind natürlich zu meiden. Wie lebensgefährlich diese Ausdünstungen sind, beweist die Tatsache, daß man im weiten Umkreise dieser rauchenden Schwefelberge kein organisches Leben, nicht einmal eine Mücke noch eine Moosart vorfindet. Aber um so großartiger schimmert der niedergefallene Schwefel in allen denkbaren Farben in der Sonne. Und diese Schwefelberge ziehen sich über 30 Werst im Umkreise hin. Inmitten vieler kleiner Krater auf warmem, ja oft heißem Boden wagen sie zu wandern, um zu sehen und zu hören, wie unter gurgelndem Geräusch die Schwefelpfuhle eine dunkelgraue, teils dickflüssige, teils breiige Masse unter starker Dampfbildung emporarbeiten. „Der Gisch und die großen Drucktropfen färben die wallförmigen Ränder ebenfalls grau. Der Eindruck dieses Naturschauspiels ist ergreifend, ja beängstigend“, heißt es in seinem Tagebuch. — Sartorius v. Waltershausen jagt: „Falls die Hexen im Macbeth für ihre infernalen Beschäftigungen noch keinen geeigneten Platz gefunden hätten, so könnte der böse Feind ihnen keinen besseren Rat geben, als ihre Werkstätte hier aufzuschlagen.“

Von Island aus besuchte Junker im September 1869 auf der Rückreise die Faröer-Inseln und hier erlebte er die erste Forscherfreude. Er fand, daß die Inseln auf Andrées „Gloбус“ falsch verzeichnet stehen und es gelang ihm diesen Fehler zurechtzustellen. — Mit diesem Erfolg begab er sich nach Göttingen und promovierte. Merkwürdigerweise kam er durch und wurde Dr. med., obgleich er sich mit allem Möglichen, nur nicht mit der medizinischen Wissenschaft in letzter Zeit beschäftigt hatte.

Darauf begab sich Junker nach Berlin mit dem Gedanken, Spitzbergen zu untersuchen, aber die Familie war dagegen und

wünschte, er sollte sich auch einen Gelehrtengrad in Rußland erwerben. Er ließ sich überreden und begab sich zu diesem Zweck nach Dorpat 1870, das er nach 10 Jahren wieder sah. Er hielt es aber auch dieses Mal nicht länger als ein Jahr dort aus, da ihm das Glück im Examen der verschiedenen medizinischen Fächer in Dorpat nicht so günstig war wie im Jahre zuvor in Göttingen. „Es scheint“ — schreibt er im Januar 1872 aus Dorpat seiner Schwester Julie — „als ob Du wahr gesprochen und ich wirklich unter keinem Glückstern geboren sei.“

Er kehrte darauf der Musenstadt „Embach-Alhen“ zum zweiten Mal den Rücken und reiste über Petersburg nach Deutschland, wo ihn in Berlin der Engländer Prof. Willmans überredete, ihn nach Tunis zu begleiten.

Der 33jährige W. Junker nahm diesen Vorschlag an und so reisten sie beide im Juli 1873 von Berlin nach Italien ab. Auf dieser Reise verlor Junker seinen Paß und mußte sich bei der russischen Gesandtschaft in Neapel einen neuen besorgen. Mit diesem neuen Paß kommt er über Syrakus und Malta in Tunis an. Dabei weht, wo er zum ersten Mal Afrika betritt, ihm zur abschreckenden Begrüßung der Scirocco mit 35° R. Wärme entgegen.

Um einigermaßen leben zu können, bezieht Junker ein Quartier, dessen Wände und Fußböden aus poliertem Marmor und Fliesen bestehen, die täglich wegen der unerträglichen Hitze mit Wasser bespritzt wurden. Da er auch hier aus dem permanenten Schwitzbad nicht kommt, bezieht er eine überaus merkwürdige Sommerwohnung in Galetto auf dem Mittelländischen Meer. Dort vermietete nämlich ein findiger Tuneser kleine Schlafräume auf dem Meere, d. h. einen Bretterverschlag mit einem Bett und einer Treppe direkt ins Meer, um sich nach Belieben in der Nacht im Wasser abzukühlen und auf diese Weise endlich schlafen zu können.

Hier in Afrika nun reift in ihm allmählich der Gedanke, sein Leben der Erforschung dieses dunklen Erdteils zu widmen. Er lernt in Tunis auf praktische Art im Umgange zunächst Arabisch und bittet die Mutter „nicht immer Alles schwarz zu sehen und an Dinge zu glauben, die zwar nicht außer der Möglichkeit liegen, deren Eintreffen aber doch immer erst abzuwarten ist. Kommt

ein Krach im Leben, so ist erst dann die rechte Zeit einem motivierten Seelenschmerz freien Lauf zu lassen. Warum aber ewig sich in eine düstere Stimmung hineingrübeln?"

Auf seinen kleinen Forschungsreisen mit Willmans 1874 in der Regentschaft Tunis, die damals noch nicht französisch war, fühlte Junfer sich wohl und munter. Doch als er mit Willmans bei Tabessa — die Grenze nach Algier — ins französische Gebiet gelangte, beginnt für ihn die Tragikomödie des Lebens.

Man hält ihn, trotz Paß und Legitimation, für einen russischen Untertan, sondern für einen Preußen und Spion, der dazu noch „Junfer“ heiße, welches Wort nach französischen Begriffen soviel wie „Lieutenant“ bedeuten soll. Nichts hilft; er wird von dem Engländer Willmans getrennt, der ruhig weiter reisen kann. Denn reisende Engländer kennt man, aber daß ein „geborener Moskowiter“ in Afrika aus Liebhaberei herumreisen könnte, sowas war in der französischen Weltgeschichte noch nicht vorgekommen und somit ins Bereich von eitel Lüge und Trug zu verweisen! Dazu kam als Hauptverdächtigungsgrund sein Paß, der nicht in Rußland, sondern in Neapel ausgestellt war. Kurz unser Junfer wurde als höchst verdächtige Persönlichkeit mit starker Eskorte über die französische Grenze geführt, doch dort, wo die große Wüste Sahara anfängt, da ließ man ihn auf einem alten Klepper in der Wüste einfach zurück.

Tag und Nacht in Bewegung brach sein Klepper, da in der Wüste kein Futter und kein Wasser zu finden ist, bald zusammen und so mußte J. seine Reise zu Fuß fortsetzen. Zerlegt an Schuhwerk und Kleidern, zu Tode erschöpft, gelangte er endlich in Kef an, wo er auf der Straße liegen blieb. Die Mohamedaner waren menschlicher als die Katholiken — sie erbarmten sich seiner und beförderten ihn nach Tunis.

Man sollte glauben, nach diesem dornenvollen Entree in Afrika, dazu nach einer solchen Behandlung, nicht von Beduinen, sondern von Franzosen, hätte Junfer vom dunklen Erdteil genug gesehen. Mit nichten! In Tunis fand er Briefe von Schweinfurth, Kohlfs und Nachtigall vor und er ließ sich durch sie bestimmen, „Dar-Fur“ zu erforschen.

Zu diesem Zweck reiste J. nach Alexandrien ab, doch wie aus Spitzbergen — Tunis wurde, so sollte aus „Dar-Fur“ im

Südosten der Sahara — die Erforschung der „Libyschen Wüste“ im Nordosten sein Ziel werden.

Am 6. November 1875 trat J. diese Reise an. Er befand sich hier im nordöstlichen Winkel der großen Sahara, zwischen dem Mittelländischen Meer und der Provinz Faijum, und sein Zweck wurde, festzustellen: 1) ob an der Küste entlang ein alter westlich gelegener Nilarm nachzuweisen sei, d. h. der sog. „Bahr-bilā-mā“ (Flußbett ohne Wasser) und 2) ob wirklich eine Depression des Natrontales vorhanden sei, d. h. ob diese Vertiefung unter dem Meeresspiegel liege und wie weit sie sich nach Westen ausdehne?

Zu diesem Zweck durchzog Junker von Alexandrien aus das zu erforschende Gebiet im Zickzack. Er kam so westlich bis zum eisernen Leuchtturm von El-Amad und südlich bis zum berühmten Moeris-See, aus welchem sich der „Bahr-Jussuf“ (Fluß Joseph) in den Nil südlich von Kairo abzweigt. Bei diesem See befindet sich bekanntlich die große Oase „Faijum“, die schon im Altertum eine große Kultur aufwies. Denn in ihrer Nähe befindet sich nicht nur die große Pyramide des Pharaonen Moeris (nach Herodot und Strabo), jetzt „Pyramide Hauwasch“ genannt, sondern auch das berühmte alte ägyptische Labyrinth, welches nach den Untersuchungen von Lepsius 1843 und Flinders Petrie 1888 — 200,000 Quadratmeter groß ist. — Nordwestlich gelangte Junker bis zum Natrontal (Wadi Natrun) und südöstlich bis zu den 11 kleinen Natronseen und den 4 alten koptischen Klöstern aus dem 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung.

Das Resultat war, daß J. die erste Frage wegen des alten ausgetrockneten Nilarmes verneinen, aber die zweite Frage wegen des Natrontales bejahen mußte.

Junkers Verdienst bestand nun darin, nachgewiesen zu haben, daß sich überhaupt „keine frühere Nilmündung westlich von der jetzigen nachweisen läßt.“ Damit verschwand dieser sog. tote Arm des Nils auch von den Karten. Das war etwas Neues aus Afrika, denn ein eingewurzelter alter Fehler war damit für immer beseitigt. „Auch Schweinfurth schien mit meiner kategorischen Beantwortung der gestellten geographischen Fragen höchst zufrieden“ zu sein, schrieb er den Seinigen. In Kairo forderte Schweinfurth, als Präsident der Geographischen Gesellschaft daselbst, Junker auf, in der Monatsitzung einen Vortrag darüber zu halten. Junker

kam der Aufforderung nach. Es war sein erster öffentlicher Vortrag und zwar in französischer Sprache. Die Debatte ergab nun, daß sich J. durch diese kartographische Beantwortung der gestellten Fragen als Afrikaforscher gut eingeführt hätte.

II. 1875—79.

Wer einmal den Reiz der Forschung an sich selbst erfährt und etwas entdeckt, was von Bedeutung war, der lehnt sich immer zu dieser Forscherarbeit zurück und wenn sie auch mit tausend und abertausend Gefahren verbunden ist. Wer diesen Reiz empfunden hat, der achtet sein Leben gering und weicht sein kurzes Erden-dasein mit Freuden der Erforschung der uns umgebenden Welt.

So war es denn auch mit Wilhelm Junker der Fall. Den dunkeln Erdteil wissenschaftlich zu erhellen, trotz aller Gefahren, von denen der Afrikareisende ringsum bedroht ist, wurde nun sein Ideal. Da aus seiner Forschungsreise nach Dar-Fur wegen der damaligen Aufstände daselbst nichts werden konnte, so wollte Junker südlicher davon auf irgend eine Weise ins Zentrum Afrikas, um die noch immer nicht gefundenen Quellen des Nils kartographisch festzusetzen.

Schon seit dem grauen Altertum zerbrach man sich über diese Nilquellen den Kopf. Wohl wußte man, daß der blaue Nil (Bahr-el-Azraq) aus dem Tsano-See in Abyssinien entspringe, aber wo die Quellen des weißen Nils (Bar-el-Abiad) zu suchen wären, war ein Rätsel. Teilte sich doch dieser im großen Sumpfsee „Nô“ in zwei große Zuflüsse: den Bergfluß (Bar-el-Gebel) bis zum Victoria-Njansa-See und den Gazellen-Fluß (Bar-el-Ghasal) bis zur Wasserscheide des Congo-Gebiets. Namentlich dieser letztere große Gazellen-Zufluß hatte den Forschern gewaltige Kopfschmerzen gemacht. Auch unser Georg Schweinfurth, als er „im Herzen Afrikas“ war, sah von diesen Nilquellen nichts.

Zu diesem Zweck reiste nun W. Junker in der Freiheitsperiode der Entwicklung seines Genies über Suez nach Sauäfin am roten Meer durch das unbekannte Bāraka-Tal bis Gêla-Conda südlich, dann westlich bis Kassala am Chor-el-Gereb, dem nord-östlichsten Nebenfluß des Nils. Darauf durchquerte er dessen Zwillingsarm Athara und kam, sich südwestlich haltend, bis zum

blauen Nil bei Aba-Haras. Diesen blauen Nil verfolgte er nun bis zu seiner Vereinigung mit dem weißen Nil bei Chartum.

Chartum war damals die Residenz des Gouverneurs Gordon-Pascha der Sudan-Provinz. Diesen merkwürdigen mohamedanischen Engländer, dessen Leiche nun in der Pauls-Kathedrale zu London ruht, gewann Junker sich zum Freunde. Bei ihm in Chartum traf er am 6. Mai 1876 ein und lernte auch den italienischen Afrikaforscher Romolo Gessi kennen. Mit diesem Kollegen besuchte Junker Ende Juli den blauen Nil aufwärts, obgleich er von Aba-Haras bis Chartum abwärts den Fluß bereits kennen gelernt hatte, indessen von Aba-Haras bis Sennaar aufwärts war für ihn auch diese Tour neu. Nach Chartum zurückkehrend, besuchte darauf J. allein den weißen Nil aufwärts bis zum Sumpffsee „Nö“, d. h. bis zum Einfluß der Sobat in den weißen Nil. In diesem zum Teil noch unbekannten Zufluß, der wie der blaue Nil in Abessinien entspringt, gelangte er bis Nasser. Hier traf er den unglücklichen englischen Afrikareisenden Lucas, den er nach Chartum brachte. Von Bedeutung ist dabei die Tatsache, daß Junker auf der Fahrt auf dem Sobat 275 genau genommene Winkel des Flusses aufnahm und wenigstens den weiteren Oberlauf der Sobat mit ihrem großen Nebenflusse, der Tjibbe, welcher auch in Abessinien entspringt, erkundete. Das war mehr, als Lucas' Papiere später auswiesen.

Auf Gordon-Paschas Rat begab sich Junker darauf in die Bahr-el-Gebel- (Bergfluß) oder Äquatorial-Provinz Lado, d. h. in das Land zwischen dem Sumpffsee „Nö“ und dem Victoria-Njansa-See. In Lado traf er mit dem nachmaligen berühmten Afrikaforscher Emin Pascha (d. h. mit dem Dr. Emil Schnitzer aus Thüringen) zusammen, der damals (Oktober 1876) als türkischer Regierungsarzt noch Emin Effendi hieß.

Von Bedeutung ist es, daß Junker aus Lado erst am 22. Januar 1877 aufbrechen konnte, um in sein eigentliches Forschungsgebiet, ins Quellenland der westlichen Zuflüsse des oberen Nils zu gelangen. Es war zunächst das Mataraka-Land, westlich des Jai, eines Nebenflusses des Bahr-el-Gebel, wo die berüchtigten M-Sandé-Neger vom großen Menschenfreßer-Stamm „Niam-Niam“ hausten. Als einfacher Forschungsreisender sich diesen sonderbaren Feinschmeckern zu nähern hielt Junker doch für etwas sehr gewagt

und schloß sich daher zunächst der starken Raubzug-Karawane Bahit-Mgas an. Auf die Unmenslichkeiten, die er dabei erlebte, näher einzugehen, verzichten wir. Interessanter dagegen ist die Tatsache, daß er hier zwischen dem Äquator und dem 5. Grade nördlicher Breite bei Tage eine tropisch afrikanische Hitze, doch bei Nacht eine sibirische Kälte aushalten mußte. Junfer erzählt uns, wie in der Morgenfrüh die Träger, die Last auf dem Kopfe, ihre Wanderungen antraten, um mit glimmenden Holzstücken in den Händen bald hier, bald dort den nackten Körper zu erwärmen. Zu diesen Kontrasten noch „tolles afrikanisches Unwetter“, wobei die Zelte, die fest eingerammelten, plötzlich davonslogen und viele andere unvorhergesehene Zufälle und Zwischenfälle das menschliche Wesen unaufhörlich in Bewegung und Aufregung versetzten, als wäre man in einem „Herzgefäß der Natur“

In Kabajendi, im Quellengebiet des oberen Laufs des Jai legte Junfer seine Zentralstation an, um von hier südlich bis zum Quellengebiet des Congo am Affi und zu den Mundu-Kalikas am Ribbi, westlich bis zum Silli-Gebirge zu kommen. Dort nördlich bis zum großen Quellengebiet des Gazellenflusses (Bahr-el-Ghasal) des weißen Nils wohnten die Abaka-Neger. Zu diesen begab er sich und bereicherte hier auf der Wasserscheide der beiden größten Flüsse Afrikas unsere geographische Kenntnis wesentlich.

Selbstredend können wir hier nur die Resultate dieser denkwürdigen Erforschung des Herzens Afrikas aufzählen. So löste er die Kohl-Jai-Frage dahin, daß es zwei selbständige Zuflüsse des Bergflusses (Bahr-el-Gebel) sind, welche sich nicht ineinander ergießen. Der Kohl erwies sich als der nördliche Zufluß des Bahr-el-Gebel. Junfer hatte, als er diesen oberen Nilarm bis Lado besuhr, sämtliche Mündungen der Zuflüsse des Bahr-el-Gebel mit Kompaß- und Azimutationswinkelmessungen festgesetzt, weil er wußte, nur dadurch in kartographischer Beziehung einigen Nutzen zu schaffen. Das bei Tage notierte zeichnete er dann am Abend bei Licht mit verschiedenen farbigen Bleistiften ins Reine.

Noch bedeutender waren seine Erforschungen im Quellengebiet des oberen linken Nilarmes oder Bahr-el-Ghasal. Hier durchquerte er die vielen kleinen Zuflüsse desselben in ihrem Unter- und Oberlauf. Er war hier in ein total unbekanntes Quellengebiet des oberen linken Nilarmes eingedrungen.

„Alle großen Zuflüsse des Vahr-el-Ghasal“, erzählt er uns, „wurden in ihrem Unterlauf gekreuzt, stundenlang in ihrem Inundationsgebiet marschiert und häufig überschwammte Niederungen passiert. Dazu dienten selbsthergestellte Brücken aus Zweigen und Stricken, 2—3 Fuß unter Wasser schwimmend, oder einfach über den Fluß gespannte Doppelseile, eines unter der Wasseroberfläche als Stützpunkt für die Füße, eines über dem Wasser zum Erfassen mit den Händen.“

Auf eine solche und andere beschwerliche Weise gelangte seine große Karawane nicht nur bis nach Kumbek (Hauptsiß des arabischen Sklavenhandels), sondern noch nördlicher bis Djur-Ghettas. In diesen durch die unmenschlichen Razzien entvölkerten und ausgefogenen Gegenden im Vahr-el-Ghasal-Gebiet trat für die große Truppe bald Nahrungsmangel, sogar Hungersnot ein.

Durch fast undurchdringliche Wildnis von Bambusdickicht, Sumpfwald und hohem Gras wurde endlich der große nördlichste Zufluß des Vahr-el-Ghasal, der Djur, überschritten und damit gelangte die Expedition ins Land der Mittu- oder Mahdi-Neger, wo die Reise noch schwieriger wurde.

„Der Weg ging durch verholztes Schilfrohr“, erzählt Junker, „aus dem die Mahdi ihre Pfeilspitzen verfertigen. Niederungen mußten vielfach bis zur Brust im Wasser wadend überschritten werden und mehrfach folgten wir ohne Weg den uns leitenden Elefantenzugbahnen. Es ist das auch ein Lieblingsrevier des Löwen. Nächtlich erinnerte uns sein in der Einöde weithin hallendes Gebell an seine Nähe, daß die Lagerfeuer neu angezündet und die Wachsamkeit verdoppelt werden mußte.“

Auf seiner Rückreise zur westlichen Wasserscheide der Riesenzuggebiete des Congo und Nil sollte Junker bald diese Höllentour und die ausgehaltenen Strapazen vergessen. Denn von Scriba-Mudwil im Norden am Djur-Billi bis zur Scriba-Gumba im Süden am Bau-Esueh hatte J. auf der Wasserscheide eine große Anzahl Quellen des Nil und Congo festgestellt.

„Am 15. Oktober 1877 bestieg Junker den Gebel-Nirna im Sileigebirge und sah in einer Entfernung von 45—48 Kilometer deutlich den ersehnten Vaginse, dessen Winkel er sofort ablas und nieder schrieb.“ Damit war der Anschluß an die Schweinfurthsche Route gewonnen. Darauf lernte J. durch seinen ortskundigen

Begleiter Ringio (Hauptling der Bombés vom Menschenfresser-Stamme Niam-Niam) fast alle zum Bahr-el-Ghasal zwischen dem 8. und 4. Grade nördlicher Breite fließende Zuflüsse in ihrem Oberlaufe kennen. Noch südlicher gelangte er zu seinem nachmaligen Lieblingsfluß, den Uelle-Makua. Dazu kam er, indem er den Quellen des Fei nachging, um die südliche Wasserscheide des Nil und des nördlichen Congo festzustellen.

„Ich war am Ribbi, dem Quellensfluß des Uelle-Makua“, erzählt Junker, „und hatte damit ein lang und beharrlich erstrebtes Ziel erreicht; es war mir vergönnt in Länder, welche vor mir noch keines Weißen Fuß betreten hatte, vorzudringen und unsere Kenntnis Afrikas zu bereichern.“ —

Indessen so verlockend es war weiter vorzudringen, mußte er am 1. Januar 1878 seine Heimreise antreten. Sie war schauerlich durch die unmenschlichen Szenen, die er unter den Menschenfressern mit erleben mußte. Endlich am 29. März langte er in Lado an, doch mußte er da bis zum Juni auf den Dampfer warten, der ihn nach Chartum und von da auf dem Nil abwärts nach Europa führte, wo er erst im September 1878 reisemüde und abenteuerfett ankam.

Worin liegt nun die große Bedeutung dieser zweiten Forschungsreise Junkers in Afrika? Darin, daß er der erste Europäer war, der das gewaltige Quellengebiet des oberen linken Nils in seinem ganzen imposanten Umfange uns zuerst erschloß. Dabei die nördlichsten Congoquellen zuerst sah und kartographisch feststellte. Das war das Neue, das er uns aus Afrika mitbrachte. Nun erhebt sich zwischen dem 2. und 3. Grade nördl. Breite in den „Blauen Bergen Bakers“ eine Bergspitze, welche die Wissenschaft ihm zu Ehren „Gebel-Junker“ benannt hat. Und an dem Fuße dieses gewaltigen Gebirges entspringt sein Lieblingsfluß der Uelle-Makua, der größte nördlichste Nebenfluß des Congo.

III. 1879—87.

Zunächst hielt Junker seine Afrika-Mission für abgeschlossen, allein je intensiver er sich bei seinen Vorträgen in Europa in die Ergebnisse seiner Reisen hineinarbeitete, um so stärker wurden die zweifelhaften Antworten, die er sich auf viele ungelöste Fragen geben mußte, die ihn zu quälen anfangen. So war sein Gemüts-

zustand im Winter 1878. Als der Frühling kam, wurde er immer unruhiger; und ungeduldig, mit sich selbst nicht zufrieden, finden wir ihn im Sommer 1879 in Deutschland bald hier, bald dort. Besonders seit seinem vielbesprochenen Vortrag im Juli 1879 in Berlin wird es ihm immer klarer, daß er noch einmal nach Afrika zurück müsse, als ob er da etwas Hochwichtiges vergessen habe. Da hält ihn denn auch nichts zurück. Er macht sich auf, um ohne Beschreibung seiner Reisen im Quellengebiet des westlichen Nil das Vergessene zu finden. Der Uelle-Mafua hat es ihm angetan! Fließt er vielleicht um alle die westlichen Nilquellen im großen Bogen nördlich vom Djur-Bahr-el-Ghasal in den Nil? Oder macht er seinen großen Bogen nach Nordwesten in den Tschad-See? Oder ergießt er sich nach Süden in den Congo?

Er fühlte, daß wenn er diese Frage nicht sicher beantworten könnte, dieser Vorwurf seine afrikanische Laufbahn wie eine Unterlassungsfünde belasten müßte. Er sah sich also genötigt nochmals eine Rundreise im Herzen Afrikas zu vollziehen.

Er glaubte in einem Jahre diese Aufgabe lösen zu können. Daß er statt dessen 7 Jahre unfreiwillig in Zentral-Afrika als Verschollener und Todgeglaubter weilen sollte, das lag freilich außerhalb aller seiner Berechnungen, als er sich am 10. Oktober 1879 in Triest einschiffte.

Am 4. Januar 1880 war er schon bei seinem Freunde Gordon-Pascha in Chartum. Von hier durchschiffte er zum vierten Mal den weißen Nil bis zum Sumpffsee „Nö“ und nahm dann mit dem ägyptischen Dampfer „Ismailia“ die Fahrt in den Gazellenfluß (Bahr-el-Ghasal) auf, wo er den ersten großen Zufluß desselben, den Maijeh-bita-Arab kartographisch aufnahm. Da er ihn aber für zu unbedeutend fand, um der gesuchte Zufluß des Uelle-Mafua zu sein, fuhr er weiter. Ebenso erging es ihm mit dem Bahr-el-Arab, obgleich er sich in einer seeartigen Erweiterung in den Gazellenfluß ergießt. Darauf sah er sich genötigt, die Reise noch südlicher zu nehmen und fuhr den Djur vorbei bis nach Mieshra-el-Neq am Tondj. Auf dieser Fahrt nahm Junker den Gazellenfluß durch 1781 genau visitierte Winkel auf, durchforschte dabei die berühmten „Seddo“ (Grasbarren des Flusses) und die „Ambasch-Strauch-Wälder“ Damit war er auch gezwungen zu Lande am 10. März 1880 weiter zu reisen und nahm zunächst

südlich bis Djur-Ghetta, worauf er westlich die Nebenflüsse des Djur durchquerend bis Dem-Soliman kam, wo er bei Gessi-Pascha (d. h. Romulo Gessi) verweilte.

Hier war aber Junker an den Punkt angelangt, wo er jeglicher Zivilisation den Rücken kehren mußte, d. h. ins Land der Menschenfresser, der A-Sandé-Niam-Niams eindringen mußte, um zum Quellengebiet seines Uelle-Mafua zu gelangen. Er trat am 12. April 1880 diese an Entbehrungen und Schrecknissen reiche Reise mit nur 12 Begleitern an und Romolo Gessi gab ihn beim Abschied als verloren auf.

Junker aber vertraute sich der Vorsehung an und begab sich direkt in die „Höhle des Löwen“ — zu Idoruma, dem unumschränkten Herrscher der A-Sandé-Niam-Niams. Dieser kam Junker bereits im Quellengebiet des Djurs bei Dem-Befir am Pongo entgegen. Obgleich dieser gefürchtete Nachbar des Bahr-el-Ghasal-Gebiets gar keinen Spaß verstand, wenn man sich ihm feindlich näherte und vor gar nicht langer Zeit zwei arabische Expeditionen vernichtet hatte, sah er hier doch ein, daß J. mit seinen 12 Mann keinen Kriegszug gegen ihn im Plane haben könne und kam ihm freundlich entgegen. Ja er bewilligte ihm sogar an der Uerre, einem Zufluß des Uelle-Mafua, eine Station zu gründen. Junker nannte sie „Lacrima“, nach dem Liede gleichen Namens von Stighelli, deren wehmütige Melodie ihm hier beständig in den Ohren sumnte: „Die Träne, die vergeß ich nicht, die Du um mich geweint“ Mutter, denn er und seine 12 Begleiter standen jeden Tag in Gefahr, von diesen Menschenfressern verspeist zu werden. — Zum Glück für Junker und seine 12 Begleiter war die Gewalt Idorumas über seine Kannibalen doch größer und sie respektierten diese Fremdlinge als das persönliche Eigentum ihres Fürsten, die nur er verspeisen konnte. Auf diese Weise konnte Junker von „Lacrima“ aus seine Rundreisen nach allen vier Himmelsrichtungen unternehmen.

Wir können natürlich auch hier nur die großen geographischen Resultate erwähnen. Sie umfassen im Quadrat das Gebiet zwischen dem 7. bis 2. Grade nördl. Br. und dem 23. bis 31. östl. Länge. Sein nördlichster Punkt in diesem Uelle-Mafua-Gebiet war Ombanga im Stromgebiet des Mromu, den er erreichte. Doch leider durchquerte J. nur seine östlichen Zuflüsse, ca. 40, nicht seine nörd-

lichen und konnte so den Mromú nicht bis zu seiner Vereinigung mit dem Uelle-Mafua verfolgen. Sein westlichster Punkt war Seriba-Abdallah am Uelle-Mafua. (Erst später wurde die Identität des Mobáangi — auch Ubáangi genannt — mit dem Uelle-Mafua durch Greenfell und Van-Gèle, welche den Fluß vom Congo aus stromaufwärts bis zu Seriba-Abdallah verfolgten, festgestellt.) Sein südlichster Punkt war Teli am Nepoko (der Oberlauf des Aruwimi Stanleys, eines kleineren südlicheren Zuflusses des Congo), nachdem er den Bomofandi, den größten südlichen Zufluß des Uelle-Mafua viermal gekreuzt und daselbst auch seinen östlichsten Punkt im Uelle-Mafua-Gebiet bei Gumbali am Bomofandi kartographisch festgestellt hatte.

Innerhalb dieses Quadrats (der jetzigen englischen und belgischen Interessensphäre) wehte — zum ersten Mal in Afrika — die russische Fahne, die Junker als treuer Sohn seines Vaterlandes überall hißte, wo er in diesen Jahren erschien und rastete. Es ist daher nicht seine Schuld, wenn Rußland darauf keinen Wert legte.

Von den vielen sog. „Fürsten“, die Junker in Afrika kennen lernte, heißt es in einem Briefe an die Seinigen vom 28. Januar 1881: „Erzähle ich auch häufig von Fürsten, so müßt Ihr Euch in den meisten Fällen unter denselben nur Lumpen vorstellen, die kaum einige hundert Seelen als Untertanen haben.“

Einige von diesen Fürsten spielen jedoch in Junkers Leben, wie Ndoruma und ein anderer Niam-Niam-Fürst namens Semio, eine Rolle. Mit diesem machte Junker sogar einen sog. Kriegszug gegen die N-Barmbi-Niam-Niam (eine sehr diebische Bande) mit, um diese Länder am Uelle-Mafua wissenschaftlich erforschen zu können. „Durch das Gebiet der Mangballe ging es an den großen Strom hinab, jenseits dessen der mächtige Mangbuttufürst Mambangu, der Neffe von Schweinfurths Mianja herrschte.“ — Am 13. September war der Uelle-Mafua erreicht. „Hoherfreut“, schreibt Junker, „ein langersehntes Ziel endlich erreicht zu haben, und hier zum ersten Mal jenen Fluß zu sehen, dessen Verlauf und Mündung als ein ungelöstes Rätsel das Interesse der Fachkreise schon lange beschäftigt hatte, eilte ich erwartungsvoll an das Ufer. Etwa 300 Schritt breit floß der majestätische Strom gegen Westen.“

Da trennte er sich von seinen „schwarzen Caligula Mambangu“, nachdem er „entsetzliche Barbarei, darunter eine Orgie mit Menschenfleischfresserei bei Nacht, wozu ein tropisches Ungewitter die Musik machte“, erlebt hatte und zog ostwärts. Da am Gabba gelang es Junker einen andern Anschluß an Schweinfurths Reise von 1870 herzustellen; er erreichte „an den Gräbern König Manjas und des Reisenden Miani vorbei, die Station Tangasi. Die Besatzung bestand aus wahren „Galgenvögeln“, die ihm den ganzen Süden versperrten, so daß er sich bescheiden mußte, zum Teil auf neuem Wege durch die Gebiete mehrerer Fürsten: des stattlichen Uando, des intelligenten Ngerria und des törichtten Gecken Kinsa nach Lacrima zurückzukehren.“

Die ganze Länge der Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Congo, welche Junker zwischen dem 2. bis zum 8. Grade nördl. Breite durchwanderte, beträgt „etwa 1200 Kilometer.“ Die Nil-Congo-Wasserscheide stellt sich als eine „ausgedehnte, breit-rückige Bodenerhebung dar.“ Die Physiognomie der Flüsse und Bäche und der Typus der Ufervegetation beider Stromgebiete ist total verschieden. Das südwärts gerichtete Terrain ist den Passatwinden mehr zugekehrt als das nördliche. Es gibt daher dort reichere Niederschläge und die Flüsse haben meist größeres Gefälle. Sie fließen fast überall durch einen Lateritboden, welcher „den größten Teil der Oberfläche des afrikanischen Kontinents bedeckt.“ In diesem charakteristischen Merkmal des Erdreichs, welches seine rötliche Färbung von einem eisenhaltigen Boden hat, graben sich die Flüsse bis zum Granit und Gneis, dem Urgestein ein, der hier und da als Trümmermaße, aber auch häufig als nackter Felsberg hervortritt. Infolge dieses Lateritbodens sind beide Ufer hoch und oft terrassenmäßig zum Fluß in der Mitte sich abtufend. Und auf diesem Terrassenterrain erhebt sich ein eigentümlicher Vegetationstypus: die berühmten Galleriewälder der Savannen.

Es sind das eigentümliche tunnelartige Uferwäldchen, d. h. man fährt auf dem Fluße von einer wunderbar üppigen, tropischen Vegetationswelt überdacht. Man denke sich Baumstämme wie unsere Fichten, aber statt Nadeln — Laub und dieses Laub in den Palmen und anderen tropischen Bäumen hoch oben in den Lüften, welche Äste von einer Masse von unten längs den Stämmen sich emporrankenden Schling- oder Schmarogerpflanzen

mit tropischer Üppigkeit schließlich das dazwischenliegende Flußbett überdachen, „durch die kaum ein Lichtstrahl durchdringt, — so steht man in einem Flußtal dieser herrlichen Galleriewaldungen“ (II, 148). Diese Galleriewaldungen sind im Congo-Flußgebiet häufig, während sie im Nil-Flußgebiet „nirgends auch nur annähernd vorkommen.“ Der Ausdruck „Galerie“ stammt vom Italiener *Piaggia* und ist seit Schweinfurth allgemein eingebürgert.

Eine der schönsten Erinnerungen Junkers waren jedoch „die Inseln der Glückseligen“ im Uelle-Mafua-Gebiet. In diesem an grotesk-schönen Naturlandschaften nicht reichen Zentralsfrika kamen ihm diese nicht im Bereiche der Galleriewaldungen liegenden Inseln „paradisiisch“ vor. „So möchte ich“, erzählt Junker (II, 485), „die Uelle-Inseln fast wirklich nennen, denn ihre Bewohner sind glücklich vor vielen andern Menschen und fühlen sich auf ihren kleinen Eilanden so sicher wie die Maus in ihrem Loch. Da außer ihnen beinahe niemand Boote hat, brauchen sie kaum Überfälle zu befürchten und selbst die wilden Tiere sind ihnen ungefährlich. Die Enge ihrer Heimat hält sie mehr zusammen als die Landbewohner, sie können sich nach Belieben absperren und ohne tägliche Lebensgefahr sorgloser ihr Dasein fristen, was sie aber auch gegen die Bewohner des ungeschützten Festlandes übermütig macht.“

Waren auch die meisten Völker, die Junker hier kennen lernte, Menschenfresser vom Stamme *Niam-Niam*, die mit ihren Fürsten hier aufzuzählen nicht der Mühe wert ist, so lernte doch Junker auch südlich am *Bomokandi* eine kleine Kolonie von ca. 100 Mann des überaus merkwürdigen nomadisierenden Zwergvolkes der „*Tiktitikki*“ kennen. Sie sind mit den „*Affas*“ Schweinfurths und den „*Wateras*“ Stanleys identisch. Selbst aber nennen sie sich „*Wotschua*“ oder „*Atschua*“. Ihre durchschnittliche Höhe reicht bis zur Schulterhöhe eines mittelgroßen Mannes; die kleinsten reichten, sagt Junker (II, 85 f.) mir nur bis zur Herzgrube.“ Sie sind also streng genommen keine Zwerge. „Sie zeigen einen starken Bartwuchs und Behaarung der Brust bis auf den Leib hinab. Die Hände und Füße sind zierlich, die Finger schmal und lang mit verhältnismäßig großen Nägeln.“ Sie leben selten mehr als zu 100 mit ihren Weibern und Kindern beisammen. Als vorzügliches Jägervolk, die es mit den besten Scharfschützen aufnehmen, sind sie überaus gefürchtet. Den Bogen zerbrechen sie

sosort vor Zorn, wenn der Pfeil sein Ziel verfehlt. Dieser blinde Eifer kommt ihren Feinden oft zu gute. Dabei machen sie weder Bogen noch Pfeile oder sonst etwas, was mit Handwerk oder Industrie zusammenhängt. Gegen erlegtes Wild tauschen sie nicht nur diese ihre Waffen ein, sondern auch die Erzeugnisse des Bodens, vornehmlich Bananen, da sie auch keine Ackerbauer sind. Sie unterscheiden sich von den Negern durch ihr Krollhaar, welches statt tiefschwarz eine dunkelrotbraune, an Berg erinnernde Färbung hat. Ebenso ist auch ihre Hautfarbe dunkelbraun, der Farbe der gebrannten Kaffeebohne ähnlich. Das einzige Handwerk, welches ihre Weiber treiben, ist „die Herstellung ihrer kleinen Rindenzeuge“ und der „Biberbau“ ihrer kleinen halbkugelförmigen Hütten im Walddesdunkel der Flußläufe. Sie sind vorzügliche Rundschafter bei Kriegs- oder Raubzügen, überaus listig, und wer ihrer Rache verfällt, ist verloren. Ihr Beobachtungstalent ist außerordentlich. Sie ahmen mit einer erstaunlichen Genauigkeit das Gebahren, sowie das Mienenspiel der Personen, die sie nur einmal erschaut, bis zur Täuschung nach.

Wie diese „Tifitifi“ unser Interesse erregen, so ist das, was Junker von den afrikanischen Ameisen erzählt, nicht weniger merkwürdig. Es sind das die „wandernden Ameisen“, welche von sehr „bissiger Gemütsart“ sind. Sie gehen in geschlossenen Marschlinien“ vor und bedecken zu Millionen die Erde. „Nur zeitweilig schwärmen sie zum Fouragieren aufgelöst umher, und dann wehe dem, der unter sie gerät!“ Der schleunigste Rückzug ist für Menschen und Tiere die einzige Rettung. Selbst die Löwen und Schlangen ergreifen, von diesen kleinen Tieren verfolgt, eiligst die Flucht. Auch Junker auf einer Insel in einem schnellfließenden Strome konnte sich trotz Wasser und Feuer, mit dem er durch brennendes Strauchwerk sein Lager umgab, ihre „Marschrouten“ nicht ablenken, sondern mußte schließlich die Flucht ergreifen.

Außer diesen „wandernden Ameisen“ beschreibt er uns afrikanische Ameisen, die nur auf Bäumen leben. „Mannigfache Ameisenarten erklettern die höchsten Gipfel der Bäume und ihre kunstvoll aus Lehm oder Blätterwerk und Klebstoff hergestellten Gehäuse, die unseren Tönnchen und Fässern nachgebildet scheinen, hängen zahlreich und in allen Größen (wie Wespennester) an den Ästen der Gallertewaldungen.“

Unter allen Tieren und Pflanzen, die Junker sah und beschrieb, ist wohl der „Riesenkäfer“ (Goliathus Atlas) die beachtenswerteste Erscheinung. „So wie wir den Elephanten noch als einen Nachfahren weit größerer Dickhäuter anzusehen gewohnt sind, ist auch mein bei den U-Bärmbö gefundener Käfer einer der nachgebliebenen Riesen unter den Koleopteren. Als das Tier über unsere Köpfe hinschwirrte, erschien es mir wahrhaftig einen Augenblick wie ein Vogel, doch schon im nächsten Moment ward ich meines Irrtums inne und nun ging es mit Hilfe der Leute an eine milde Jagd. Zu meinem Glück fiel der Käfer in einen nahen Baum ein, wo er bald gefangen wurde. Er hatte braune Flügeldecken und auf dem schwarzen Schild konvergierte breite weiße Streifen zum Kopfe hin. Die Bauchseite und Beine waren dunkelolivengrün. Die Länge des Körpers betrug 10, die Breite $4\frac{1}{4}$ Centimeter.“ „Es war wohl nur ein Käfer, aber von einer Größe, daß er wahrlich eher in jene Zeitepoche zurückgepaßt hätte, in der unsere Welt noch, wie eine Fabelwelt, von riesenhaften Tierformen belebt war.“

Durch den Mahdisten-Aufstand war Junker der Weg nach Norden versperrt. Gordon-Pascha war in Kämpfen um Chartum am 26. Januar 1885 gefallen, Emin-Pascha war in Lado in der größten Gefahr. An ihn hatte der Mahdi einen Brief gesandt, worin er ihn zur Übergabe seiner Provinz des Bahr-el-Gebel-Gebiets aufforderte. Hätte Junker damals eine Ahnung gehabt, daß der Congo-Staat in dieser Zeit zur Wirklichkeit geworden war, so hätte er längs dem Uelle-Mafua den Weg in den Congo gefunden und Afrika damit durchquert; so aber suchte er im Südosten durchzubrechen. Denn er hatte Afrika genug gesehen und setzte nun Alles daran, um wieder unter zivilisierte Menschen zu kommen.

Seit 1882 hatte Junker über 1000 Kilometer den Uelle-Mafua auf Umwegen verfolgt und dabei über 600 Zuflüsse desselben kartographisch aufgenommen. Mit dieser großartigen geographischen Tat konnte er zufrieden sein, aber wie nach Europa kommen?

In dieser kritischen Lage wagte er in das Bahr-el-Gebel Gebiet einzubringen. Es gelang ihm am 2. Januar 1886 in Wadelai den kleinen Dampfer „Chedim“ zu erreichen. Mit diesem

fuhr er auf dem Bahr-el-Gebel bis in den Albert-Nyanza-See, aber statt von dort durch den Somerset- oder Victoria-Nil in den Victoria-Nyanza-See zu fahren, wurde er leider bei der Salztation Ribiro am Albert-Nyanza-See abgesetzt.

Es begann nun am 5. Januar 1886 seine gefährliche Reise zu Lande von NW. nach SO. zum Victoria-Nyanza-See, wo er erst nach vielen Schrecknissen am 14. Juli 1886 anlangte. In Usavara bestieg Junker mit seinen Trägern das englische Segelboot „Elinor“ und umschiffte unter mancherlei Gefahren die Westküste des riesigen Landsees zwischen dem Seise-Archipel und anderen Inseln und langte nach 25 Tagen Fahrt endlich in Mulehfi im Smith-Lande an. Statt hier ruhig abzuwarten, schloß sich Junker dem arabischen Großkaufmann Tippo-Tip an und nun begann seine letzte überaus trostlose Reise durch die Wüste „Iture“, um zum indischen Ozean bis Sansibar zu kommen.

Auf dieser Höllentour, dem „Schrecken der Karawane“, wurde Alles herzlos zurückgelassen, was vor Hunger und Durst nicht weiter konnte. Hier blieben auch die überaus wertvollen Sammlungen Junkers liegen, da die Kräfte der Träger nicht hinreichten, sie weiter zu schleppen. Nur seine 8 Bände Journale, Karten und Zeichnungen konnte er retten. Das war Alles, was er nach Europa mitbringen konnte.

Nach diesen Schrecknissen in der Wüste „Iture“ gelangten sie „ins Land der Diebe“, nach „Ugogo“ Endlich am 29. November 1886 sah Junker das langersehnte Meer, den indischen Ozean und jezte am 1. Dezember mit einer sog. Dhau von Bogamojo nach Sansibar über, wo er bis zum 21. Dezember weilen mußte, um nach Europa zu gelangen.

Von seinem Bruder Fritz und seinem Schwager Alfred Devrient und Georg Schweinfurth am 9. Januar 1887 in Suez begrüßt, reiste Junker nach Kairo, um Stanley, der sich bald darauf in Suez einschiffte, die nötigen Instruktionen zur Auffindung Emin-Paschas zu geben. Darauf trat er, der längst todeglaubte Forscher seinen Triumphzug über München, Berlin nach Petersburg an und wurde überall als der große Forscher gefeiert, dem es gelungen war des heiligen Niles Quellen im Herzen Afrikas zu entdecken.

IV 1889—92.

Als die Mutter ihren Sohn Wilhelm mit großer Selbstüberwindung 1879 ins dunkle Erdreich hatte ziehen lassen, wußte sie wohl, daß es eine Reise auf Tod und Leben war. Dennoch ließ sie es zu, denn sie konnte ihn nicht halten. Allein sie „hatte sich fest vorgenommen, ihn wiederzusehen, und dieser eiserne Wille, der ihr zu gebote stand, der sehnliche Wunsch — heute sagt man Selbstsuggestion — hielt sie in ihrem Lehnstuhl aufrecht.“ — Darauf hatte ein Schlaganfall bei der ersten Hiobspost aus Afrika: „Wilhelm Junker ist verschollen, ein Opfer der Wissenschaft geworden“, ihre Glieder gelähmt. Doch der Geist in ihr blieb frisch und ihr Vertrauen zu Gott war groß, daß dem vielleicht doch anders sein könne? Und diesem Einfluß war es zu verdanken, daß ihr Sohn Fritz, Chef des Bankhauses „Junker & Co.“, auf eigene Kosten eine Expedition unter Führung des Dr. G. A. Fischer zur Auffindung Wilhelm Junkers ausrüstete, die jedoch mit negativen Resultaten heimkehrte. „Es war schwer“, erzählt Hevesi S. 160, „nicht zu verzagen, als zuletzt kein Lebenszeichen mehr von dem Verschollenen kam, ein Jahr lang zwei, drei Jahre lang. Immer schwerer lastete es auf ihr; unter dem Druck einer Hoffnung, die immer mehr Hoffnungslosigkeit wurde, versank sie schließlich doch ganz in sich selbst. Da klang die freudige Botschaft: er lebt! er kommt!“ Mit aller Vorsicht führte man ihr „ihren Jungen“ zu. „Herr Gott!“ rief sie, „ist es wahr?“ „Ich habe Dich wieder?“ — Mehr konnte sie nicht sagen. Sie umschlangen sich schluchzend.

Damit hatte sie das Einzige erlebt, was sie noch erleben wollte. Tags darauf verbüsterte ein neuer Schlaganfall ihren Geist und einen Monat später, im Mai 1887, begrub man sie. Im Oktober desselben Jahres starb ihr ältester Sohn Fritz. Auch Wilhelms Tage waren gezählt.

Nach dem Tode seiner Mutter und seines Bruders sah Junker ein, daß das Petersburger Klima zur Akklimatisierung für ihn nicht rätlich sei. Er eilte daher nach Deutschland. Überall, wo er auch erschien, wurden ihm zu Ehren Festsetzungen in den großen geographischen Gesellschaften in Berlin, London, Paris, Wien und anderen Städten gehalten und er zum Ehrenmitglied ernannt, als einer der kühnsten und erfolgreichsten Afrika-Erforscher.

Über an alle diese und andere Ehrenbeziehungen, wer denkt daran, wenn heute von W. Junker die Rede ist? Wenn nicht sein großes Standardwerk: „Reisen in Afrika“ da wäre, womit er sich selbst ein „monumentum aere perennius“ setzte, wer würde seiner gedenken, wenn das nicht wäre. Wenn nicht die Art und Weise seiner Forschungsreisen mustergiltig wären? Wenn nicht die Art und Weise, wie er mit den Negeren, als wären sie nur große Kinder, umzugehen verstand, eine für spätere Forscher vorbildliche gewesen wäre? Wenn nicht seine großen Entdeckungen im Herzen Afrikas an den Quellen des heiligen Nils und des Congo in der geographischen Wissenschaft unvergesslich blieben? Ja, wenn das nicht wäre, dann wäre auch der Name Wilhelm Junker, wie die Namen so vieler mit Sternen und Titeln behängter und mit Festsetzungen gefeierter Personen, längst der Vergessenheit anheimgefallen.

Nicht an vergänglichen Ehren, sondern daran lag es jetzt W. Junker am meisten, seine großen, jahrelangen Forschungen in Afrika zu Papier zu bringen, damit die Nachwelt erfahre, was ihm zu finden vergönnt gewesen war.

Dem „schwer mit afrikanischen Vorbeeren beladenen Junker“ riel sein Freund und Landsmann Georg Schweinfurth ab, wegen der Akklimatisierung Italien aufzusuchen, weil er da wegen der „mangelnden Bequemlichkeiten im Winter frieren müßte.“ So kam es denn, daß Junker Tabarz in Thüringen sich zunächst zum Aufenthalt erkor, um seinen Gothaer Freunden nahe zu sein, welche sein großes Kartenmaterial zu bearbeiten hatten. Hatte doch Junker auf seinen Reisen in Zentralafrika „nicht weniger als 6250 Kilometer neue Routen zurückgelegt“, was, wie Hassenstein in den Petermannschen Mitteilungen 1889 feststellte, „in gerader Linie einer Länge von 57,2 Äquatorgraden entspricht, d. i. etwas mehr als eine doppelte Durchquerung Afrikas auf dem Parallel der Congomündung bis Sansibar bedeutet.“ Die geographische Wissenschaft, die Junker so bedeutend bereicherte, stellte ihm das Zeugnis aus: „daß das von Junker erforschte Gebiet zu den best-erforschten Teilen des afrikanischen Innern, dessen eigentliches Herzstück es auf der Karte bildet, gehört.“ — Namentlich hebt Hassenstein 1889 Junkers „minutiöse Aufnahme“ des Quellengebiets des weißen Nils als eine Musterleistung allerersten Ranges hervor.

Wie wir jetzt wissen, besteht der Bahr-el-Abiad (weiße Nil) in seinem oberen Lauf, bevor er den Nö-See erreicht hat, aus dem östlichen Bahr-el-Gebel (Bergfluß), der dem Victoria-Nyanza-See entspringt, und dem westlichen Bahr-el-Ghazal (Gazellenfluß). Letzteres Flußgebiet nun mit seinen vielen Zuflüssen durchquerte Junker mehrmals und gelangte so bis zu seinen Quellen. „Dieselben dürfen um so sicherer als endgültige betrachtet werden“, erklärt Hassenstein, der große Meister deutscher Kartographie, der in Justus Perthes' Geographischem Institut die Resultate so vieler berühmter Forscher bearbeitet hat, „da eine zur Kontrolle von mir im größten Maßstabe vorgenommene Konstruktion einer ebenso minutiösen Aufnahme (von Marno-Eupton) desselben Flusses dasselbe Resultat wie die Junkersche von 1879 ergab.“ Das veranlaßte Hassenstein zu erklären, daß ihm in seiner langjährigen Praxis noch nie ein so genau übereinstimmendes Kartenbild vorgekommen sei.

Diese für „so große Entfernungen über Erwarten günstige Übereinstimmung gereichte natürlich unserem Junker zur freudigen Genugtuung.“ Viel trug freilich Junkers System der Rundreisen dazu bei, „wobei jede zurückgelegte Schleife durch Zusammentreffen des Anfangs- und Endpunktes sich selbst kontrollierte und korrigierte.“ Hassenstein sagt daher, daß „seit Barth kein Afrikaforscher ein so sorgfältiges, vom Antritt bis zum Schluß vielsähriger Wanderungen so lückenloses Material der Perthes'schen Anstalt übergeben hat, wie Dr. Wilhelm Junker.“ — „Über Stanleys gewiß interessantes Emin-Werk bemerkt gelegentlich ein Fachmann ersten Ranges: „Karte und Text enthalten so gut wie nichts an geographischem Detail.“ — „Nichts bezeichnet treffender“, bemerkt Hevesi S. 161 dazu, „als diese Bemerkung den Unterschied zwischen dem, was man sehr gut Stanleys und Junkers Schule nennen könnte. Es ist der Gegensatz zwischen extensiv und intensiv.“

Als der Winter kam, reiste Junker nach Wien, wo er bei der Votivkirche in der Theresia-Straße Nr. 5 eine Wohnung im Hofraum, fern vom Straßenlärm, bezog. Hier lebte Junker nun wie ein Eremit, fast abgeschlossen von allem Verkehr, um mit Hochdruck an seinem großen Riesenwerk ungestört arbeiten zu können. In diesem genannten Raum entstand nun sein dreibändiges Werk: „Reisen in Afrika 1875—1886.“ (Russisch wurde das Werk von

Prof. Petri bearbeitet und erschien in St. Petersburg bei Alfred Deorient. Englisch erschien eine Übersetzung bei Chapman & Hall in London.) — Es ist ein „Standartbuch der deutschen Afrika-Literatur“, bemerkt Hevesi S. 230, „das heute neben den Werken von Barth, Nachtigall und Schweinfurth steht.“

Als Junker im Herbst 1891 mit seiner Arbeit aber zum Schluß gekommen war, — das ist bezeichnend für den Forscher — ergriff ihn Wehmut und trübselig sagte er: „Es macht mir gar keinen Eindruck; was soll ich nun beginnen?“ Und eine Stimme in seinem Innern sprach: „Bereite dich vor, deine letzte Reise ins Jenseits anzutreten.“

Auf seinen Reisen hatte er meist die gute Gelegenheit zu seinem Verbündeten gemacht, um das zu entdecken und zu erforschen, was die Vorsehung ihm vorbehalten hatte. Von Junker kann man sagen, er hatte es einsehen gelernt: es kommt doch alles anders, als man dachte. Man denkt resultatlos weiter zu wandern und erblickt zur eigenen Verwunderung, daß eine kostbare Entdeckung, sozusagen über Nacht, einem in den Schoß gefallen ist. Man glaubt am Ende seiner Reise und Forschungen zu sein und muß sich schließlich gestehen, daß die Erforschung erst bei diesem jogen. Endpunkt beginnt.

Solche oder ähnliche Gedanken wird Junker gehabt haben, als ihn die Ahnung erfaßte, daß auch er das in der Junkerschen Familie verhängnisvolle 50. Lebensjahr nicht überschreiten werde. War doch 1887 sein Lieblingsbruder der Bankier Fritz Junker im 50. Lebensjahr gestorben, und vordem, als er noch ein Kind war, sein Vater im 50. Lebensjahr dahingegangen. Auch ihm sollte es verhängnisvoll werden, denn sein Eintreffen in der Heimat, wohin er sich nun mächtig zu den Seinigen nach Petersburg hingezogen fühlte, um mit ihnen noch einmal das ihm so liebe Weihnachtsfest zu begehen, traf sich so schlecht als nur möglich für seine jetzt so wankend werdende eiserne Gesundheit, die so viele Schrecknisse glücklich überwunden hatte.

„Das Wetter war elend. Der Himmel beständig grau und trübe und Schnee und Regen wechselten ab. Wenige Tage nur bestand mäßig gute Schlittenbahn. Die Influenza wütete“ (Hevesi). Und diese tödliche Krankheit erfaßte ihn bereits im November 1891 in Petersburg in Form häufiger Wechselfieber. Dazu kam ein

Leberleiden, dann eine Geschwulst im Munde, daraus sich überraschenderweise ein Speichelstein entwickelte.

Zur Weihnachtszeit fühlte er sich etwas besser, doch das Fest, welches er bei seinem Schwager und Verleger seiner russischen Ausgabe auf Wassili-Ostrow, Devrient, verbrachte, verlief weniger fröhlich als traurig, da er sich nichts weniger als wohl fühlte. Da im Januar 1892 wurde es Allen klar, trotzdem die Ärzte „mit begreiflicher Teilnahme ihr bestes Können zur Verfügung stellten“, daß hier alle menschliche Hilfe vergeblich sei, denn die Influenza nahm einen tödlichen Charakter in ihren Folgeerscheinungen an.

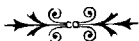
„In der liebevollen Pflege seiner Schwester Julie (Devrient), die ihm schon in der Kinderzeit besonders nahe gestanden, sollte er seine Augen schließen.“ Am 1./13. Februar 1892 hatte Wilhelm Junker seinen Geist ausgehaucht und am 4./16. bettete man seine irdische Hülle neben die seiner Mutter. —

„Ach, es war ein gar zu trauriger Gang mit dem lieben, prächtigen Menschen dort hinaus, wo unter dem Schnee die gefrorenen Erdschollen mit Gewalt entfernt werden mußten, um ihm den Eingang zur kalten, ewigen Ruhe zu gewähren“, heißt es in einem der vielen Nekrologe, die nun erschienen. „Wenn auch kein Trost, doch wohlthuend war uns die große und warme Teilnahme weiter Kreise, wie sie sich in dem endlosen Trauerzuge, in dem Berge frischer Blumenkränze äußerte, die das Grab bedeckten.“

Auf dem Sarge standen die Worte: „Der Tüchtige sieht in jedem Soll ein Muß, und Zwang als höchste Pflicht ist ihm die Wahrheit!“ — Diese Worte Grillparzers charakterisieren trefflich Junkers Erdenleben.

„In der Wertschätzung des Verstorbenen als Menschen begegnen sich unsere Ansichten“, schrieb Wichmann an Hähnel, „ebenso wie in seiner Würdigung als Reisenden und Geographen. Er war einer der seltenen Menschen, an dem absolut kein Falsch war!“ — Er hat zu den führenden Geistern gehört, denen die Menschheit immer ihre Fortschritte, wo auch immer, verdankt. Sein Leben war dem selbstlosen Dienst der Wissenschaft geweiht, zu deren hervorragenden und heldenhaften Vertretern er gehörte. Sein Name steht in goldenen Lettern in den Annalen der Wissenschaft als der Entdecker der Quellen des heiligen Nils! Und er war unser, können wir hinzufügen, die

wir zu so vielen großen Erforschern und Entdeckern die Ehre haben emporblicken zu können, — wie zu Adam v. Krusenstern, Otto v. Kozebue, Fabian v. Bellingshausen, Graf Ferdinand Lütke, Baron Ferdinand v. Wrangell, Karl Ernst v. Baer, Gregor von Helmersen, Theodor v. Middendorff usw., zu denen sich auch Wilhelm Junker gesellt.



Der Schmied vom Eiland.

Von Manfred Ryber.*

Auf einsamer Insel in brandender Flut,
da stand ein Mann vor der lodernden Glut,
ein Mann von Eisen mit eiserner Hand
und ward der Schmied vom Eiland genannt.
Der sah keinen Menschen tagein, tagaus,
nur der Nordwind heulte ums düstere Haus.
Er schmiedete Schwerter scharf und rein
und schmiedete all seinen Haß hinein.
Sei! Klang der Hammer und spritzte die Glut!
Und er dachte an nichts, als an Blut — an Blut.
Und war ein Richten und Krieg im Land,
dann kamen sie vor die Schmiede gerannt
und holten die blanken Schwerter fort,
die Krieger von hier und die Henker von dort.
Mit denen war er auf du und du
und gab ihnen all seinen Fluch dazu.
Doch einmal, als nirgend ein Morden war
und der Nordwind schwieg und die Nacht war klar —
da kam ein Mädchen, so fein wie Wachs.
und hatte Haare so blond wie Flachs.
Huh! starrte der Schmied vom Eiland sie an:
Was sucht ein Mädchen bei solch einem Mann?
Willst du ein Schwert, mit Flüssen gemacht,
deinen Liebsten zu würgen um Mitternacht?
Sie sagte leise: ich will kein Schwert.
Und setzte sich still zu ihm an den Herd.
Ich will kein Schwert, keinen Fluch dazu.
Denn ich bin zu jung und zu jung — bist du!
Da neigte er traurig die finstere Stirn:
Was willst du denn sonst, du dumme Dirn?
Und sie — bog den feinen Kopf zurück:
Schmied vom Eiland, schmiede mein Glück!!

*) Der Schmied vom Eiland. Gedichte. Neue Folge von Manfred Ryber. Berlin 1908. Deutsches Verlagshaus Vita.

Wesen und Aufgabe des Elementarunterrichts.*

Von

C. Hörschelmann.

er Herr Vorsitzende der Elementarunterrichts-Sektion ist so unvorsichtig gewesen, das Referat über den Elementarunterricht in meine Hände zu legen. — Diese Aufgabe hätte eine Persönlichkeit erfordert, welche bedeutend größere Erfahrung, eine Erfahrung in großem Stil aufzuweisen imstande wäre, als ich, der nicht so aus dem Vollen schöpfen kann wie solche Leute, welche in jahrelanger Arbeit an vollen Elementarschulen beschäftigt waren. Wenn ich es trotzdem nicht glaubte abweisen zu dürfen, so geschieht dieses, weil eine jahrelange Beschäftigung mit den einschlägigen Fragen mir wenigstens eine Übersicht gestattet über die Ziele des Elementarunterrichts und die praktische Pflicht Stellung zu ihnen zu nehmen mehr als einmal an mich herangetreten ist. Ist der Elementarunterricht doch der weitaus interessanteste von allen Unterrichtszweigen, und weil er an der Quelle geistigen Erwachens steht und seine Strahlen allen Unterrichtsstufen spendet, ist er auch der wichtigste Unterricht. Er ist das Fundament der größten Geisteswissenschaften; ja jedesmal, wenn im Laufe des Unterrichts etwas Neues, ein neues Fach, eine neue Anschauung, ein neuer Begriff auftritt, kann dieses nicht anders geschehen als auf den vom Elementarunterricht gebahnten Wegen.

Im Elementarunterricht liegen die Wurzeln, die Kraft des Unterrichts überhaupt, denn der Elementarunterricht will gerade die Anfänge des Wissens setzen, und wenn Goethe sagt, „daß der

*) Vortrag auf dem 2. haltischen Lehrertage. August 1908.

Hauptvorzug des Menschen nur darauf beruht, in wiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß“, so ist gerade dieses, die Behandlung und Beherrschung des Stoffes das Hauptproblem, mit welchem sich der Elementarunterricht befaßt. Es ist mir lange unbegreiflich gewesen, daß dieser enorm hohe Wert des Elementarunterrichts vor den Augen so vieler Gebildeter, ja hervorragender Gebildeter, so lange verhüllt erschien. Und doch, die Geschichte des Elementarunterrichts gibt dazu eine gewisse Berechtigung, denn er selbst hat Wandlungen durchgemacht, und ist erst allmählich auf die Höhe gelangt, von welcher ein Deutscher wie Hildebrand sagen kann: „Man fühlt es, daß der Elementarunterricht jetzt der Glanzpunkt unsres Volksschulwesens ist, bewundert von den Ausländern.“ Man meinte nämlich so: der Anfangsunterricht beschäftigt sich mit den untergeordnetsten Dingen, dazu ist doch nun nicht allzuviel nötig. Was tut denn der Elementarunterricht? Er lehrt ja doch nur Lesen, Schreiben, Rechnen, gibt die Anfangsgründe in der Religion, d. h. ein wenig biblische Geschichte und Katechismus, lehrt einige Sprüche — und das ist alles. Also, die verhältnismäßige Kleinheit der Fächer, das Geringe des Stoffes bildet zum Teil noch bis heute den Gesichtspunkt, nach welchem das Vorurteil über den Elementarunterricht gestaltet wurde. — Der Name Elementarunterricht stammt von *Ночов* und hat bezeichnen sollen die unterrichtliche Behandlung der Elemente des Wissens, die Zubereitung der Bausteine zu dem großen Bau menschlicher Erkenntnis, die in kleineren oder größeren Zügen, in geringem oder weitem Umfange allen Staatsbürgern zugänglich gemacht werden soll. Der Blickpunkt orientierte sich also am Stoff des Wissens. „Teile, und du wirst herrschen“ jener den Elementarunterricht charakterisierende Unterrichtsgrundsatz bezieht sich vollkommen auf den Gegenstand, welcher dem lernenden Geiste des Schülers herangebracht werden soll; der Stoff selbst gibt dem Leser die Einteilung an die Hand, und wenn es sich um ein erstens und zweitens und drittens beim Lernen handelt, so ergibt sich das aus den Bestandteilen des vorliegenden Unterrichtsstoffes. Diesen so behandeln, daß er bei allen seinen Teilen zur richtigen Erfassung kommt, so unterrichten, daß man den im Stoff gegebenen Inhalt folgerichtig, seinen Zusammenhängen nach, die aus dem Stoff ersichtlich sind, entwickelt, das war die ursprüngliche Meinung des

Elementarunterrichts; und das war nicht möglich ohne sorgfältige Zergliederung des vorliegenden Unterrichtsgegenstandes. Ihm ging man nach, seinen Schritten folgte man; was von der Wissenschaft systematisch festgelegt war, begleitete man im Rahmen des Systems, in welches die Kinder allmählich hereinwachsen mußten, und das höchste der Wissenschaft — die Definition — diente als fertiges Resultat, von dem jederzeit ausgegangen werden konnte, ohne den mühseligen Weg, der zur Definition, zum Lehrsatz geführt hatte, den Kindern zumuten zu können. Nachgehen aber und Mitgehen heißt auf griechisch — Methode. Der Elementarunterricht mußte methodisch sein, Methode und Elementarunterricht verwuchs zu einem korrelaten Begriff, und zwar nur der Elementarunterricht, denn die höheren Schulen hatten es ja nicht mehr mit den Elementen zu tun, die Methode konnte hier entbehrt werden.

Gestatten Sie mir ein Beispiel. Wissenschaftliche Arbeit hatte einmal festgestellt, daß die Elemente in der Sprache folgende Buchstaben nicht im Alphabet zum Ausdruck kommen in der bekannten Reihenfolge A, B, C, D usw. Laute sind Elemente, sie gehören mithin in den Elementarunterricht, also das Kind muß lernen a, b, c, d. Diese Wissenschaft hat diese Buchstaben als Namen für Laute ein für alle Mal festgestellt; die Lippenlaute lauten demgemäß auf e, welches bald vor- (f, m, n), bald nachgestellt wird (b, p, w); be + a mußte bea lauten. Hier nun tritt die Definition in Kraft: das Resultat ist dem Kinde ohne Vermittlung beizubringen — b + a ist ba. Sie sehen, es richtet sich beim Elementarunterricht hier alles nach dem einmal feststehenden Stoffe, seine Elemente entscheiden, er gibt das Prinzip aus, nach welchem der Lehrer fortschreiten soll. Und so auf allen Gebieten des Elementarunterrichts. Es ist vorgeschrieben, also so ist nachzuschreiben — die Regel beim Rechnen ist folgende — also danach hat sich das Kind zu richten; das Gebot heißt so: also ist es zu lernen und aufzusagen. Der Unterricht lehrt die Elemente, deswegen heißt er eben der Elementarunterricht. Sind nicht auch unter uns noch einige, die diesen Elementarunterricht genossen haben? Ich gehöre zu denen, und weiß mich noch recht wohl zu erinnern, daß ich meiner lieben Mutter Haare vor Verzweiflung zu Berge trieb, als ich konstant der Meinung blieb, a + be sei nops. Ist es mir doch wie heute, daß ich das Vorgehen beim Subtrahieren

lernte und mich üben mußte 8 mit einem Borgpunkt für eine 7, 7 mit Borgpunkt für eine 6 usw. anzusehen; und welche Betrübnis umfieng mich, als ich ein Wort in der Schreibvorlage nicht verstand, nach der Bedeutung fragte und die Antwort erhielt: ich wag nicht, du sollst jetzt schreiben. Und das waren doch kaum nennenswerte Leiden gegenüber denjenigen, welche in früheren Zeiten das halbe Jahr lange Erlernen des Buchstabierens hervorbrachte. So viel war man zur Zeit meiner Kindheit schon weiter gekommen. Aber es sollte eine Zeit kommen, welche einen totalen Umschwung in der Anschauung über Elementarunterricht brachte, welche alles umwälzte, trotz ängstlicher Bedenken und Beteuerungen, das Alte wäre viel besser, das Neue sei Spielerei. Diese Revolution griff wie in das Innere eines Sackes, um ihn ganz und gar umzuwenden. Kein Zeitpunkt ist anzugeben, da dieses geschah. Mit elementarer Gewalt brach sie sich Bahn, zunächst als Unterströmung, bald als Theorie, hier und da bereits versucht als Praxis.

Zunächst sind es die anbahnenden Ideen dreier hervorragender Schulmänner, welche über einen weiten Zeitraum zum Teil still hinübergewirkt haben: Amos Comenius, Rousseau und Pestalozzi. Sie haben das Prinzip der Naturgemäßheit als maßgebend erachtet und damit sagen wollen: Seht, wie die Natur langsam, allmählich, zweckentsprechend, ohne Sprünge eine Periode aus der andern folgerichtig entwickelt, so muß man unterrichten — so Comenius. Laßt die Seele des Kindes ihren eigenen Weg gehen, den Weg, den die Natur selbst einschlägt; Kultur verdirbt, ureigenste Entwicklung allein fördert, laßt wachsen, was wächst, es kann nur gut werden — so Rousseau. Erzieht die Kinder, indem ihr ihre Natur beobachtet, und diese entwickelt durch Anschauung und Beispiel zu selbständigem Denken — so etwa Pestalozzi.

Den Durchbruch nach außen vollzog die Bearbeitung der Pädagogik durch die Wissenschaft der Psychologie. Wenn es seit Herbert und Benedek, bis Wandt und Ziehen, Rehmke, Reichmüller so ganz anders geworden ist mit dem Elementarunterricht, so liegt es daran, daß mit den Untersuchungen der psychologischen Probleme das Kind plötzlich als eine psychologische Einheit vor dem überraschten Pädagogen stand, der in ihm viel größere Probleme gewahrte, als vorhin in der Behandlung des Unterrichtsstoffes. Nicht die wissenschaftlichen Dispositionen dieses

Stoffes schienen mehr die Maßstäbe des Lehrverfahrens zu bilden, die Seele des Kindes selbst und ihre Tätigkeiten, der Fortschritt der Seelengebilde, die psychologischen Gesetze über die Vorstellungen und Begriffe übernahmen die Führung bei der Durchaderung des Unterrichtsstoffes. Nicht wissenschaftliche Analyse des Unterrichtsstoffes, sondern vielmehr Analyse der Seelengebilde, nicht mehr Stufen nach den betreffenden Absätzen der vorliegenden Aufgabe, sondern Stufen nach den Funktionseinheiten der Psyche — so stellte sich die Methodik des Unterrichts, vor allem die Methode des Elementarunterrichts in den Dienst der Geisteskultur, und stellte die unerbittliche Forderung, nunmehr in erster Linie die Bewegung des kindlichen Geistes unter Beobachtung zu stellen. — War es nach Herbart die Psychologie des erwachsenen Menschen, die dem Unterricht zugrunde gelegt wurde, — und in der Tat ist die kindliche Psychologie ja nur wie ein Mikrokosmos, der aus dem Makrokosmos der entwickelten Seele einigermaßen übersehen werden kann, — so mußte in der Folge doch der Seele des Kindes selbst näher getreten werden, und das geschah im Laufe der letzten Jahrzehnte namentlich in England, Nordamerika und Deutschland. Namen wie Sigismund und Preyer, der seinen Sohn schon von der ersten halben Lebensstunde an zu beobachten begann und ein außerordentlich interessantes Buch: „Die Seele des Kindes“ veröffentlichte, — Sully, Compayre, Tracy und Stimpfli und neuerdings Stanley Hall sind für den modernen Elementarlehrer wichtige Merkzeichen, die nicht mehr zu übersehen sein dürften, und die in den Resultaten dieser Arbeiten, die in den Fachzeitschriften besprochen werden, enthaltenen Forderungen werden von ihm nicht mehr abgewiesen werden können. Ich halte es allerdings für verfrüht, die 1902 erschienene, von Stanley erhoffte ideale Schule, gegründet auf die Kinderforschung, als einzig mögliche Elementarschule zu empfehlen; aber sie ist sehr lerreich, weil die psychologische Unterlage, die ihr zugrunde liegt, recht konsequente Resultate darbietet. Die Beschäftigung mit der Psychologie brachte es mit sich, daß eine ganz neue Auffassung von der eigentlichen Domäne des Kindes, von dem Spiel, entstand. Man erkannte das Spiel als einen eminent wichtigen Faktor in der Geistesentwicklung des Kindes, einen durchaus ernst zu nehmenden Faktor seines Seelenlebens, welcher dem gesamten Denken, Wollen und Handeln

des Kindes ein unerreichbares Feld selbständigster Tätigkeit anweist. Für den Psychologen vermischt sich der Unterschied lebensvollen Schaffens und Spielens, weil er auf die Funktion selbst und nicht auf das Resultat sieht; und der psychologisch geschulte Lehrer erkennt die Fäden, welche vom Spiel zur sogen. ernstern Geistesarbeit hinüberreichen und den allmählichen Übergang ermöglichen.

Der Elementarunterricht sieht sich solchergestalt nicht mehr einem leeren Gefäß gegenüber, welches mit Inhalt zu füllen wäre, ein System lebensvoller Seelengebilde vielmehr sieht er vor sich, das er ausgestalten und entwickeln soll. Der Elementarunterricht ist der Garten, in welchem das Kind, — wie Alban Stolz einmalt sagte, das „Menschengewächs“ zum Keimen gebracht werden soll, und zwar nach allen Seiten der seelischen Erscheinungen. Da ist es vor allem der geheimnisvolle, im Kinde so besonders interessante Vorgang der Empfindung, jener Augenblick, da die Außenwelt durch Vermittlung der Nervenleitungen die Seele erreicht und zur Vorstellung wird. Daß dieser erste Akt jeglichen Erfassens des herangebrachten Stoffes ohne Störung vor sich geht, ist als zweite Seelenbewegung, das Interesse, durchaus von nöten, denn nur das wird wahrgenommen, was irgendwie von Interesse ist, sei es daß es Lustgefühle erregt, wie das das Normale sein soll, sei es daß es unter Umständen Unlustgefühlen auszuweichen sucht, wie sie Tadel und Strafe mit sich bringen. Ist die Empfindung in Begleitung des Interesses vor sich gegangen, erst dann kann von einer Wahrnehmung und Anschauung die Rede sein, die in einer Erkenntnis gipfeln. Das hat aber selbsttätig vor sich zu gehen, denn der Geist arbeitet selbst, — das ist die Forderung des psychologisch gegründeten Elementarunterrichts.

Wie macht er das? Die Antwort darauf ist zugleich eine Erklärung dessen, was wir überhaupt eine Erkenntnis nennen.

Wie die uns umgebende Luft in 2 Elemente zerlegbar ist, so besteht jede Erkenntnis in uns aus mindestens 2 Elementen, welche unter irgend einem Gesichtspunkt, oder wir können auch jagen Kategorien zu einer Einheit verbunden werden, z. B. die Erkenntnis sei 12. — Welches sind die Elemente? Verschiedene, je nach dem Gesichtspunkt: der Addition, Subtraktion, Multiplikation oder Division, oder z. B. Gott ist gut — Gesichtspunkt der Eigenschaft.

Nun, die Elemente liegen in einzelnen Anschauungen oder Vorstellungen, — wo kommt der Gesichtspunkt her? Den schafft die Seele, so sie die Elemente interessieren, selbst herbei, wenn der Lehrer nur einigermaßen gewandt ist. Der Geist stellt also eine Erkenntnis her, wenn er die dargebotenen Elemente — wir können auch sagen Beziehungspunkte — unter einem von selbst gewählten oder auf ihn hingewiesenen Gesichtspunkt zu einer Einheit vereinigt. Er hat dann eine Vorstellung, wenn der Gesichtssinn mitspielt, oder einen klaren Begriff, wenn das reine Denken in Betracht kommt. — Es sind also beim Zustandekommen einer jeden Erkenntnis Empfindung und Interesse immer dabei, und in diesen drei seelischen Funktionen haben wir die Grundform des gesamten seelischen Organismus in derjenigen Region, welche das alles aufnimmt, was von außen her an die Seele herankommt: in der Region des durch Sinneswahrnehmungen zur Erkenntnis führenden Unterrichts. Es gibt natürlich noch eine andere Region der Seele, wo die gewonnenen Erkenntnisse zu Motiven selbständiger Handlungen werden, indem sie von einem zur Tat treibenden Interesse begleitet werden und in irgend einer Handlung gipfeln, die wiederum, wie die Empfindung, sich der Nervenzentren und Nervenleitungen bedienen muß. Dieses ist die Region der zu sittlichen Handlungen führenden Erziehung, welche wir hier nur streifen wollen, um zu zeigen, daß es wesentlich dieselben Funktionen sind, die oben wirksam waren, nur in rückläufiger Bewegung. So arbeitet der Geist des klügsten Professors wie des kleinsten Kindes, dessen Funktionen überhaupt schon zu einer gewissen Selbständigkeit erstarkt sind. Der Lehrer kann hinsichtlich der ersten Region nur zweierlei tun: 1) er kann Beziehungspunkte hinstellen und 2) er kann durch Vergleiche und Analogien zu Gesichtspunkten hinweisen, und insofern dieses erstmalig geschieht, und noch dazu an Stoffen, die grundlegend sind für sämtliche Geisteswissenschaften sowohl als für Erreichung eines jeglichen abgeschlossenen Bildungszieles, nennen wir diesen Unterricht — Elementarunterricht. Sein Wesen besteht in der Leitung des Kindes zu selbständig erarbeiteten Erkenntnissen, indem er die geistigen Funktionen in ihren naturgemäßen Weg eingewöhnt und mit Hilfe gewisser Unterrichtsstoffe, anknüpfend an

das im Kinde bereits vorhandene, oft reiche seelische Leben, diesem Kinde eine ausreichende Grundlage bietet, um die umgebende Welt einheitlich überschauen und seine Beziehungen zu ihr und zu Gott wirkungskräftig und bewußt erleben zu können.

Welches sind diese Stoffe? — Nicht durch Auswahl finden wir sie. Auch dürfte es dem modernen, wissenschaftlich eruiierenden Elementarunterricht gleichgültig sein, was traditionell als Stoff bisher gedient hat. Der psychologisch orientierte Elementarunterricht fragt zunächst, welche Bildungsgrundlagen schafft die Seele selbst herbei? Und da ist es vor allem die das ganze seelische Leben bis zu den höchsten Höhen der Religion, Kunst und Wissenschaft umfassende Sprache, ohne die es keine Geisteskultur auf Erden geben würde. Mögen die Tiere auch in den Gebieten des Sinnenlebens für einander verständliche Lauteäußerungen besitzen, Sprache ist das Königsgewand der menschlichen Seele, die Krone ihres geheimnisvollen Schaffens, der Urquell ihrer sozialen Bedeutung. — „Alle Veranschaulichungsmittel, so sagt Oswald Förster, auch die vortrefflichsten, und alle Exkursionen sind oft nur Blendwerk und Zeitverschwendung, wenn es dabei an der Veranschaulichung durch die Sprache fehlt, wenn es der Lehrer unterlassen wollte, die sprachliche Ausdrucksweise so anschaulich und verständlich zu gestalten wie möglich. Es wäre ganz verfehlt, wollte man Kinder, die täglich draußen herumlaufen, oder die bei der Feldarbeit behülflich sein müssen, wöchentlich während der Schulzeit hinausführen, um ihnen Felder und Feldfrüchte zu zeigen oder die Namen der Blumen und Gräser vorzusagen. Viel, viel notwendiger und ebenso interessant ist es, sie in dem Wundergarten ihrer eigenen Sprache umherzuführen und an der eigenen klaren Darstellung der Gedanken die Klarheit der kindlichen Sprache zu entzünden.“ Und bei Otto Ernst lesen wir: „Es ist höchst bezeichnend, daß wir die Sprache immer nur als Mittel bezeichnen, unsre Gedanken auszudrücken (oder zu verbergen, je nachdem). Das ist vollkommen falsch. Die Sprache ist ein Mittel, alles auszudrücken. Die Sprache malt trotz einem Maler, sie musiziert trotz einem Musiker, sie formt trotz einem Bildner. „Man hat noch nicht zur Genüge erkannt, daß jeder leise Wechsel im Klange der

Stimme, im Tempo, in der Kraft, im Rhythmus der Rede der Ausdruck eines Bewußtseinsvorganges sein kann.“ Die Sprache ist „ein gemaltes, geformtes und gesungenes Weltall“ (O. Ernst, Vom mündlichen Vortrag. Balt. Frauen-Zeitschr. 1. Jahrg., Juli-Heft 1906/7).

Sprachunterricht lautet demnach die erste Disziplin des Elementarunterrichts — natürlich nicht Grammatik. Grammatik ist das wissenschaftliche System der Sprache, — aber wenn Sie wollen induktive Grammatik, Entwicklung des Sprachgefühls in der richtigen Ausdrucksweise in unmittelbarer Anknüpfung an die Mundart der Schüler. Die Sprache offenbart das Seelenleben des Kindes, also muß dem Kinde soviel von diesem Innenleben bewußt gemacht werden, daß es den Gedanken fassen lernt, sein Denken, Wollen und Fühlen in die richtige sprachliche Form zu kleiden. Ein Teil des Sprachunterrichts, und zwar der wichtigste zunächst, wird also darin bestehen, zu sprechen, und da man mit Kindern ja nie um Stoff verlegen wird, so wird diese sozusagen ungezwungene Unterhaltung nicht nur die Sprache fördern, sondern das Verhältnis von Lehrer und Schüler vertrauensvoll gestalten.

Die Sprache tritt aber nicht nur als Sprechsprache, sie tritt auch als Schriftsprache auf. Auch in diese muß naturgemäß das Kind eingeführt werden. Man wird ihm vorlesen und dasselbe an die Reproduktion des Vorgelesenen gewöhnen müssen. Aber noch mehr; die Schriftsprache hat ein sichtbares Gewand und das ist keine rein psychologische Funktion mehr, das ist Technik und zwar eine doppelte. Unterscheidet sich doch in der Sprache im Ganzen das Gebiet des Gesprochenwerdens von dem Gebiet des Verstandenwerdens. Hat die Sprache ein Gewand, so muß dieses beide Gebiete decken. Zwei technische Leistungen sind mithin erforderlich, und diese treten als Lesen und Schreiben in den Unterrichtsplan.

Somit haben wir bereits drei Seiten des Sprachunterrichts, die in gegenseitiger Durchbringung doch Spezialübungen erfordern, da ihre Ausführungen drei verschiedenen motorischen Regionen angehören. Ihren Ausgangspunkt aber müssen sie selbstverständlich alle vom psychologischen Inventar des Kindes aus nehmen. Das Lesen muß ausgehen von den in der Sprache bereits produzierten Lauten, die als Sprachelemente dem Kinde noch garnicht zum

Bewußtsein gekommen sind. Damit dieses geschehe, muß eine induktive Phonetik die Brücke vom Ganzen des Sprechens zu den Lautelementen schlagen. Der Leseunterricht muß demnach auf phonetische Grundlage gestellt werden, mit dem Ziel, daß das zu lesende Wort als Ganzes in das Bewußtseinsgebiet eingestellt werde, so daß er nicht bei Lautbildern bleibt, sondern daß auch in der lesenden Kinderseele die Lautelemente wieder verschwinden und das Wort sich als die zu erzielende Erkenntnis, in welcher die Lautelemente als Beziehungspunkte unter dem Gesichtspunkt der inneren Kontinuität des Klanges eine Beziehungseinheit bilden, darstellt. Auch das Schreiben greift zurück auf den seelischen Bestand in der motorischen Region. Das Kind hat schon vorher in Zeichnungen das zu Tage zu fördern versucht, was als Anschauungsreiz sein Interesse erfüllt hat. Es hat gekritzelt und dargestellt und im Spiel ein tiefes Verständnis für Symbolik gewonnen. Eine ihm neue Technik tritt hinzu, um ihn dasjenige symbolisieren zu lehren, was es sprachlich besitz. Darin stimmt das Prinzip des Lesens und Schreibens durchaus überein. Das Schreiben verlangt nur die motorische Technik des Wortzeichnens, während das Lesen dem sensorischen Gebiet angehört. Da gilt es denn auch die Elemente der Schrift klarzustellen, die Grundstriche meinetwegen als Soldaten, die Haarstriche als Schleppen oder Schnüre oder einerlei wie zu bezeichnen, um zu demselben Ziel zu gelangen. Das identische Prinzip beider legt es nahe, das Lesen und Schreiben gleichzeitig zu üben und vom Lesen der Schreibschrift auszugehen, wie es denn auch in der Durchführung der jetzt allgemein üblichen, hier nicht näher zu erörternden, weil als bekannt vorausgesetzten Normalwörtermethode geschieht.

Indem wir Sprechen, Lesen und Schreiben unter den Gesamtbegriff Sprachunterricht zusammenschließen, sehen wir in ihm die Hauptaufgabe des Elementarunterrichts, als direkt seinem Wesen entspringend.

Als wir vorhin von den seelischen Funktionen sprachen, beobachteten wir nicht, daß es noch etwas in der Seele gibt, was nicht mit ihren Funktionen verwechselt werden darf. Das ist das Bewußtsein, ein Zustand, welcher unsrer Seele anhaftet wie Helligkeit dem Feuer. Nach den sehr scharfsinnigen Untersuchungen des viel mehr Geltung verdienenden einstigen Dorpater Philosophen

Teichmüller, ist das Bewußtsein nicht zu verwechseln mit Erkenntnis, weil es an der Intensität sämtlicher Funktionen teilnimmt, ja die Intensität derselben selbst darstellt. Daß ich empfinde, denke, will, fühle — ist mir unmittelbar bewußt und entzieht sich jeglichem Erkenntnisbeweise. Teichmüller aber ist es auch, der zum ersten Male aufgezeigt hat, daß zu allem Funktionsbewußtsein und dem Ich oder Selbstbewußtsein bei allen Menschen auch ein Gottesbewußtsein hinzutritt, es sei dieses geartet wie es wolle. Dieses Gottesbewußtsein will auch geweckt und genährt sein und die Elemente des persönlichen Lebens, d. h. die Funktionen, wollen in Beziehung zu diesem Gottesbewußtsein gesetzt werden.

Daraus entspringt für den Elementarunterricht eine weitere Aufgabe, die des Religionsunterrichts. Auch hier gilt es den seelischen Befund auskaufen, entwickeln, verselbständigen, und zwar auf demselben Wege, den die Psychologie nachgewiesen hat. Sinneswahrnehmungen sollen auch hier den Reiz abgeben und die seelischen und motorischen Bahnen erregen, das Kind zu religiösen Erkenntnissen und von da aus wieder zu religiösem Tun leiten. — Die neueren Bearbeitungen der Kinderpsychologie haben auch ein Kapitel: das Kind und die Religion, so Sully in seinen Untersuchungen über die Kindheit und neuerdings T. Lay in seiner Experimentellen Didaktik. Letzterer sagt: „Solange die Methodik des Religionsunterrichts die Tatsachen der Kinderpsychologie nicht beachtet und die Erforschung der religiösen Vorstellungen und Gefühle der Kinder nach ihrer Art und Entstehung nicht weiter verfolgt, wird er auch weiterhin methodische Fehler begehen und das religiöse Interesse schädigen.“ Dieses ist alles sehr wichtig in Bezug auf die Art und Weise, wie der Stoff an das Kind herangebracht werden soll. Wir sollen als evangelische Christen zwar nicht meinen, daß das Gottesbewußtsein nach diesem seelischen Befunde und gar der Stoff des Religionsunterrichts darnach zurechtgestutzt werden soll. Die Nahrung des Gottesbewußtseins findet der Christ nur in dem mit supernaturalen Kraft ausgerüsteten Worte Gottes, wie sie in demjenigen wirksam ist, der sich ihm unterstellt. Und diese Nahrung müssen wir auch so früh wie möglich dem Kinde bieten. Ich möchte allerdings keinen andern elementaren Religionsunterricht empfehlen, als die eingehende Besprechung biblischer Bilder. Das sind die dem Kindesalter natür-

lichen Sinneswahrnehmungen neben einfachem Geschichtenerzählen, doch schneide ich damit auch eine methodische Frage an, die nicht hierher gehört. —

Die Seele des Kindes, — und ich verweise an dieser Stelle auf das soeben erschienene vorzügliche Buch von Gertrud Bäumer und Eili Droescher: Von der Kindesseele, Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie — die Seele des Kindes enthält aber noch weitere Ansätze, die als bewußte Funktionen auf der Stufe des Elementarunterrichts sehr bald in Angriff genommen werden können. Während der Religionsunterricht ein Stück des personalen Bewußtseins zu entwickeln unternimmt und der Sprachunterricht die wichtigste Lebensäußerung im Gebiete der handelnden Funktion kultiviert, muß auch die Erkenntnisfunktion zu ihrem Recht kommen. Sie ist ja schon vor jedem Unterricht in steter Übung gewesen, sie hat längst ihre charakteristische koordinierende Kraft in unzähligen Fällen bewiesen, nur ist sie naturgemäß arm an Beziehungspunkten und sehr ungeschickt in Bezug auf Gesichtspunkte. Es ist klar, daß hier eine dritte Aufgabe des Elementarunterrichts vorliegt, diese Armut zu heben. Dazu muß er sich des Wesens der Erkenntnis bewußt werden. Um Beziehungspunkte ist er nie verlegen, denn diese strömen und fluten ja aus der Umwelt des Kindes in Massenhaftigkeit herbei, aber das Kind steht dieser Menge zum größten Teil verständnislos gegenüber, weil die Gesichtspunkte zur Bildung der Erkenntnisse fehlen. — Auf welchem Wege kann der Elementarunterricht dieses erreichen? Doch nur wieder aus dem psychologischen Befunde selbst, welcher die Entstehung einer Erkenntnis anzeigt. Aus der einfachsten Art der Erkenntnis, nämlich bei Vorhandensein von nur 2 Beziehungspunkten — wir wollen sie a und b nennen — springen sofort 3, sozusagen Urge Gesichtspunkte oder Kategorien ins Auge: 1) a kann gleich b sein, dann ist das die Kategorie der Identität; oder 2) a ist verschieden von b, — dann ist das die Kategorie der Kontradiktion, und schließlich 3) a und b stehen zu einander in irgend einem Verhältnis, — dann ist das 3. die Kategorie der Koordination. — Die ersten beiden Kategorien erkennt der Geist durch Vergleichen, die letzte durch Untersuchen, und diese beiden seelischen Tätigkeiten sind zwecks selbständiger Erfassung der Unterrichtsobjekte in steter Übung zu erhalten. —

Dazu dient ein Fach, dessen Namen zu einem terminus technicus geworden ist, wiewohl dieser Name nicht ganz stimmt. Man nennt es — „Anschauungsunterricht“, während man es richtiger Erkenntnisunterricht oder Denkunterricht nennen müßte. Die Funktion der Empfindung als Ausgangspunkt jeglicher Belehrung erfordert allerdings eine absolute Anschaulichkeit des Unterrichts, und in dem Sinne sind alle Fächer zunächst Anschauungsunterricht, aber gemeint ist doch eben die auf dem Grund der Anschauung erwachsene Erkenntnistätigkeit, was in vielen Elementarpraktiken leider aus den Augen gelassen wird.

Zunächst ist also der Vergleich ein unerseßliches Unterrichtsmittel für den Elementarunterricht. Hier liegen die Elemente des Unterscheidungsvermögens und jeglicher Kritik und Einsicht in die uns umgebende Welt. Das Untersuchen aber ist eine ewig reizvolle Erfinder- und Entdeckertätigkeit, das lebendigem Schaffen gleichkommt, das Grundprinzip alles wissenschaftlichen Denkens, dessen zarte Keime der Elementarunterricht hier zu setzen hat.

Die natürlichsten und wertvollsten koordinierenden Kategorien sind ja wohl erfahrungsmäßig die der Zeit, des Raumes und der Bewegung, und also Einführung und Übungen in zeitlich sich entwickelnden, räumlich sich gestaltenden und in Bewegung befindlichen, als Grund und Folge zutage tretenden Erscheinungen ist die dritte Aufgabe des Elementarunterrichts. Alles zeitlich bedingte zählt man zur Disziplin der Geschichte. Die Umwelt des Kindes ist geschichtlich geworden, also die schönsten Erzählungen der heimischen Geschichte sollen Gegenstand des Elementarunterrichts sein! Alles räumlich bedingte gehört in die Disziplin der Geographie. Diese setzt eine ganze Reihe spezifischer Begriffe voraus, und besitzt eine Reihe von Veranschaulichungsmitteln, die dem Kinde nicht ohne weiteres verständlich sind. Mithin hat als Propädeutik der Geographie die Heimatkunde ihre richtige Stellung im Elementarunterricht und leitet zur Geographie der Heimat über, die geographischen Begriffe entwickelnd und in das Verständnis der Veranschaulichungsmittel einführend. Nur darf bei allem dann der dritte Gesichtspunkt, die in der Bewegung sich zeigende Ursache und Folge nicht fehlen, denn hier ruht das eigentlich Denkbildende im selbständigen Erschließen. Einen richtigen

Schluß ziehen, das sollte als höchstes Ziel der Erkenntnistätigkeit vorschweben und die damit verbundene subjektive Sicherheit ist immer das Zeichen eines klaren Kopfes gewesen. Nun gibt es aber nur eine einzige Wissenschaft, welche absolut sichere unerbittliche Schlüsse zu ziehen vermag, weil sie keiner andern Hilfsmittel bedarf, als ausschließlich der Erkenntnisfunktion, während alles andre Wissen von den übrigen Seelenfunktionen und von der ganzen Weltanschauung der Persönlichkeit abhängig ist. Kein Vorteil, kein Nachteil, kein daraus entstehendes Unglück, kein gegenseitiges Interesse, keine Liebe, kein Haß, keine Sympathie, keine Antipathie ändert etwas am 1 mal 1 oder am Pythagoräischen Lehrsatz. Darum muß aber auch der Elementarunterricht auch diese rein erkenntnismäßige Bewegung im Gebiete der Zahl und die im Kinde ebenfalls schon vorhandenen bewußten Zählakte in seine Pflege nehmen, um der Schlußfähigkeit geeignete Hilfen zu bieten, natürlich auch auf dem Grunde der Anschauung und Anwendung in der das Kind umgebenden Welt. — Wenn wir schließlich noch die Bewegung im Gebiete der Natur um das Kind herum berücksichtigt sehen wollen, so fällt dem Elementarunterricht auch eine einfache Einführung in die Naturgeschichte zu, eine Einsicht und Vermittlung in die wichtigsten Repräsentanten der organischen und anorganischen Gebilde.

Neben allen diesen, außer dem Schreiben und Erzählen, wesentlich dem seelischen Gebiete angehörenden Übungen, müssen wir an das Schreiben und Erzählen als eine durchaus motorische Leistung noch das Zeichnen anreihen. In der Art, wie der moderne Zeichenunterricht es auffaßt, ist er ein mächtiges Mittel zur Entwicklung der produktiven Kraft des Geistes, und wenn wir als gleichfalls motorische, in der Kindesseele reichlich motivierte Leistungen auch noch den Gesangsunterricht und das Turnen für obligatorisch halten, so hätten wir damit die Aufgabe des Elementarunterrichts umrissen, wie er etwa in einer evangelischen Volksschule behandelt sein will; aber er ist, wie Stanley Hall für den gesamten Unterricht fordert, als eine pädozentrische, nicht eine scholozentrische Aufgabe gedacht. Nicht Stoff und Wissen ist die Hauptsache, sondern Erfassen und Verarbeiten seitens des Kindes. Und wenn wir uns auch in Bezug auf die Entwicklung der Hall'schen idealen

Schule, gegründet auf Kindererforschung, auch zunächst abwartend verhalten, so werden wir keinen Augenblick anstehen dürfen, das Prinzip des Elementarunterrichts darin zu sehen, daß die Seele des Kindes den Richtweg abgibt, wohinein und wohinaus der Unterricht zu greifen hat, um einem großen Teil der Menschen eine für einfache Lebensverhältnisse abschließende, für den andern Teil eine vorbereitende Bildung zu geben, die beide Teile in den Stand setzt, ihnen naheliegende Verhältnisse zu übersehen, zu beurteilen und sie angehende Probleme befriedigend lösen zu können.

Das eiserne Herz.

Von

Manfred Ryber.*

In dunkler Schmiede steht ein Stied,
sein Eisen klingt und kracht.
Die Esse stöhnt, das Feuer sprüht
wohl in die weite Nacht.

Er schmiedet sich mit hartem Schlag
ein Herz aus hartem Stahl,
auf daß er keine Liebe mag
und kenne keine Qual.

Und als das Herz fertig war,
ein Nädel ging vorbei
Mit blauem Aug' und goldnem Haar —
da sprang das Herz entzwei.



*) Der Schmied vom Eiland. Gedichte. Neue Folge von Manfred Ryber
Berlin 1908. Deutsches Verlagshaus Vita.

Dr. A. Bielensteins „Holzbauten der Letten“.*

Von

Pastor W. Bielenstein, Mesothien.



Die Lettisch-literarische Gesellschaft hat ein Recht darauf, Einiges darüber zu erfahren, wie das letzte Werk ihres ehemaligen Präsidenten DDr. A. Bielenstein, „Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten“, I. Teil, Petersburg 1907, in der Gelehrtenwelt aufgenommen worden ist. Es ist mir als dem Sohne des Heimgegangenen der Entschluß nicht leicht geworden, mit dieser kleinen Arbeit vor Sie, m. H., hinzutreten, weil man mir den Vorwurf machen könnte, ich wolle meinem Vater Weihrauch streuen. Der Verewigte bedarf dessen nicht; sein Name hat auch so einen guten Klang. Wenn ich es aber doch tue, so erfülle ich als Glied unsrer Gesellschaft im Auftrage des Direktoriums nur eine Pflicht der Pietät dem Manne gegenüber, der durch sein eminentes Wirken und Schaffen unsrer Gesellschaft ein solches Gepräge aufgedrückt hat, daß sie sich eines würdigen Ansehens weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus erfreuen konnte. Wenn ich gerade Ihnen, m. H., die folgenden Mitteilungen mache, so erklärt sich das daraus, daß ich nach dem Tode meines Vaters mit der Fortführung der mit diesem Werke zusammenhängenden Korrespondenzen betraut worden bin und von verschiedenen Gelehrten Briefe und Besprechungen erhalten habe.

Zunächst muß ich bemerken, daß in der deutschen Presse des Inlandes, soweit mir bekannt, abgesehen von gelegentlichen Hin-

*) Vortrag, gehalten am 4. Dezember 1908 in der Lettisch-literarischen Gesellschaft in Riga.

weisen auf das genannte Werk, keine eingehenden Anzeigen erschienen sind. Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich den Grund hiefür darin finde, daß sich unsere Gelehrten, denen die kombinierte Sach- und Sprachforschung ein fremdes Gebiet ist, nicht für kompetent hielten, dieses Werk hinsichtlich seines Wertes für die europäische Hausforschung zu beurteilen. Auch ein anderes Moment mag hier und da mitgespielt haben. Die traurigen Erfahrungen des Jahres 1905 mögen manchem Balten die Lust und Liebe zur intimeren Beschäftigung mit dem lettischen Volke beeinträchtigt haben. Auf eine aus lettischen Kreisen in der „Latwija“ veröffentlichte Besprechung werde ich zum Schluß zu sprechen kommen.

Im Auslande hat man in fachwissenschaftlichen Kreisen das Werk mit großer Freude begrüßt und sieht dem Erscheinen des zweiten wertvolleren und doppelt so starken Teiles mit Spannung, ja mit Ungeduld entgegen. Von Fachgenossen A. Vielensteins habe ich Schreiben erhalten, die alle einstimmig ihre uneingeschränkte Anerkennung über den Verfasser als Mensch und Gelehrten aussprechen. Ich nenne hier Prof. Leopold v. Schroeder-Wien, dem das Werk gewidmet ist, Prof. Meringer-Graz, Prof. Bezzenberger-Königsberg, Prof. Kühn-München, Prof. Schrader-Jena, Professor Mikola-Helsingfors u. a. Sie gestatten, daß ich aus den Briefen Leopold v. Schroeders einige Sätze hier anführe. Er schreibt: „A. Vielensteins Tod bedeutet auch mir einen schweren Verlust, denn ich habe den edlen Mann, den großen, unermüdlich schaffenden Forscher, den warmherzigen Patrioten, den treuen Freund innigst verehrt und aufrichtig geliebt. Eine anima candida, wie man sie selten findet! Ich war stolz und glücklich, daß dieser Mann mich seiner Freundschaft würdigte.“ — In einem andern Briefe heißt es: „Lassen Sie es mich auch Ihnen gegenüber noch einmal aussprechen, wie stolz und glücklich es mich macht, daß Ihr teurer, hochverehrter Vater meiner noch in seiner letzten Lebenszeit so liebevoll gedacht, daß er mich dessen gewürdigt hat, sein letztes großes Lebenswerk, den Abschluß einer langen Reihe so überaus wertvoller, bleibender Denkmäler seiner tiefgründigen Forscherarbeit auf dem Gebiete der Lettologie, gerade mir als einen Gruß aus der alten teuren Heimat zuzueignen. Es war und bleibt dies eine der schönsten Freuden, die mir im Leben überhaupt zuteil geworden sind. Mein Dank dafür und meine verehrungsvolle

Erinnerung an den teuren Heimgegangenen wird leben, solange ich lebe.“ —

Auch aus einem Briefe Otto Schraders-Jena, des großen Kenners indogermanischen Altertums, möchte ich hier einige Sätze wiedergeben. — Er schreibt: „Sie haben mir durch die Übersendung des Werkes Ihres verehrten verstorbenen Vaters eine große Freude bereitet, wofür ich Ihnen meinen herzlichsten Dank ausspreche. Ich habe das Buch bereits gründlich durchgenommen und gesehen, welche Fülle der Belehrung es dem Kultur- und Sprachhistoriker bietet. Warmen Dank verdienen auch die beiden in der Vorrede genannten Damen, die einen solchen Schatz zu heben treulich geholfen haben. Die Hausforschung wird in Deutschland und Österreich stark betrieben, neuerdings hat man auch in Rußland angefangen. Ich bezweifle daher nicht, daß ein so mustergiltiges Buch, wie das Ihres Vaters, mit der Zeit starken Absatz finden wird, und glaube daher, daß bei der geringen Höhe der ersten, eine zweite Auflage wohl ins Auge zu fassen wäre. Das Schicksal Ihres Vaters, dem die Ketten doch verdanken, daß man von ihnen spricht, hat in Deutschland alle tief ergriffen.“

Die größte Freude ist mit dem Erscheinen des Werkes wohl Professor Rudolf Meringer in Graz bereitet worden, der geradezu mit Enthusiasmus das Buch aufgenommen hat. Dieser Gelehrte ist, wie mir Leopold v. Schroeder schreibt, die erste Autorität auf dem Gebiete der sogen. Hausforschung, Sach- und Sprachforscher zugleich, und darum ist sein Urteil besonders wertvoll. Er schreibt u. a., daß „das prächtige Werk, würdig seines Verfassers, ein Glück für die Forschung sei“, und bedauert, „daß A. Bielenstein, der herrliche Mann, nicht mehr hat hören können, was er uns mit seinem wahrheitsuchenden Sinn geschenkt hat.“ Für ein Bild A. Bielensteins dankt Meringer in herzlichen Worten und verspricht einen Ehrenplatz im eigenen Studierzimmer oder im Indogermanischen Institut der Universität. Er schreibt: „Ein unendlich sympathisches Wesen spricht aus den Zügen des glorreichen Alten, an dem wir uns Alle wohl ein Muster nehmen können. Alles in allem: Er war ein seltener, ganzer Mann. Freuen wir uns als Deutsche seiner.“

Bei aller Anerkennung empfand aber der Grazer Gelehrte als Mangel, daß Hinweise auf die in letzten Jahren besonders

zahlreich erschienene Literatur über Hausforschung fehlten. — A. Bielenstein hatte selbst diesen Mangel gefühlt, aber gedrängt durch das zunehmende Alter die Vergleichung und eingehendere Bearbeitung Anderen überlassen müssen. In selbstloser Weise stellte Meringer seine Mitarbeit zur Verfügung mit dem Vorschlag, einer von den Söhnen sollte „die Anmerkungen und Hinweise“ bearbeiten. Da Niemand von uns Fachmann auf diesem Gebiete ist, so richteten wir an Prof. Meringer die Bitte, diese Arbeit zu übernehmen, und erwirkten bei der Akademie der Wissenschaften in Petersburg die Bewilligung von 2 Druckbogen, den nötigen Klischees und die Zusendung der Aushängbogen des zweiten Teils an Prof. Meringer. Doch schon bald teilte Meringer mir mit, daß er mit dem bewilligten Raum nicht auskommen könne und darum gezwungen sei, seine Hinweise und Anmerkungen selbständig erscheinen zu lassen; er schreibt: „Auch mein Gewissen ist erleichtert dadurch, daß ich nun selbständig publizieren muß, denn ich wäre unglücklich gewesen, wenn meine „Bemerkungen“, dem großartigen Werke angehängt, den Eindruck der Nergelei gemacht hätten, und Mancher hätte mir vielleicht den Vorwurf gemacht, mich in unpassender Art an die Rockschöße eines bedeutenden Mannes gehängt zu haben.“ Aus diesen bescheidenen Worten ist ersichtlich, wie hoch der Grazer Gelehrte auch als Mensch zu werten ist.

Von diesen allgemein gehaltenen Urteilen privater Natur, die ich den Freunden A. Bielensteins nicht vorenthalten zu sollen glaubte, sei es mir nun auf die Folgerungen einzugehen gestattet, welche die Gelehrten an das Werk A. Bielensteins knüpfen. Von den mannigfachen mir zugegangenen Besprechungen möchte ich besonders eingehend über die Anzeige Professor Meringers in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ hier referieren (Bd. XXXVIII 1908). Nach einleitenden Worten über die Persönlichkeit des Verfassers heißt es in dem Aufsatze:

„Besonders viel national Lettisches bringt der erste Teil des neuen Werkes nicht und wird auch — auf die Gefahr zu irren sei es gesagt — der zweite Teil nicht bringen. Die lettischen Stämme wohnen am Rande der einst von Süddeutschland ausgegangenen Kulturwellen und haben die alten deutsch-römischen Güter noch immer in ziemlich ursprünglichem Zustande bewahrt. Einflüsse anderer, östlicher Kulturreize lassen sich gewiß ebenfalls

vermuten, aber, vorläufig wenigstens, nicht beweisen. Bielenstein hätte gewiß eine Freude gehabt, wenn er den Zusammenhang der lettischen Kultur mit der südwestlichen erkannt hätte, aber bei seiner mangelhaften Kenntnis dieser letzteren mußte er Dinge für national-lettisch halten, die z. B. bei uns in den Alpen und weiterhin im ganzen Kulturreise des aberdeutschen Hauses sich ebenso vorfinden.“

Nicht wahr! diese Beobachtung, daß die lettische Kultur die mannigfachen Berührungspunkte mit der oberdeutschen habe, wird das größte Erstaunen bei uns hervorrufen, die wir wohl mit A. Bielenstein hier und da einen Einfluß der niederdeutschen Einwanderer konstatieren mußten, uns aber nichts von älteren oberdeutschen Kultureinflüssen vor der deutschen Einwanderung im 12. Jahrhundert träumen ließen. — Zur Orientierung sei hier auf ein ganz vorzügliches Büchlein H. Meringers hingewiesen: „Das deutsche Haus und sein Hausrat“, erschienen bei B. G. Teubner in Leipzig-Berlin in einer Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, die den Titel „Aus Natur und Geisteswelt“ führt. Hier spricht der Verfasser von den verschiedenen Bauerhaustypen Europas, die er nach der Anlage des Herdes resp. Ofens, der Seele des Hauses, unterscheidet. Er redet von einem osteuropäischen, oberdeutschen, nieder-sächsischen, nordischen und romanischen Typus. Alle diese Typen gehen auf eine über ganz Europa noch heute verstreute primitive Urform des Hauses zurück, das sog. Herdhaus, das in der Mitte des einzigen bewohnbaren Raumes einen einfachen offenen Herd hat.

Das charakteristische der osteuropäischen Hausformen ist der Herdofen, eine Verschmelzung von Herd und Ofen, welcher einen breiten Raum in der Wohnstube, der *узба*, einnimmt.

„Das niedersächsische Haus ist ein Einheitshaus, d. h. es vereinigt und beherbergt Mensch, Vieh und Vorräte in derselben organischen Baueinheit.“ Dieses haben unsere Vorfahren aus Westfalen und Hannover mitgebracht, denn unsere alten Krüge gehören in ihrer Anlage zu diesem Typus. Wir haben uns nur die dreischiffige Stabstube durch das ganze Haus laufend zu denken. Während in dem Mittelschiff an dem einen Ende die Tenne, an dem andern der offene Herd sich befindet, dessen Rauch am Giebel durch das Uhlenschloß abzieht, sind in den Mittelschiffen der Tenne

entsprechend die Tiere, zu beiden Seiten des Herdes aber die Schlafstätten für die Menschen untergebracht.

Und nun das oberdeutsche Haus. Das Charakteristikum desselben ist die an den Herdraum angebaute Stube, die einen Ofen enthält, die entweder vom Herdraum oder von der Stube aus zu heizen ist. Während das osteuropäische Herdofenhaus im Grunde einzellig ist, denn der Herd hat sich sozusagen zu einem Herdofen ausgewachsen, ist das oberdeutsche Haus zweizellig zu nennen. Meringer hat für dieses den Namen „Küchenstubenhaus“ geprägt.

Das Neue, was Meringer durch Vergleichung unumstößlich nachgewiesen hat, ist nun dies, daß das alte lettische Bauernhaus die allernächste Verwandtschaft mit dem oberdeutschen Küchenstubenhaus hat. Er stützt seinen Beweis, der auf der gleichen zweizelligen Anlage basiert, noch mit folgenden Argumenten:

1. Dem lettischen und oberdeutschen Hause gemeinsam sind primitive Lehmöfen, wie sie A. Bielenstein S. 72 beschreibt, und Backöfen, die einer Wachsmaße ähneln, weil (in Kerflingen 35) tönernerne Töpfe an den drei freistehenden Wänden eingemauert sind. Diese Öfen gehen auf römischen Ursprung zurück. (Vgl. Bielenstein S. 73.)

2. Der Herdraum resp. der davon abgetrennte Flur wird schlechtweg „nams“ genannt, in Erinnerung an eine Zeit, da es noch keine Erweiterungen des Herdraumes gab. Dieselbe Erscheinung findet man in Oberdeutschland, wo man diesen Raum einfach s'Haus nennt, oder in England, wo er hus heißt. Im Kanton Tessin nennt man ihn lacca-casa, in Frankreich — la maison, in Holland huis, in Litauen būtas u.

3. Beiden Häusern gemeinsam ist ferner, daß der Herd keine Decke hat; der Ofenraum dagegen hat eine.

4. Hier wie dort pflegt der Stubenofen von außen, d. i. vom Herdraum geheizt zu werden und wird auch zum Backen verwendet.

5. Die Technik bei Herstellung der Block- und Bohlenwände in Lettland ist identisch mit der alpinen Technik.

6. Auch die Lubbendächer haben Parallelen.

7. Die hölzernen Türschlösser sind im Prinzip einander sehr ähnlich.

Bei der Frage, wie alt das oberdeutsche Haus im Lande der Letten sei, gerät Meringer in eingehende Auseinandersetzungen mit Bezzenberger und A. Bielenstein. Bezzenberger hatte 1886 eine wertvolle Arbeit über das litauische Haus geschrieben, als die Hausforschung noch wenig entwickelt und der Begriff des oberdeutschen Hauses noch nicht geprägt war. Er ließ das litauische Haus, das, wie Meringer jetzt feststellt, mit dem lettischen fast identisch, also oberdeutscher Bauart ist, im Lande selbst entstanden sein, bei der stubà aber, die auch èstuba genannt wird, nahm er slavisches Einfluß an; èstuba sei zwar nicht aus *изба*, wohl aber aus *истба* entstanden, wie Nestor ca. 1050 das Wort als Bezeichnung für Bauernstube gebraucht. A. Bielenstein hat unter dem Einfluß Bezzenbergers in Bezug auf die lettische istaba ähnlich geurteilt und auch slavische Beziehungen für wahrscheinlich gehalten (S. 70), zugleich aber richtig erkannt, daß die Slaven Wort und Sache gewiß von den Germanen gelernt haben müssen, weil dasselbe Wort in allen germanischen und romanischen Sprachen ohne den vorgeschlagenen Vokal gebraucht wird.

Diesen Meinungen gegenüber deutet Meringer auf eine kürzlich erschienene Arbeit Max Philipp's, „Beiträge zur ermländischen Volkskunde“ (1906, Greifswald) hin, in der auch für Ermland das Vorhandensein des oberdeutschen Typus nachgewiesen wird. Meringer meint nun, daß die Brücke von Oberdeutschland zu Litauern und Letten nicht im Osten bei den Slaven zu suchen sei, sondern mehr im Westen, etwa über Ermland; die Vorschlagsfilbe bei èstuba sei in der litauischen Sprache nicht unerhört und komme auch in anderen Wörtern vor und darum könne das Wort mit der Sache direkt von den Germanen entlehnt sein, der Vokal der Mittelfilbe lit. èstuba und lett. istaba zwingt geradezu anzunehmen, daß èstuba aus stuba, dagegen istaba aus dem ermländischen stáw (mit dunklem a) entstanden sei. Man wird diesen Ausführungen, die sich auf eine reichere Literatur stützen, als wie sie Bezzenberger und A. Bielenstein zur Verfügung stand, wohl Recht geben müssen.

Doch ist zu bemerken, daß die Frage auch nach den Ausführungen Meringers noch nicht als abgeschlossen und gelöst zu betrachten ist; denn wenn auch zweifellos die lettische istaba nicht slavischen, sondern oberdeutschen Ursprungs ist, so ist doch die

ursprüngliche Heimat des Namens, ja vielleicht auch der Sache noch nicht genügend erklärt, jedenfalls bestehen bei den Gelehrten noch Differenzen. Otto Schrader leitet das deutsche Wort Stube vom vulgärlateinischen *extufa* = *Hypocaustum* ab, das seinerseits wieder mit dem griechischen „*typhos*“ verwandt ist. Auf seinen sprachlichen Darlegungen (Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3 T., 3. Aufl., Jena 1906/7) fußend, spinnt Dachler in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde Bd. XIII. in seinem Aufsatz „Das alte indogermanische Haus und die Stube“ die Fäden weiter und erinnert an die bei Herodot 500 v. Chr. erwähnten Dampfbäder der Skythen. Von diesen spreche im J. 973 n. Chr. auch der arabische Arzt Ibrahim Ibn Jakub und bezeichne die Badehäuser der Slaven mit dem Worte *Itba*. Die Nachbarn der Slaven, nämlich die Goten, hätten dann bei ihrem Zug nach Westen die Schwißbäder an stelle der römischen Heißluftbäder eingeführt, weil ja die kostspieligen Hypocaustumanlagen zerstört waren. Bei den Romanen hätten die von *extufa* gebildeten Ableitungen die Bedeutung Schwißbad beibehalten, bei den Deutschen aber sei aus der Badstube sehr bald die angebaute Wohnstube entstanden. Diese sei dann als solche Vervollkommenung wieder zu Nord- und Südslaven, Magyaren und Letten gekommen.

Meringer berührt in seiner Anzeige des Werkes A. Vielensteins diese Gedankengänge Dachlers nicht, obwohl er sie kennen mußte, weil er ihnen offenbar zu wenig Bedeutung beilegte. Seine Meinung ist dieser diametral entgegengesetzt. Er setzt sich bloß mit Schrader auseinander, und zwar in der Weise, daß er in Bezug auf die Wohnstube die etymologische Herleitung Schraders aus *extufa* gelten läßt, für die Badstube aber auf das Wort „*stieben*“, *stiuban*, zurückgeht* Meringer meint nun, daß die Erfindung des Dampfbades bei den Germanen geschehen ist, wobei die Manipulation des Stiebens die Hauptsache war, die der Sache den Namen gab. Von ihnen sei dann das Dampfbad nach Osten zu den Slaven gekommen, von denen die Deutschen in der Gegenwart ihr altes ureigenes Kulturgut unter dem Namen „russisches Bad“ zurückbekommen hätten. Was das Sprachliche betrifft, so steht Meringer nicht allein. Auch Meyer-Lütke urteilt ähnlich.

*) *Stiuban* ist nämlich das Erzeugen von Wasserdampf durch Begießen des heißen Ofens.

Er sagt: „Und da nun étuve in extufare, ahd. stub in stiuban eine lautlich tabellose Grundform haben, da stiuban eine Manipulation beim Baden war, stuba zunächst die Badestube bedeutet, so möchte ich in étuve und Stube einen jener trügerischen Gleichklänge sehen, wie wir ihn beispielsweise in θεός und deus haben.“

Mir scheinen diese doppelten Ableitungen durchaus überzeugend. Darnach hätten also die Germanen das Dampfbad in der dazu konstruierten Badstube erfunden und diese sei dann später als Wohnstube an das primitive Herdhaus angebaut worden. Von den Germanen — es kommen hier die Franken besonders in Betracht — hätten dann die östlichen Völker schon vor Christi Geburt Wort und Sache übernommen.

Damit kommen wir nochmals auf die Frage, wann die Letten die Stube kennen und bauen gelernt haben. A. Vielenstein hat diese Frage offen gelassen und nennt nirgends eine bestimmte Zeitangabe. Jedenfalls hält er die istaba für sehr alt. Sie hat in langem Kampf die ältere Wohnung der Letten in der von den östlichen Völkerschaften entlehnten Riege verdrängt. Dafür, daß A. Vielenstein ein hohes Alter der istaba angenommen, spricht seine Theorie der Ableitung des Wortes istaba von Nestors *нѣтъба* um 1050 (nicht von *нзба*) und seine Erkenntnis, daß die istaba in der lettischen Volksseele tiefe Wurzeln geschlagen hat, wie die von ihm angeführten Lieder und Rätsel beweisen. Es ist ganz unverständlich, wie Dachler, der in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde A. Vielensteins Werk sehr anerkennend bespricht, auf den Gedanken kommen konnte, A. Vielenstein hätte die Mitte des 19. Jahrhunderts als Entstehungszeit der istaba angenommen. — Über das Wann wagt Meringer noch keine genauen Angaben zu machen. Er meint, daß die istaba doch wohl schon vor der großen deutschen Einwanderung im 12. Jahrhundert vorhanden gewesen sein muß. Ich meinerseits möchte hinzufügen, daß die Letten, wenn sie damals die Stube noch nicht gekannt hätten, doch gewiß allgemein das niederdeutsche Einheitshaus von den Einwanderern angenommen hätten. Sie taten es aber nicht, weil der oberdeutsche Typus des sogen. Küchenstubenhauses praktischer ist. Dieses hat nämlich in dem ganzen Norden Preußens sich Bodenständigkeit erworben; das niederdeutsche Haus wird immer mehr nach Westen zu abgedrängt.

Auch über das Wie gibt Meringer zunächst noch keine Auskunft. Er erwähnt nach Analogie anderer Erscheinungen, daß Kulturgüter auch durch einzelne Personen verschleppt worden sind. Dann sei natürlich bis zur allgemeinen Annahme derselben ein sehr langer Zeitraum erforderlich gewesen. Er denkt an die Möglichkeit, daß einzelne oberdeutsche Ordensritter in frühester Zeit die Stube nach Preußen gebracht hätten. Ich möchte in diesem Zusammenhange die schon oft ventilirte Gotenfrage berühren und an die Resultate erinnern, die neben Sophus Müller-Kopenhagen und Alfred Hachmann-Helsingfors der finnische Gelehrte Setälä in Helsingfors auf sprachwissenschaftlichem Wege erzielt hat. In seinem Buche „Zur Herkunft und Chronologie der älteren germanischen Lehnwörter in den ostseefinnischen Sprachen“* unterstützt und erweitert Setälä die von Wilhelm Thomsen vor 39 Jahren aufgestellte These, daß diejenigen germanischen Volksstämme, von denen die Finnen sprachlich beeinflusst worden sind, entweder „in Mittelrußland oder in den jetzigen Ostseeprovinzen in der unmittelbaren Nähe der Finnen gewohnt haben müssen.“ Setälä kommt zu dem Schluß, daß die ältesten finnisch-germanischen Berührungen in die Zeit um Christi Geburt, ja vielleicht in eine noch frühere Zeit fallen, und unterscheidet dabei ältere urgermanische und jüngere gotische Einflüsse. Die späteren, etwa ins 1. Jahrhundert fallenden nordischen Einflüsse kommen hier nicht in Betracht. Diese Resultate scheinen mir vorzüglich zu denen Meringers zu stimmen, der doch die Entstehung der oberdeutschen Stube in die vorchristliche Zeit hinaufzurücken bereit ist. Wohnten hier Goten, so übernahmen die angrenzenden Völkerschaften von ihnen mit den neuen Kulturgütern auch die fremden Ausdrücke. Wir dürfen uns den Kulturzustand der Germanen, als sie in die Geschichte eintraten, ja nicht auf einem niedrigen Niveau denken. Gab es doch Volksstämme, von denen Plinius erzählt, daß sie einen *plau moratus* gehabt hätten, d. i. einen Pflugwagen. Ein Volk, das einen Räderpflug besaß, d. i. ein Ackergerät, das viele Völker Europas heute noch nicht kennen**, konnte auch eine heizbare, mit einem Ofen versehene Stube haben, und vermöge seiner höheren Kulturstufe mußte es

*) Vgl. Sitzungsberichte der Gel. estn. Ges. 1906, S. 10. Referat von Dr. W. Schlüter.

***) Meringer. Das deutliche Haus. S. 73.

auf alle Völkerschaften, mit denen es in Berührung kam, befruchtend einwirken. Die auffallenden Übereinstimmungen in der lettischen und estnischen Sprache (es sind in einer ungedruckten Arbeit einer Dame, die unter dem Pseudonym A. C. Winter vielen bekannt sein wird, etwa 700 Wörter zusammengestellt) werden sich zum Teil vielleicht auf den gemeinsamen Lehrmeister, die Goten, zurückführen lassen. Das estnische Haus und sein Hausrat ist noch nicht erforscht. Ich bin überzeugt, daß sich hier ebenso wie sprachliche, so auch dingliche auffallende Verwandtschaften mit den Letten und Litauern ergeben werden, die auf dieselbe Quelle deuten. Erwähnen will ich hier nur, daß die Wohnstube der Esten „tuba“ heißt, also sprachlich eng verwandt ist mit dem germanischen stuba.

Auf die andern im Buche A. Bielensteins besprochenen Gebäude und die dazu gemachten Bemerkungen A. Meringers vermag ich hier nicht einzugehen. Ehe ich aber diese Materie abschließe, möchte ich noch auf eine Beobachtung Meringers hinweisen, die gewiß von Interesse sein wird. Beiläufig erwähnt A. Bielenstein S. 128 die bedachten Karren und Hütten auf Schlittenkufen, in denen die Pferdehüter (peegulneeki) die Nacht zu verbringen pflegen, ohne dieser Sache ein besonderes Gewicht beizulegen. Meringer hält nun diese Fahrzeuge für eine noch lebende Erinnerung an Zeiten, wo die Altvorderen als Nomaden auf Wagen wohnten. Und das merkwürdigste ist, daß sich solche bewegliche Häuser noch bis heute in der Herzogowina erhalten haben, und zwar im Dienste der Ackerbauer. Sie ruhen auf Schlittenkufenartigen Schwellbalken, auf denen sie zu den entfernt gelegenen Feldern von etwa 5 Paar Ochsen gezogen werden, um dort der Familie zum Wohnort zu dienen. Im Germanischen gibt es keine Bezeichnungen für diese Art der Wohnung, nur im alten deutschen Recht könnte sich eine Erinnerung daran erhalten haben, indem das Haus merkwürdiger Weise zur „fahrenden Habe“ gerechnet wird. Im Slavischen gibt es aber ein sehr altes Wort „veza“, das heute „Hütte, Zelt, Vorhaus“ bezeichnet. Da es von derselben Wurzel stammt, wie die deutschen Wörter bewegen und Wagen, so muß es wohl ursprünglich den Wohnwagen oder das bewegliche Haus bezeichnet haben. Wie mag hier solch eine bewegliche Hütte genannt werden?

*) Meringer, Das deutsche Haus. S. 71 f.

Auf die anderen Kritiken hier einzugehen verbietet die Kürze der mir bemessenen Zeit. Nur noch eine, die einzige mir bekannt gewordene ablehnende Kritik möchte ich kurz berühren. Sie ist ein drastisches Beispiel dafür, wie klein manchem bedeutende Männer erscheinen können, wenn man im engherzigsten Nationalismus befangen ist. Herr M. Sillia hat in der „Wissenschaftlichen Kommission“ des Lettischen Vereins in Riga zwei Vorträge über das Buch A. Vielsensteins gehalten und hat, wie es in einem nicht zurechtgestellten Referat der „Latwija“ heißt, viele Behauptungen A. Vielsensteins über den Haufen geworfen. Ich will nicht mit Herrn Sillia darüber streiten, ob der „nams“ oder „pagrabs“ älter ist. Vielsenstein sagt darüber nichts Bestimmtes. H. Sillia gibt dem pagrabs das höhere Alter. Ich weise auf Schrader, der in beidem parallele Erscheinungen erkennt: Sommer- und Winterwohnung. Ich will nicht darüber streiten, ob skurstens von Schornstein kommt oder nicht; Herr Sillia sagt Nein, eher von skhores. Ein Jeder, der nur ein wenig von Etymologie versteht, muß zugeben, daß skurstens nur von Schornstein kommen kann. — Eine andere Frage ist, ob nicht das deutsche Schorn und skhores eine gemeinsame indogermanische Wurzel haben*. Doch das sind schließlich Einzelheiten, über welche man verschiedener Ansicht sein kann. Ein ander Ding ist aber, wenn H. Sillia über das Ehrenmitglied des Lettischen Vereins vor demselben Verein ein Urteil fällt, das nach dem Referat der „Latwija“ so lautet:

Winsch konstate, ka schis finibu wihrs neelekas bijis deefgan objektivs samos spreedumos, bet gan lizees waditees no finameem aisspreedumeem pret latweescheem.

„Er konstatiert, daß dieser Mann der Wissenschaft keineswegs hinreichend objektiv in seinem Urteil ist, denn er habe sich von bewußten Vorurteilen gegen die Letten leiten lassen.“

Und an andrer Stelle:

Tapat Bilenssteins atwafinot daudj zitus wahrbus no wahzu walodas, kas pateesiba nebuht ta neesot, bet B. gribejis noleegt ihpatnejo kulturu pee latweescheem un tadehl isskaidrojot wifus

*) Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch: Schornstein = Rauchfang, wahr-scheinlich zu schorren, hervorragen, gehörig, also ursprünglich den Kragstein in der Wand bezeichnend, auf dem bei den alten Kaminanlagen der Rauchfang ruht. Schore = Strebebalten, Stütze; norweg. skorstein; schwed. skorsten.

wahrbus stipri pawirski, tendenziozi. Waina meklejama pa balai ari tani apstahli, ta B. nebijiš nekahds nopatees walodas pratejs.

„Ebenso leitet Vielenstein viele andre Worte von der deutschen Sprache ab, was der Wirklichkeit nicht entspricht, denn B. will den Letten eine eigene Kultur absprechen und darum erklärt er alle Worte sehr oberflächlich und tendentiös. Der Grund dafür ist zum Teil in dem Umstande zu suchen, daß B. niemals ein ernster Sprachkenner gewesen ist.“

Ich denke dieses Urteil richtet den Kritiker selbst. Sie aber, m. H., werden sich mit mir freuen, daß Dr. A. Vielensteins unermüdliche Forscherarbeit, bei der es sich für ihn immer nur um die reinste Erkenntnis der Wahrheit handelte, bei maßgebenden Autoritäten so volle Anerkennung gefunden hat.

*

*

*

Zur Frage, wie alt bei den Letten die oberdeutsche Form des Hauses sein könne, sei es gestattet in Anschluß an obigen Vortrag noch eine Stelle aus Professor Meringers Aufsatz über das Vielensteinsche Buch in der Grazer „Tagespost“ (vom 19. April 1908) anzuführen. Hier schreibt er:

„Das heutige lettische Haus ist wieder oberdeutsch, wie das Haus Litauens und Ermlands. Vielenstein hat es allerdings nicht erkannt, denn ihm war die Literatur über das Bauernhaus nur zum geringsten Teil zugänglich, und der Aufsatz Bezzenbergers über das litauische Haus beeinträchtigte seinen freien Blick. Er meinte, daß das Küchenstubenhaus der Letten im Lande selbst entstanden sei, und zwar so, daß an den Herdraum eine Stube nach dem Muster der russischen „izba“ angebaut wurde. Das ist aber ganz unmöglich, denn der Ofen der lettischen Stube ist ein ganz anderer als der der russischen „izba“. Derselbe konlavtschlige Ofen, den wir in Litauen gefunden haben, kommt auch bei den Letten vor und immer wird der lettische Ofen wie der unseres Bauernhauses von außen geheizt, während der Ofen der „izba“ seine Heizöffnung in demselben Raume hat. Es wäre weiter sehr merkwürdig, daß bei der Neuentstehung des Küchenstubenhauses etwas hätte entstehen können, was genau der Urform des oberdeutschen Hauses entspricht. Die primitivste Form des lettischen Küchen-

stubenhauses ist identisch mit der bei uns, aber auch bei den Südslawen und noch anderswo vorkommenden Urform. Wenn man das Küchenstubenhaus bei den Letten neuentstanden sein läßt, dann muß es auch bei den Litauern und in Ermland selbständig entstanden sein. Aber noch mehr. Dann muß man es ebenso als eine selbständige Erfindung der Tschechen, Magyaren, Bosniaken und Montenegriner erklären. Da eine solche Annahme einfach unmöglich ist, bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß das Küchenstubenhaus, das in Oberdeutschland entstanden ist, durch Kulturübertragung zu den anderen Völkern gekommen ist.

Wann sich das zugetragen hat, ist bis jetzt vollkommen ungeklärt, und das hat seinen Grund auch darin, daß die Historiker von Fach sich mit diesen Fragen bis jetzt so gut wie gar nicht beschäftigt haben. Von unserem Standpunkt aus, von der Betrachtung der Form des Hauses und seiner Geräte und von der Betrachtung der diese Teile bezeichnenden Namen aus können wir nur sagen, das oberdeutsche Haus muß schon vor Jahrhunderten weit über seine ursprünglichen Grenzen hinaus vorgedrungen sein. Zu der Frage, wann es nach Ermland, dann zu den Litauern und Letten gekommen ist, liegt auch ein sprachlicher Anhaltspunkt vor: Wir finden nämlich in einem altpreußischen Vokabular aus dem 15. Jahrhundert bereits Wörter für Stube und Ofen angegeben. In den Balkan muß es noch früher gekommen sein. Man muß bei diesen Dingen sich immer vor Augen halten, daß ein verschlepptes Kulturgut an seiner neuen Stelle natürlich nicht gleich in Menge auftritt, sondern nur in wenigen Beispielen, bei vornehmen, geistig höher stehenden Männern, und daß es lange, sehr lange braucht, bis diese vereinzeltten Beispiele nachgeahmt und endlich und schließlich Gesamtgut der Masse werden. Dieser Vorgang kann Jahrhunderte in Anspruch nehmen. Es ist deshalb nicht richtig, wenn man glaubt, erst eine nachweisbare Masseneinwanderung von oberdeutschen Kolonisten könnte das Bestehen des oberdeutschen Hauses auf fremdsprachlichem Boden erklären. Die Kultur überwindet mit der Zeit alle Sprachgrenzen, dauernd wird sie von diesen nicht aufgehalten. Es beweist also gar nichts, wenn die Schriftsteller berichten, es habe in Litauen im 16. Jahrhundert noch gar keine Häuser mit Stuben gegeben; diese können schon längst, wenn auch nur in vereinzeltten Beispielen, vorhanden

gewesen sein. Überhaupt sind die Nachrichten der Schriftsteller mit Vorsicht aufzunehmen. Welch ganz verkehrtes Bild hätten wir auf Grund der schriftlichen Berichte uns vom deutschen Hause machen müssen, wenn wir nicht es selbst noch rechtzeitig studiert hätten. Aus dem Gesagten geht aber keineswegs hervor, daß wir unter solchen Umständen der Hilfe der Historiker überhaupt entraten könnten, sondern nur, daß bei so schwierigen Fragen alle gehört werden müssen, der Sprachforscher ebenso gut wie der Hausforscher und der Historiker, denn gerade die Gestalten der Bezeichnungen, die Wörter ermöglichen uns oft einen Schluß auf Herkunft einer Kulturerscheinung und Alter der Entlehnung von dem kulturell höher stehenden Volke, das der Lehrmeister war. Wir stehen vor neuartigen Problemen, denen mit dem alten Rüstzeug und mit einseitiger Ausbildung nicht beizukommen ist.“



Stodholmer Spaziergänge.

Von
(Henri Dief).

Ende September, in einer Zeit, wo bei uns das Laub schon zu fallen beginnt und Reisepläne wohl nur noch für südlichere Regionen gemacht zu werden pflegen, konnte ich einen längst gehegten Wunsch zur Ausführung bringen und der schönen Metropole am Mälär einige Wochen widmen. Die vielfachen Anregungen und eindrucksvollen Bilder, die ich auf dieser Reise gewann, hatte ich auf losen Blättern verzeichnet und keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt. Wenn ich dennoch einige meiner Notizen in zwangloser Auswahl veröffentliche, so geschieht es ausschließlich, um meine baltischen Landsleute gleichfalls zu „Stodholmer Spaziergängen“ anzuregen. Möge es mir glücken, den überaus sympathischen Eindruck, den ich gewonnen, wenigstens einigen Lesern dieser Zeilen zu vermitteln.

Vormittags $1\frac{1}{2}$ Uhr setzten sich die Schrauben des schmucken Dampfers „Bellamo“ der finnischen Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft im Revaler Hafen in Bewegung, um bereits um $2\frac{1}{2}$ Uhr in Helsingfors zu stoppen. Die Überfahrt vollzog sich bei herrlichstem Wetter, 12° R. und Sonnenschein. Wer das imposante Panorama: Reval von der Seeseite nicht kennt, dem sei es empfohlen! Neuer und eigenartiger stellten sich mir die Einfahrt in Sveaborg und Helsingfors dar. Hier konnte ich zum ersten Mal das Urgebirge der herrlichen, vielfarbigen Granite bewundern, deren Findlinge in unserer Heimat so zahlreich vertreten und nicht gerade sehr beliebt sind. Wie malerisch und prächtig präsentiert

sich der meerumspülte Rumpf des von der Atmosphäre und Meeresbrandung abradierten Kliesen. Wie haben hier elementare und kulturelle Kräfte im Wettbewerb dafür gesorgt, daß der Mensch dem scheinbar undurchdringlichen Felsen Nahrung und Existenzelemente abzurufen vermochte! Sveaborg, diese Felsenfestung, deren Einfahrt so schmal ist, daß sie bequem mit einer Kette geschlossen werden könnte, macht den Eindruck der Unerkennbarkeit. Gefallen ist sie vor 100 Jahren durch Verrat.

Helsingfors, dessen Besichtigung ich mehrere Tage widmete, hat sich in den letzten 15 Jahren großartig entwickelt und macht trotz seiner nur ca. 130,000 Einwohner den Eindruck einer Großstadt. Durch die neuen Villenviertel, die in den östlichen und westlichen Schären sowohl als auf dem Festlande um die Stadt entstanden sind, gewinnt sie bedeutend an Ausdehnung und freundlichem Aussehen. Die zahlreichen industriellen Anlagen liegen meist außerhalb. Dafür genießt das Auge allüberall mit Genugtuung moderne Anlagen, in denen mit feinem Verständnis der inländischen Flora die Vorherrschaft eingeräumt ist. So erinnere ich mich nicht Baumpflanzungen gesehen zu haben, in denen mit unserer nordischen Birke so schöne Effekte erzielt werden, wie in den Helsingforsker Anlagen. Parallelen in Bezug auf öffentliche Fürsorge, Hygiene, Verkehrsweisen zc. mit unseren Heimatstädten führen zur schmerzlichen Erkenntnis, daß bei uns noch gar zu vieles mangelt.

In dem kleinen, mit allem Komfort eingerichteten „Hotel Bristol“, in dem ich wohne, weckt mich der Portier morgens per Telephon. Überall hängen Verhaltensmaßregeln gegen die Cholera-gefahr in mehreren Sprachen aus und die Luft ist dank der Ventilatoren und Desinfektoren trotz Zentralheizung vorzüglich. —

Abends leiste ich der Einladung eines mir bekannten Leutnants zur See Baron S. Folge und besuche ihn zum Diner auf seinem Torpedoboot. Die Unterhaltung ist sehr angeregt. Die Chancen des Königs Ferdinand werden besprochen, eine neue Signalmethode mit Spiegeln und Scheinwerfern demonstriert und das Schiff mit seinen überraschend großen unterseeischen Dimensionen mir freundlich gezeigt.

Als ich mit dankbaren Empfindungen gegen meine lebenswürdigen Gastgeber abends an Land gehe, wendet sich mein Be-

gleiter russisch an einen Schutzmann mit der höflichen Frage nach einem Hotel. Der Schutzmann salutiert, wendet auf dem Absatz um und geht in strammer Haltung, ohne einen Laut der Erwiderung mitten auf der Straße vorwärts — wir folgen erwartungsvoll auf dem Trottoir; nach einigen hundert Schritt: rechts um, der rechte Arm streckt sich wie ein Wegweiser auf ein Gebäude, salutiert, rechtsumkehrt und die schwarze würdevolle Erscheinung marschiert ebenso sprachlos ab, wie sie gekommen. Donnerwetter! fast sollte man sich ärgern, brummt mein Begleiter; ich mache mir andere Gedanken! —

Die nächsten Tage sind außer Besichtigung der Stadt vorherrschend Archivstudien gewidmet. Als Verständigungssprache kann man sich fast überall des Deutschen bedienen, die Verkehrsformen sind durchaus zuvorkommend.

Die Finnen sind durch Auftreten und Exterieur in den meisten Fällen von den Schweden zu unterscheiden; eine auf Nationalität zielende Frage wird beiderseits etwas gereizt beantwortet mit: ich bin Finnländer!

Eine der markantesten Baulichkeiten der Stadt ist die Nikolaikirche. Die Höhe dieser imposanten lutherischen Kathedrale beträgt 71 Meter. Eine gewaltige Steintreppe führt vom Marktplatz auf eine Terasse hinauf. Das Innere ist äußerst schlicht: Statuen von Luther, Melancthon nach Nietschel, Mikael Agricola dem finnländischen Reformator von Wallgren und ein Altarbild von Neff bilden den einzigen Schmuck. Dafür birgt aber diese Kirche am Altar in unscheinbarer Fassung ein Kleinod. Unter Glas hängen hier in schwedischer und finnischer Sprache die Bestätigung der Finnländischen Privilegien durch alle Selbstherrscher Rußlands von Alexander I. ab.

Im Athenäum, einem Renaissancebau, der dem Kunstgewerbe und der Kunst Finnlands als Heimstätte dient, steht das Original des bekannten Runebergischen Apoll. Unter dem Kunstgewerbe interessierten besonders die Antellischen Sammlungen. — Das Studentenhaus, ein Bau, der 1870 eingeweiht und aus selbsterfundenen Mitteln der Studenten errichtet ist, trägt die schöne Inschrift: „Spei suae patria dedit.“ Das „Niddarhuset“, in welchem früher sämtliche Stände zum Landtage sich versammelten, ist heute ausschließlich Ritterhaus und trägt besonders in

feinen Nebenräumen durchaus den Charakter eines Korpshauses. Die moderne Einrichtung ist von einer Dame (Freiin B.) gestiftet, das Bild der Stifterin prangt an der Wand. — Im übrigen sind bemerkenswerte Gebäude in Helsingfors die Banken. Mit Granit- und Toppsteinfacaden in mächtigen Dimensionen aufgeführt, stellen sie die typischsten Vertreter des modernen finnischen Stiles dar. Die Einrichtung ist zweckmäßig, teilweise solid-prunkhaft und die Verwaltung sehr vorherrschend von Damen bedient. Einer solchen Mammaphrodite, deren Vertrauen ich gewonnen hatte, indem ich sie schonend auf einen Rechenfehler aufmerksam machte, stellte ich die indiscrete Frage: womit sich in Finnland wohl die Männer beschäftigen, und erhielt ohne Zögern den beruhigenden Bescheid: O, auf sehr wichtig! Das „auf“ erschien mir recht sieghaft verbrämt. —

Aber auf nach Schweden, dort werden wir noch öfter Gelegenheit haben auf die Frauenfrage zurückzukommen. „Dihonna“ hieß der hübsche Dampfer, der morgens 9 Uhr Helsingfors verließ. Unter den Passagieren herrscht der schwedische Typus vor. Freimütige Menschen mit offenen Gesichtern, gesunden Nerven und gutem Appetit, denn um 10 Uhr bereits ruft das Tamtam zum Frühstück und da fehlt niemand. Jetzt schnell auf Deck, um den herrlichen Rundblick zu genießen. Aber o weh! die erste „Bumaga“ hält uns auf, wir kommen aus Rußland und müssen einen Cholera-revers unterschreiben. Recht unbekümmert um die Konsequenzen, tun es alle gutwillig. Nur ein spekulatives Männchen fragt: „wenn ich aber nicht schreibe?“ „Da komme Sie nicht nach Sweden ein!“ kurz und klar der Steuermann. Ja so! der Passagier — schon schreibt er. —

Mit frischer Brise, bei klarem Wetter lavieren wir den ganzen Vormittag in den finnischen Schären. Ein nervenstärkendes wahres Vergnügen. Den Eindruck zu schildern, den solch eine Schärenfahrt, zumal bei guter Beleuchtung, auf ein empfängliches Gemüt ausübt, ist nicht leicht. Aber darüber später.

Um 3 Uhr mittags laufen wir am Leuchtturm vorüber, zwischen nackten Klippen in den Hangöer Hafen ein. Das Schiff wird an dem großen Hafennolo verkabelt und sofort wird das Schiffstelephon mit dem Festlande verbunden. Nach wenigen Minuten rollt ein Zug an, mit dem man nach Hyninge der

Petersburger Bahn gelangen kann. — Hangö, dieses moderne Städtchen an der südlichsten Landzunge Finnlands mit ca. 6000 Einwohnern und seinem eisfreien Hafen ist bedeutend als Ausgangspunkt eines regelmäßigen Schiffsverkehrs mit Stockholm, Kopenhagen und Hull. Der wichtigste Exportartikel ist Butter. Ein stilvolles großes Lagerhaus für diesen Artikel auf der Spitze des Hafensmols geht eben seiner Vollendung entgegen. Den Aufenthalt von 1 Stunde benutze ich zu einem kleinen Orientierungsgang. Vom Drottningberg am Hafenplatz, der als Steinbruch abgetragen wird, hat man eine weite Aussicht auf Stadt, Hafen und Meer. Auf wenige Kilometer sieht man die Überbleibsel dreier schwedischer Festungswerke, die von den Russen während des Krimkrieges geschleift sein sollen. Die Werkstätten der Gesellschaft „Granit“, wo der Stein mit Dampfkraft behauen, gebrechelt und geschliffen wird, lohnen sehr eine Besichtigung. Bekanntlich ist Hangö in neuester Zeit auch fashionabler Sommeraufenthalt und Badeort geworden, als solchen kenne ich ihn aber nur von Hörensagen. Um 4 Uhr verlassen wir den Hafen und steuern in die offene See hinaus. 5 Uhr 10 Minuten bereits genießen wir das Schauspiel der feuerrot ins Meer versinkenden Sonne, und jetzt wird es dunkel, unfreundlich und kalt. Mit Behagen genießt man die gute Beleuchtung und Einrichtung des Schiffes.

Vor 7 Uhr morgens werden die Passagiere an Deck zitiert, der „läkare“ sei da und müsse alle untersuchen. Diese erste „Untersuchung“ erwies sich als eine sehr zeitraubende, aber rein äußerliche Visitation, die in ihren Einzelheiten nicht ohne Humor verlief. Leider hatten wir unfreiwillige Muße, denn wegen zu starken Nebels lagen wir seit einigen Stunden still. Nach dem Lunch hatte sich der Nebel glücklicherweise verzogen und die jetzt folgenden Stunden boten uns reiche Entschädigung. Das Schauspiel um uns war reine Augenlust. Immer wiederholen mußte ich es mir, so etwas Eindrucksvolles habe ich noch nicht gesehen. Im Vergleich zu den finnländischen Schären bieten die schwedischen mehr Abwechslung. Ein Bild löst das andere ab. —

In den Arm mußte ich mir kneipen, um nicht zu vergessen, daß das kein geträumtes Panoptikum, sondern Natur war. Diese Farbenpracht in den dunklen Schattierungen! Eichen, Buchen, Espen, Birken und alle Nadelhölzer, die einen im Herbstlaub von

gelb über braun bis feuerrot, die andern in tieffattem Grün. Diese Felsenkanäle und 1000 von Felseninseln, zwischen denen man dahingleitet in ihrer imposanten starren Pracht, dieser Ernst in der Natur, diese Ruhe und dabei allüberall der Beweis: hier herrscht der Mensch. — Jedes Läppchen Verwitterungsboden hat er in Besitz genommen, ausgenutzt, aber er hat aus diesem Boden nicht nur seine Nahrung, sondern auch seine Wesensart gezogen: Treue, Festigkeit und Gesundheit eignen den Bewohnern dieser Riffe. — Gutsgebäude, Fabriken, Villen, vor allem aber die charakteristischen roten Häuser mit weißen Fenstern wechseln an uns vorüber.

Diese Häuser findet man in Liv- und Estland in Strandgegenden noch heute und das Rot heißt glaube ich im Handel „schwedische Farbe“

Die Einfahrt in Stockholm läßt einen Vorfreuden genießen! Die Besiedelungsdichtigkeit steigt, kaum eine Insel ohne hübsche Villen und Badeorte. Von einem Eiland zum andern ziehen sich Telephondräte und unzählige kleine Dampfer und Motorböte beleben das Wasser.

Der erste Gesamteindruck der Hauptstadt vom Wasser her unterscheidet sich von dem der vielen Ostsee- und Hansestädte wesentlich dadurch, daß man mitten in die Stadt hineinfährt. Hier hat man den Anblick der auf Inseln und Halbinseln, in der Ebene und auf Felsrücken ausgebreiteten und ansteigenden Stadt. Die skandinavischen Silhouetten der Kirchen, die zahlreichen Brücken, Kais und stattlichen Gebäude, der lebhafte Wasser- und Straßenverkehr prägen ein eigenes charakteristisches Bild. Mit einem Schlage fühlt man sich im blühenden Sitz moderner Kultur. — Noch werden wir auf dem Schiff zurückgehalten. Die Zöllner und ein zweiter sehr sprachkundiger Arzt rauben uns durch Erfüllung ihrer Pflichten mehr als eine Stunde. Eine Thermometerbrosche führt mich nach Versagen der „deutschen“ Pension in das ganz neue elegante „Hotel Anglais“ am Stureplan. Nach vorheriger Orientierung im Baedeker mache ich eine Rundfahrt auf der elektrischen Ringbahn, studiere das Straßenleben, besuche „Berns Salonger“, ein großes Kaffee, wo man den Stockholmer mit Hut, Stock und Zigarre im dolce far niente mit sehr demokratischen Mäuren beobachten kann, ordne mein Postverhältnis und lehre sehr

befriedigt von meinem ersten Stockholmer Spaziergang heim, um mich wohnlich einzurichten.

Die Einsamkeit inmitten der sympathischen, aber doch ganz fremden Umgebung sollte nicht lange währen. Es war mir vergönnt meine Spaziergänge nach wenigen Tagen bereits in Gesellschaft neugewonnener lebenswürdiger Bekanntschaften fortzusetzen, denen ich in der Folge viel Anregung und Orientierung verdanke.

Die Fragen, welche die gebildete Gesellschaft in Schweden am lebhaftesten beschäftigen, die Erziehungsfrage, die Frauenfrage und die soziale Evolution, sind gewiß für jeden denkenden Menschen interessant genug, um von verschiedenen Standpunkten beleuchtet zu werden. Selbst auf die Gefahr hin manche längst bekannten Gedanken zu wiederholen, werde ich aus dem Ideenkreise, in den ich mich hineingezogen fühlte, hier manches rekapitulieren. Keine Quellszitate, keine Fachautoritäten, bewahre! nur Reflexe des Erlebten und Gedachten — aus einem Lande möchte ich hinzufügen, das im Begriff steht auf seine uralte, aber etwas verrostete Kultur aus eigenem Antrieb und Willen, ohne jede gewaltsame Erschütterung eine neue lebendige Kultur zu pflanzen, die schon in ihrer bisherigen Entwicklung ein großes Maß von Harmonie, Gesundheit und Lebensfähigkeit zeigt.

Bei aller Ähnlichkeit mit anderen modernen Großstädten muß jedem Ausländer in Stockholm sofort ein Unterschied in die Augen fallen — das ist das Auftreten und Gebahren der Frauen und Mädchen.

Stolz ohne Überhebung, graziös ohne Geziertheit, solid und soigniert bewegen sich diese gesunden Erscheinungen mit einer Sicherheit und Natürlichkeit auf der Straße und im Salon, daß man seine Freude daran hat. Das vierzehnjährige Mädchen und die reife Frau tragen ihre Büste mit Stolz. Frohsinn und Gesundheit leuchten aus ihren Augen.

Die Engländerin, die Französin, die Polin, die Wienerin und das Mädchen vom Rhein, sie alle haben nur einen Teil dieses harmonischen persönlichen Auftretens, dieser gesunden Unbefangtheit! — und woher kommt das? Diese Frage findet ihre natürliche Antwort, wenn man sieht, in welcher fast idealen Weise die Erziehung in Schweden geregelt wird. Seit Dezennien arbeitet man dort zielbewußt auf die Durchführung des Prinzips der

„Samfola“ und die Resultate sind vorzügliche. Ausgehend von dem germanischen Gedanken, daß das „Heim“ der Jungbrunnen für Schule, Leben und Staat ist, und daß die getrennte Erziehung in der Schule die harmonische Einheitlichkeit unnatürlich und brutal zerbricht, ging man zur gemeinschaftlichen Erziehung von Knaben und Mädchen über.

Die gegenseitige natürliche Einwirkung der Geschlechter auf einander während der täglichen gemeinsamen Arbeit knüpfte ein veredelndes keusches Band der Kameradschaft zwischen Knaben und Mädchen, und die sich in der Schule als Kameraden begegneten, behalten auch im Leben die Achtung und Wertschätzung der Persönlichkeit, abgesehen vom Geschlecht, bei. So geschulte Männer und Frauen arbeiten gemeinsam an der Lösung sozialer Probleme. Das veraltete Frauenideal macht einem höheren, edleren Platz. An die Stelle der prüden, gekünstelten, naiven tritt die von Konventionalitäten emanzipierte, durch wahre Bildung entwickelte Weiblichkeit. Aus dieser natürlich erworbenen Gleichberechtigung erklärt sich das gesunde sympathische Selbstbewußtsein der Frauen in Schweden.

Ich habe keine Enqueten angestellt über den Prozentsatz der Mißerfolge, ich habe nur einzelne, vielleicht besonders gut veranlagte Frauen persönlich kennen gelernt und kann nur den günstigen Eindruck schildern. Ebenso will ich nicht entscheiden, ob das System oder die Schwedin diese Resultate garantieren — ich glaube wohl beide zusammen und vor allem der ideale Schwung, der alle Volksschichten zu ergreifen beginnt. —

„Skansen“, der westliche Teil des Stockholmer Tiergartens, ein ebenso hübscher wie interessanter Nationalpark! — Oftmals führten mich meine späteren Spaziergänge hierher; das erste Mal habe ich ihn unter fachkundiger Führung genau besichtigt und kann nicht umhin auf diese einzigartige Schöpfung etwas näher einzugehen. Schon das Terrain (ca. 30 ha. groß) mit seinem Wald, seinen Felshöhlen und Seen, seinen Wiesen und Feldern ist zu einem Bilde der Bodengestaltung Schwedens ausgenutzt. Auf diesem von Natur und Menschenhand geschaffenen Stück, das nur durch leichte Umzäunungen vom mächtigen „Djurgård“ abgegrenzt ist, befindet sich ein großes, vorzüglich angelegtes Freiluftmuseum. Die gesamte Pflanzen- und Tierwelt

des Landes ist hier vertreten und Proben schwedischer Ansiedlungen aus allen Landschaften, bevölkert von ihren Bewohnern in der Landestracht, geben ein Gesamtbild, das an Vielseitigkeit und Anschaulichkeit ihresgleichen vergeblich sucht. Für Besucher aus dem nördlichen Baltikum hat „Stansen“ ein besonderes Interesse, denn diese Siedlungsformen und Trachten, diese primitiven Bauten und die hier dargestellten Volksgebräuche fanden sich mit geringen Abweichungen noch vor 40 Jahren im ganzen estnischen Volksgebiet und können noch heute auf Oesel und den anderen Inseln mit schwedischer und estnischer Bevölkerung studiert werden. — Die riesigen Mantelschornsteine mit der Küche im Fuß, die Ziehbrunnen, die Ackergeräte, das hölzerne Mobiliar, die Kartoffelfeller, Staketenzäune und Pforten, Schaufeln und Kletterstangen, ja selbst die kleinen Gärten vor den Häusern, sie heimeln uns an und erinnern an die Jugendzeit.

Diese ganze Anlage für Landes- und Volkskunde verdankt ihre Entstehung der vor kaum 20 Jahren begonnenen energischen Initiative eines Patrioten, Dr. Hazelius, der rechtzeitig erkannte, daß alle hier zusammengetragenen altheimischen Gebrauchsgegenstände, in kurzer Zeit durch die Industrie verdrängt, unwiederbringlich der Nachwelt verloren gehen mußten. Dr. Hazelius brachte die bedeutenden Mittel zur Verwirklichung seines Planes ausschließlich durch Privatsammlungen auf, erwarb sich den Ehrennamen des größten schwedischen Bettlers und ist im Jahre 1901 inmitten seiner Schöpfung zur letzten Ruhe gebettet und durch Errichtung eines schlichten, aber grotesk-schönen Felsdenkmals geehrt worden.

Der „Bredablick“, die Aussicht von einem 75 Meter hohen Turm, auf dem höchsten Punkte Stansens, ist großartig, sie umfaßt die ganze weitausgedehnte und getürmte Stadt, die Buchten der Saltsjö, reicht weit über Land und Meer und verleiht dem ganzen Eindruck einen befriedigenden Abschluß.

Ebenso gesund wie die Motive zur „Samskola“ sind in Schweden auch die Ausgangspunkte für die soziale Evolution. Um die Stellung eines Menschen zu verbessern, hält man für die erste Bedingung, daß er selbst verbessert werde, d. h. intellektuell, moralisch und ästhetisch sich entwickle. Ziemlich allgemeiner Anerkennung erfreut sich das Prinzip, daß kein Mensch für einen

bestimmten Platz in der Gesellschaft geboren wird, sondern daß er frei seine Stellung, gemäß seiner natürlichen Neigung, muß wählen können. Darauf zielt die ganze kommunale und politische Gesetzgebung in Schweden. Also rein demokratisch! Generell ist man das in Schweden, individuell fühlt und führt sich jeder als Aristokrat. Ein Balte, der lange Jahre in Stockholm lebt, Land und Sprache kennt, bestätigte mir, daß mein Suchen nach Proletariat in Schweden vergeblich sei. Die Kellnerin aus dem Kaffee, das Ladenmädchen, der Chauffeur und der Schutzmann müssen außer ihrem Amt auf der Straße oder im Theater als durchaus gesellschaftsfähig astimiert werden, und zwar nicht nur, weil sie gute Chauffure und Kleidung, sondern weil sie die Mäuren gebildeter Menschen haben. Und woher kommt das? Sie sind alle familienständig und haben eine gute Erziehung genossen -- aber Arbeit schändet nicht.

Ich kenne kein Land und könnte auch nur in England und Amerika für möglich halten, was ich an Vielseitigkeit der Frauenbetätigung in Schweden erlebt habe. Vom Scheitel bis zur Sohle im buchstäblichen Sinne des Wortes bin ich beispielsweise in Stockholm von Frauenhänden gepflegt worden. Frisieren, rasieren, massieren, maniküren und pediküren läßt man sich von Frauen, und das sind keine alten Weiber, sondern gesunde Geschöpfe, die ohne Stumpfsinn, aber auch ohne jede Brüderie ihre Pflichten tadellos erfüllen. Ja vor Männern in gleicher Betätigung haben sie sogar Zartheit und achtungsgebietende milde Frauenwürde voraus. —

Außer mit den aktuellen sozialen Problemen, an deren Lösung in Stockholm besonders intensiv gearbeitet wird, muß man sich hier unwillkürlich mit historischen Reminiszenzen befassen. Die Geschichte Schwedens haben einmal die Europas bedeutet, die schwedische Geschichte jener Zeit ist die Geschichte seiner Könige. Heute ist es anders, aber das Verständnis für die Vergangenheit wird mit viel Liebe gepflegt. Die vielen Denkmäler und Museen der alten Residenzstadt reden deutlich dafür. Das retrospektive Interesse der Balten findet hier naturgemäß viel Nahrung. Da steht man vor dem Reiterstandbild Gustav Adolfs. Es ist ein Werk des Franzosen Pachevêque und zierte, 1905 erweitert, seit über 100 Jahren den gleichnamigen Platz. Hätte jene Kugel bei

Lügen nicht so früh gesprochen, welche andere Gestaltung Europas hätte 7/4 Jahrhunderte später Napoleon vorgefunden? Müßige Gedanken! gewiß! aber es liegt ein eigener Reiz darin, geduldige Objekte mit Phantasiegespinnsten zu umweben und ihren stummen Mund zu befragen. Was wäre ich? fragte der verstorbene König Oskar vor dem Denkmal Gustav Vasas, wenn der nicht gewesen? Und was wären wir, muß sich der Balte fragen, wenn er vor Karls XII. Standbild das frühe und tragische Ende dieses Abgottes seines Volkes bedenkt, wenn der nicht gewesen? Im Riddarhus, einem der ältesten Bauten Stockholms, steckt auch viel livländische Reminiszenz. Kein Zufall ist es, daß das Standbild Axel Oxenstiernas hier Aufstellung gefunden — seine Machtstellung fiel mit der Glanzperiode des schwedischen Adels zusammen. Die zahlreichen Wappenschilde noch eben in Liv- Est- Kurland florierender Geschlechter und das genealogische Archiv bergen ein Denkmal des Ruhmesanteils, den Livland und Estland an der Geschichte Schwedens genommen. Dieser Palast, der auf die Initiative der Königin Christina im Barockstil erbaut, und vorzüglich stilrein erhalten ist, gehört zu den allercharakteristischsten Baudenkmalern der Altstadt. Die Ehrenstrahlischen Deckengemälde sind mit Recht berühmt. Die durch zwei Stockwerk laufenden Steinpilaster und das geschwungene Dach geben ihm seinen spezifischen Charakter. Die Riddarhuskyrka, ein wahrer Tempel schwedischer Ehren, wirkt mit seinen durchbrochenen eisernen Türmen, seinem gotischen Kumpf und unzähligen Renaissanceanhängeln äußerlich mehr malerisch als architektonisch befriedigend. Die neueste Dependence der Bernadottes spricht mit ihren eisernen Treppen zc. in einer alten Franziskanerkirche jedem Geschmack Hohn.

Chreschtsvoll stehe ich vor dem aufgebarten Sarge Oskar II. Er ist von Kränzen der Potentaten aller Länder bedeckt; im Hintergrunde und an den Seiten liegen Ehrenspenden bis zur Decke in unförmlichen Haufen getürmt. Eigentümliche Sitte! gar zu lebhaft Betonung des Verborrens und Vergehens. Dem Innern der Kirche, die einer größeren Remonte unterzogen wird und in der menschliche Knochen ziemlich unmenschlich herumgeschauelt werden, widme ich mehrere Stunden. Von genealogischem Interesse als Livländer waren für mich Denksteine der Familien: Rosen, Fersen, Taube und eines Landeshauptmanns Strijf. —

Sehr lästig empfinde ich die Konsequenzen des Cholerareverses, da ich mich täglich im Meldebureau für Ausländer vorstellen muß, um die stereotype Frage „sind Sie von guter Gesundheit?“ zu bejahen. Als meine Geduld gleich meiner freien Zeit auf dem Nullpunkt angelangt sind, frage ich an einem Montag, wie lange ich denn noch erscheinen müßte, da mir dieser Gang sehr lästig sei. Ja so! kommen Sie zu Sonntag! Ich merke die Absicht, werde aber nicht verstimmt, denn ich beschließe auch wirklich nur am Sonntag hinzugehen, obgleich „bis“ Sonntag gemeint war. Am Sonntag längeres Befragen, warum ich nicht gekommen — ja so! in allen Tonarten; dann eine ausführliche Aussprache mit einem Polizeikommissaren bei noch stärkerer Variation des Themas „ja so“ und endlich bin ich für ungefährlich erkannt und stehe nicht mehr unter Aufsicht.

Abends sehe ich in der Königl. Oper den „Lohengrin“ und erinnere mich dabei, daß ich Wagner bereits in 4 Sprachen, den „Lohengrin“ speziell in 5 Hauptstädten und unzähligen anderen Städten Europas gehört. Es tat mir aber durchaus nicht leid, mit der Stockholmer Aufführung meine Reminiszenzen bereichert zu haben. Erstens war die *mise en scene*, besonders die Dekorationen vorzüglich, und ferner konnte ich beobachten, wie die skandinavischen Sprachen doch recht eigentlich nur Dialekte mit getrennter Schriftsprache sind. Der Lohengrin wurde von einem Gast dänisch gesungen, was den Gesamteindruck nicht im geringsten störte und mir garnicht gleich aufgefallen wäre, wenn man mich nicht auf diese ganz gewöhnliche Erscheinung aufmerksam gemacht hätte. — Wie erhebend wäre es doch, wenn unter dem Druck politischer Verhältnisse oder aus idealen Motiven die nordischen Brüderstämme in Zukunft sich nicht nur mit denselben Tenören, sondern auch mit denselben Nationalhelden begnügen und sich vereinigen wollten zu einem großen starken Volk. Momentan ist durch den Abfall Norwegens der Gegensatz allerdings stark verschärft und eine mächtige kulturelle und wirtschaftliche Rivalität läßt jeden der drei Stämme nach der Priorität jagen. Deutschlands Einigung bietet aber zu viel Analogien, um das dort erreichte hier für alle Zeiten abgeschlossen zu halten. Mag der Norden Europas dazu berufen sein, neue Staatsformen zu prägen, die die Mängel der bisherigen mildern, mag er diese Formen finden im friedlichen Austausch

der Kräfte oder im zornigen Erproben derselben. Wenn nur das Resultat keine kräftevergeudende Differenzierung, sondern ein Völkerbund ist, stark genug, um der Welt neue Bürgschaften für Frieden und Kultur zu bieten. — In welcher Richtung die Differenzierung der Volkscharaktere gegenwärtig läuft, läßt sich aus dem zutreffenden Urteil eines ausländischen Beobachters erkennen, der da sagt: In Norwegen ist jedermann in erster Linie mit Bewußtsein Bauer, in Dänemark Bürger und in Schweden Aristokrat. Ist das auch sehr drastisch ausgedrückt, so ist es doch richtig, aber nur scheinbar ein Hindernis der nationalen und politischen Association. Bei dem großen ethischen und sozialen Aufschwung, den Schweden, besonders seit der Trennung von Norwegen, genommen, scheint dieses in erster Linie dazu prädestiniert, eine Einigung zu bewirken. Außer meiner großen Hochachtung vor den Bestrebungen dieses Landes und meiner Sympathie für die Bewohner führen mich zu dieser Annahme noch andere Beobachtungen, besonders auf dem Gebiete der Frauenfrage. Hier ein Beispiel: Eine junge Dame, die vor wenigen Jahren in Upsala zum Dr. phil. promoviert, nachdem sie in England, Frankreich und Deutschland studiert hatte und die seitdem eine angesehenere staatliche Stellung bekleidete, ja bereits im Auftrage des Staates nach Amerika abdelegiert war und ihre Mission mit einem wertvollen Druckbericht abschloß, welcher Aufsehen erregte — solch ein Fräulein Doktor, wie stellt sich die ein deutscher Leser vor? — ich mir bisher wie folgt: Obligatum: Brille, spärlicher Haarwuchs, schneidende Stimme, saloppe hygieinische Kleidung, dabei natürlich männerfeind, mit satyrisch überlegenen Mundwinkeln, sensitiv, a priori anderer Ansicht und in ständigem sittlichen Tremulando! — kurz mit total verbogenem Nervensystem. — Wie anders das Bild, das ich aus Schweden mitnahm. Die jungen Mädchen arbeiten in ihrem Beruf, sind chic und soigniert, genießen ihre Jugend in Sport und Spiel, stellen sich die höchsten Ziele, ohne im entferntesten dabei zu verkümmern und durch die ideale Konkurrenz mit den Männern werden auch diese angespornt. — Unwillkürlich fragt man sich, wo soll diese Entwicklung hinaus? Werden die Männer nicht, aus ihrer Arbeit verdrängt, im rücksichtslosen Konkurrenzkampf ihre physische Überlegenheit brutal zur Geltung bringen? Mir ist keine Igriertheit, keine Ranküne von seiten der Männer

begegnet — ich habe überall nur die größte Achtung vor der Frau getroffen. Glückliches Land! Sollte sich hier der größte Sieg der Zivilisation vorbereiten, der Sieg der halben Menschheit, der schwächeren über die stärkere, von der ein moderner Schriftsteller spricht? Sollte wirklich das „Jahrhundert der Frau“ den unter politischen und sozialen Mißständen seufzenden Völkern ein glücklicheres Zeitalter bringen? Gewiß, wir sind noch weit davon entfernt, noch haben wir Kriege, noch brauchen wir „Männer“, aber daß diese mit den Frauen Frieden halten, ist ebenso wünschenswert, wie es wahrscheinlich ist, daß die hier sprossenden Reime eine neue Blüte der menschlichen Zivilisation in Aussicht stellen. —

Schwedens Anteil an der Entwicklung der Wissenschaft ist nicht klein, und mit berechtigtem Stolz machte mich ein junger Gelehrter darauf aufmerksam, daß mehr als $\frac{1}{4}$ aller Elemente von Schweden entdeckt seien. Linné, Celsius und Scheele, die produktivsten und bekanntesten Gelehrten des 17., Nordenfkiöld, Andrée, Even Hedin und viele andere Forscher im vorigen Jahrhundert haben sich unsterblichen Ruhm erworben., — am sichersten aber sorgte für seine Unsterblichkeit, am meisten Bewegung brachte in die Massen Alfred Nobel. Er erfand nicht nur das Dynamit, sondern er stiftete 30 Millionen Kronen für wissenschaftliche Zwecke — den „Nobelpreis“ Fast täglich hört man Nobels Ruhm durch Stockholms Straßen dröhnen. Erst wenn man aufgehört an Völlerschüsse und Artillerieübungen zu glauben, erfährt man den wahren Grund der anfangs beunruhigenden Detonationen. Mitten in den belebtesten Teilen der Stadt zwischen bewohnten Häusern wird der Fels mit Dynamit fortgesprengt, um neue Straßen zu gewinnen. Denen, die die Ruhe pflegen, kommt es manchmal ungelegen! habe ich oft mit Busch gedacht. Die nächstwohnenden Menschen sollen sich aber mit diesen Angriffen auf ihr Trommelfell ganz ausgeföhnt haben. — Reichlich ebenso großes Interesse wie die Verwertung des Dynamits hat in der ganzen Kulturwelt die Verteilung des Nobelpreises gewonnen. Die Zinsen des großen Stiftungskapitals werden nach Abzug der Verwaltungskosten in 5 Preise von etwa je 150,000 Kronen geteilt und an diejenigen vergeben, welche auf den Gebieten der Physik, der Chemie, der Medizin die wichtigsten Entdeckungen oder Ver-

besserungen gemacht, — in der Literatur das ausgezeichnetste in idealischer Richtung geschaffen, und für die Verbrüderung der Nationen am meisten oder am besten gewirkt haben. — Um die Verdienste der jedesmaligen Bewerber in eingehendster und gewissenhaftester Weise prüfen und beurteilen zu können, haben die preisverteilenden Behörden Nobelinstitute gegründet, die sich fraglos einmal zu selbstforschenden Instituten entwickeln werden. Zum Wohle der ganzen Menschheit lautet also die Parole dieser großherzigen Stiftung — wie so oft in Schweden. — Viel gutes kommt aus Schweden! Viel Anregung zur Arbeit am Wohle der Menschheit.

Auf dem heutigen Spaziergange lasse ich mich über das „G o t e n b u r g i s c h e S y s t e m“ unterrichten. Bekanntlich erobert es sich, wenn auch nicht im Sturm, so doch allmählich die Länder mit Spirituskonsum und zeigt die größte Verbekraft in den arbeitenden Volksschichten. In Dorpat ist in einem großen estnischen Verein 1908 dieses Prinzip zur Anerkennung gelangt. Das System besteht vor allem darin, daß die Kommune das ausschließliche Recht des Ausichauks spirituoser Getränke einer Gesellschaft von halbamtlichem Charakter überträgt, die kein Interesse an der Zunahme des Konsums hat. Was aber kein System an und für sich vermocht hätte, das hat der Wille eines ganzen Volkes erreicht. Der Konsum von starken alkoholischen Getränken (über 25 °) ist im Laufe der letzten 70 Jahre um 20 % pro Kopf der Bevölkerung gesunken. Dieselbe Tendenz dauert fort und legt ein gutes Zeugnis ab von den starken idealen Kräften, die in den breiten Schichten des schwedischen Volkes wirken.

Alle Museen und Kunststätten Stockholms habe ich anfangs mit mehr Gewissenhaftigkeit als Interesse besucht. Die besternten Rembrandts, Rubens et tutti quanti reizten mich garnicht. Wenn ich mir aber jetzt den Gesamteindruck vergegenwärtige, so scheint mir, daß die Kunst hier in allerneuester Zeit in ihr goldenes Zeitalter getreten ist. Die Architektur hat ihre hohe Entwicklung in den letzten 2 Jahrzehnten erlangt. Die Zahl und künstlerische Schulung der augenblicklich in Stockholm wirkenden Architekten soll eine ganz ungewöhnlich große sein. Daraus erklärt sich wohl auch, daß alle neuen Gebäude stilistisch oder architektonisch schön oder jedenfalls originell sind. Kasernenbauten und

Geschmacklosigkeiten gibt es nicht mehr, und was am höchsten anzuschlagen ist, der Sinn für Formenschönheit scheint ins Volk gedrungen zu sein. Daher wohl auch das überraschende Maß an Harmonie und Rhythmus, das einen überall anmutet, besonders bei den Menschen selbst. Verwitterte Ruinen habe ich überhaupt nicht gesehen; alle sind wohl erhalten und entsprechend dem lezt-durchlebten Jahrzehnt montiert. Froh, ohne Koketterie, immer angenehm anzusehen und mit einem selbstbewußten Zug, der gerne auch anderen den Mitgenuß gönnt an dem schönen Kunstwerk der Natur, dem Gottesgeschöpf — genannt Mensch.

Künstlerische Anregungen stammen aus Frankreich, der solidere englische Geschmack liegt aber dem Charakter des Volkes mehr, und diese drei Faktoren ergeben eine vertiefte Lebensfreude, die mir geradezu das Ideal zu treffen scheint.

Einzelne Kunststätten sowie bestimmte Künstler möchte ich nicht hervorheben, weil ich mir keine objektive Kritik anmaße und genügend Spezialwerke diesen Zwecken dienen. Eine Notiz aus solch einem Werk fällt mir ein, die ich hierher setzen möchte, weil sie schwedisch gedacht und ausgedrückt ist. Sie bezieht sich auf den Prinzen Eugen von Schweden, der sich einen bedeutenden Namen als Landschaftsmaler gemacht, und lautet, er habe „eine von seinem gesellschaftlichen Range unabhängige Stellung in der modernen schwedischen Malerei errungen.“ Ja, unabhängig will jeder Schwede sein und ringt danach — mit Erfolg — auf allen Gebieten. —

Der Verkehr in Stockholm ist ein sehr lebhafter und wird bewältigt von unzähligen kleinen Hafendampfern, die den Mälar, die Saltsjö und die vielen Viken beleben, von den elektrischen Straßenbahnen, Taxometerdroschken und Automobilen; Omnibusse fehlen und Privatequipagen sind selten. Alle diese Verkehrsmittel sind stark frequentiert, obgleich man in Schweden gerne geht. Hierbei fällt es auf, daß die verschiedenen Läden relativ wenig aufgesucht werden und man oft in der lebhaftesten Verkehrszeit in ihnen nur die Angestellten trifft. Wie kommt das? frage ich einen Norweger, der offenbar durch günstige Handelsbeziehungen gut auf Schweden zu sprechen war. „Hel enkel“, sagte er mir — ganz einfach, der Stockholmer ist „huslig“, bleibt lieber zu Hause und besieht dort die Sachen, die er kaufen muß.

So ist es auch, und wozu wären denn sonst die Telephone, Automobile und Lifts so allgemein verbreitet, wenn man nicht die Nutzenwendung genießen würde. Man ruft die Geschäftshäuser an, die man braucht, bestellt sich alles Nötige zur Ansicht, — in einer halben Stunde kauft ein Auto an; Kisten und Körbe werden hinaufgeliefert, man wählt und behält — gehandelt wird nirgends, die Verkäufer sind auch nicht aufdringlich; kurz die Angelegenheit erfordert minimalen Zeitaufwand. Ohne diese technischen Verkehrs-erleichterungen wäre das moderne Stockholm undenkbar. Auf je 6 Einwohner kommt ein Telefon, der Rekord unter allen Städten der Welt. Dabei haben diese Apparate zwei blendende Vorzüge: sie kosten im Abonnement nur 36 Kronen, also etwa 20 Rbl. jährlich und versagen nie! —

Die „Elektrische“ ist merkwürdigerweise Berliner Fabrikat, sie läuft durch fast alle Straßen, sogar die engsten und gewundensten der Altstadt. Diesem Umstande verdanke ich eine Szene, die mir gefallen hat. Ich fahre auf der vorderen Plattform, weil ich die Elektrische immer als besten Städteführer schätze. Der Wagen wird um die vielen Ecken und scharfen Kurven geschleudert, selbst stehe ich fest, mein Geld aber im offenen Portemonnaie wird in seinen bösesten Trieben unterstützt, gibt selbst das Rollen auf, denn es fliegt mit Geklirr auf das Pflaster. Vom Boden rette ich, was zu retten ist, quitiere resigniert das bedauernde Achselzucken des Schaffners und Führers, schätze meinen Verlust auf 15 Kronen — und der sprühende Funke treibt unsern Wagen mit Bligeseile weiter. Mit derselben Geschwindigkeit schwingt sich aber ohne Zucken vom Trittbrett ein wohlaussehender junger Mann und mit eilendem Fuße gewinnt er die Stätte meines unfreiwilligen Opfers. Wir verlieren ihn aus dem Auge und ich gönne seiner Behendigkeit den Lohn. Unser Wagen setzt sich nach einer Haltestelle wieder in Bewegung und fast vergesse ich den Zwischenfall, da schwingt sich wie er gegangen mit hochgeröteten Wangen der Jüngling aufs Brett, schüttet mir Geld in die Hände, entschuldigt sich, daß er nicht mehr gefunden, und ehe ich die würdigen Ausdrücke meiner Gefühle sammeln kann, ist er fort und ich komme mir vor wie Runigunde — die reine moderne Ballade. So ist man im Lande der Kronen! — Am Sonnabend herrscht der regeste Straßenverkehr, die Wagen der „Elektrischen“ strogen

von Menschen und ihre Aushängeschilder tragen die Aufschrift „fullfatt“. Fullfatt sind alle Restaurants, Hotels und Kaffees, alle Straßen und Plätze und dazwischen wird die Aufmerksamkeit der wogenden Menge auf eine Prozession gelenkt, die in feierlichem Schritt einherzieht und Reklame für Veranstaltungen am Sonntag macht. — Am Sonntag sind die meisten Museen und Sammlungen gratis oder für sehr billiges Entree geöffnet, der Zubrang des Volkes enorm, die Führung tadellos.

Meine Hauptarbeit in Stockholm lag auf dem Gebiet von Archivstudien, und da kann ich nicht umhin meine größte Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen für die große Zuvorkommenheit und sachverständige Förderung, die mir und meinen Interessen entgegengebracht wurde. Das Reichsarchiv ist ausgezeichnet geordnet und verwaltet, das Kriegsarchiv birgt noch viele ungehobene Schätze. In der Königlichen Bibliothek, die der Öffentlichkeit in liberalster Weise dient und wo ich reiches Material gefunden, bekam ich als Antwort auf meine dankende Anerkennung folgende graziöse Parole zu hören: „Eine Bibliothek ist nicht dazu da, um Bücher zu verwahren, sondern die Bücher der Bibliothek sind dazu da, um gelesen zu werden. Ein Bibliothekar muß gegen die Menschen ebenso treu wie gegen die Bücher sein und das Bindeglied bilden zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen der Geschichte und dem lebendigen Geiste der Zeit, der er angehört. Totenwächter wollen wir nicht sein! Nach dieser Tendenz wurden dort täglich an die 100 Personen vom senilen Forscher, dem professionellen Wissenschaftler und der wißbegierigen Jungfrau bis zum Schuljungen individuell behandelt, berücksichtigt und in jeder beliebigen Weltsprache bedient — eine glänzende Leistung. Könnte man ein Fünkchen dieses Geistes in die Bibliothek unseres Embachathens überleiten, dann wäre sie eine Stätte der Wissenschaft. — „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht!“ —

Ich blättere in meinen Notizen und sehe, daß der Stoff zu groß ist, um ihn im vorgelegten Rahmen zu bezwingen, ohne die Geduld des Lesers zu mißbrauchen. Also nur noch einiges spezifisch schwedische und dann muß ich von Stockholm Abschied nehmen.

Da ist vor allem die schwedische Gymnastik zu erwähnen, sie hat ihren Siegeslauf fast durch die ganze Welt gehalten, weil sie auf streng wissenschaftlichen anatomischen und physiologischen Grundsätzen aufgebaut und durch langjährige Erfahrungen der lebenden Praxis ausgebildet und weiterentwickelt ist. Der Schöpfer der schwedischen Gymnastik und Gründer der Zentraltturnanstalt war P. H. Ling, der Turnvater Schwedens, der vor 100 Jahren in Stockholm wirkte. Seitdem sind tausende von Zivilpersonen, Offizieren und Kommissionen aus Europa und Amerika dorthin gepilgert, um an diesem Zentralinstitut die schwedische Gymnastik zu studieren, und hunderte von Lehrern sind hier ausgebildet. Gymnastik ist als Unterrichtsfach obligatorisch in allen Schulen, und dieser Umstand hat die Entwicklung des ganzen Volkes so günstig beeinflusst, daß man nur die elastischen und harmonischen Bewegungen der Stockholmer gesehen zu haben braucht, um zur Überzeugung zu gelangen: dieses System der Körperentwicklung ist rationell. Und welcher Unterschied gegenüber der Jahn'schen Methode, die in Deutschland die Oberhand behalten hat? Mir scheint, in Deutschland wird mehr die Kraft, hier die Grazie betont, dort mehr Paradebrill und Disziplin, hier geregelter Betätigungsdrang unter Betonung von Zweckmäßigkeit und Harmonie. Mein verstorbener Turnlehrer, ein Koblenzer aus der Jahn'schen Schule, pflegte zu sagen: Junge, wenn Du im strammen Marsch durch den Turnjaal gehst, müssen die Fenster klirren. In Schweden würde solch eine Entfaltung des furor teutonicus schwerlich Beifall finden. Geturnt und gefochten wird hier in der Schule und in zahlreichen Privatvereinen, vor allem aber auch im Hause. Zur Selbstverteidigung hebt der Schwede selten die Hand, Duelle sollen seit 100 Jahren unbekannt sein. Es reizt ihn aber die Widerstände der wilden Natur zu überwinden und in dieser Richtung betätigt er sich auch im Sport.

Mein Aufenthalt in Stockholm fiel in eine recht sportlose Zeit, aber ich habe mir viel vorschwärmen lassen von den Vergnügen und der Genugtuung, die Jung und Alt hierin findet. Im Februar 1909 stehen die nächsten „Nordischen Spiele“ bevor, die alle vier Jahre stattfinden und zahlreiche Ausländer nach Stockholm locken. Im Winter beherrscht das Schlittschuhfahren, Eisklaufen, Eisjachtsegeln, Kälkefahren, Trabrennen zc. alle sportfreien

Menschen und sportlustigen Gemüter. Im Sommer regiert naturgemäß der Schwimmsport. Seine Wertschätzung gipfelt in den allgemein beliebten typischen „Promotionen“, bei denen an die geschicktesten Schwimmer, Damen und Herren, Kränze und Titel (Magister und Kandidaten der Schwimmkunst) als Belohnung für hervorragende Leistungen verteilt werden. Daneben wird Kanofahren, Segeln, Rudern, Ballspiel, Kampfspiele und vieles andere getrieben. Der Idrottspark (Stadtpark) in Stockholm ist großartig in seinen Dimensionen und seiner Anlage. —

Eine andere, ebenso rationell entwickelte wertvolle Betätigungsform wie Gymnastik und Sport, mit vorherrschend pädagogischem Charakter, ist von Schweden ausgehend in jüngster Zeit auch in andere Länder gedrungen und speziell in Livland unter dem Namen „Hausleiß“ bekannt. Der schwedische ursprüngliche Name dafür „slöjd“ (spr. sleud) hat internationale Geltung erlangt. Die Bekanntschaft eines der energischsten und wärmsten Vertreter der Samstola und des slöjds, des namhaften schwedischen Pädagogen Rektor Palmgren, bot mir die Möglichkeit, diesen Fragen näher zu treten und ich kann mir nicht versagen einige von seinen lichtvollen Argumenten zu gunsten des slöjds hier wiederzugeben. In der „Internationalen Bibliothek für Pädagogik“ äußert sich Rektor Palmgren in seinen „Erziehungsfragen“ unter anderem etwa wie folgt: Bei jedem Menschen finden wir Anlagen zum Guten wie zum Bösen. Bei dem Kinde sind die guten Anlagen vorherrschend. Zu diesen gehört vor allem der Drang nach Tätigkeit und Bewegung. Ein gesundes Kind geht gewöhnlich nicht, es läuft, und darin liegt ein deutlicher Fingerzeig dafür, wie es behandelt werden will. Mit Frische und Lebhaftigkeit, denn alle Langsamkeit ist ihm zuwider, weil es von der Natur mit unersättlicher Lebenslust begabt ist. Das Unterdrücken der dem Kinde von Gott gegebenen Tätigkeitslust ist gewöhnlich die Ursache des ersten Hervortretens der bösen Anlagen. Die Pflicht der Eltern und Erzieher ist es diesen Drang nicht zu unterdrücken, sondern zu befriedigen und in die rechte Bahn zu lenken, und diese liegt in der Arbeit, besonders der körperlichen Arbeit. Sie verleiht mehr als alles andere das Gefühl der Freude, des Glücks und der Zufriedenheit. „Ein durch edle nützliche Arbeit frohes befriedigtes Kind kann und will nichts Böses tun, möchte ich fast behaupten.“

In den Ländern, wo die Menschen fast ohne zu arbeiten leben können, haben die geistigen Kräfte nicht durch eine höhere Entwicklung Vorteil von dieser Freiheit, im Gegenteil, die tierischen Triebe nehmen überhand! Gerade darin, daß sich die Männer in den gebildeten Klassen der körperlichen Arbeit entziehen, gerade darin liegt nach Überzeugung des Verfassers die Wurzel der weichen Sitten, der schlechten Grundsätze, der Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht unserer Zeit. Besonders in den Jahren, wo sich der Körper stark entwickelt, wo die ersten starken Versuchungen sich einstellen, gerade da soll er unter das Joch der Arbeit gezwungen werden. — Man klagt über „die jungen Leute unserer Zeit“, man schiebt alle Schuld auf die Zeit, den Zeitgeist und die Jugend. Aber wer ist die Zeit? — die Zeit sind wir! Die Zeit und die Jugend sind so, wie wir Erwachsenen sie geschaffen! Die Ausführung einer Arbeit steht im nächsten Zusammenhang mit dem ganzen Charakter des Arbeitenden. Ehrliche gute Arbeit ruft unbedingt redliche Gedanken hervor und redliche Gedanken schaffen redliche brauchbare Menschen. — Hüten wir uns den pekuniären Wert der Slöjdarbeiten über den moralischen zu setzen! Geld haben wir genug, aber nicht genug redliche brauchbare Menschen!

Haben so zwingende Argumente und eine so warme Vertretung durch einen hochgeachteten Pädagogen wie Palmgren in Schweden noch nicht die obligatorische Einführung des Slöjds in die Schulen zu erreichen vermocht, so können wir unsere besonders stark belasteten Programme ja wohl kaum zu gunsten dieses fraglos eminent wichtigen Faches verändern, hoffen können wir aber, daß die Privatinitiative, auf die wir in so weitem Maße angewiesen sind, auch in diesem Falle nicht erlahmen möge, bis wir vielleicht einmal in so aufgeklärte Verhältnisse aufrücken, daß Schulpolitik nicht mehr von Beamten, sondern von Pädagogen getrieben wird, und dann — ja dann ist die Einführung des Slöjds gesichert. —

Mein letzter Spaziergang führt mich nach „Katarinahissen“ mit seinem weiten Fernblick; hier nehme ich Abschied von Stockholm, dann von meinen freundlichen Begleitern und Bekannten. Abends sehe ich vom Schiff aus noch einmal die Stadt — ein Lichtermeer auf schwarzem Grunde. — Am Landungskai ist eine ungeheure Menschenmenge versammelt, der Verkehr vom Bord zum

Ufer ist äußerst lebhaft und steigert sich von Minute zu Minute! Grüße und Rufe wogen hin und wieder, und als die Kabel gelöst sind und die Schrauben den Dampfer langsam in die dunkle Nacht rücken, da löst sich die Abschiedsschwüle: „Elafo Suomi!“ schallt es vom Ufer und in spontaner Begeisterung dröhnen es tausend Kehlen nach: „elafo suomi!“ Ein Gruß an den verlorenen Sohn von seiner alten Heimat. — Hütenschwenken, Tücherwehen, dann stille kalte Nacht, Leuchtfeuer, Wellenplätschern, Gedächtnisreflexe!

Heimkehr in den Frontdienst des Alltagslebens nach kurzer Erholungszeit muß jeglichen Reizes bar sein! Heimkehr, wenn sie stimmungsvoll sein soll, muß die Erfüllung einer langen Sehnsucht bergen. Die stärkste Abschiedsf sentimentalität wird aber ausgelöst, wenn man saturiert von dem, was die Erholung bot, dankbar scheidet. In dieser Stimmung verließ ich Stockholm.



Berichtigungen.

- S. 196 Z. 4 v. o. statt Myrata lies Myvatn.
 S. 209 Z. 11 v. u. statt Wateras lies Watwas.
 S. 233 in dem Gedicht Z. 1 statt Schied lies Schmied.

An unsere Leser.

Die „**Baltische Monatschrift**“ hat mit dem vorliegenden Hefte ihren **fünfzigsten Jahrgang** vollendet und beginnt im Januar ihren **einundfünfzigsten**.

Unter meist sehr ungünstigen Umständen hat sie dennoch bereits ein halbes Jahrhundert überdauert und ist bis heute am Leben geblieben, länger als es irgend einer andren baltischen Zeitschrift beschieden war.

Die Revolutionszeit hat auch ihr in der allerverhängnisvollsten Weise mitgespielt; nach dem Winter 1905/6 fiel die Zahl der Abonnenten, was damals durch die Zeitumstände nur allzu erklärlich war, plötzlich um ein ganz beträchtliches. Und bis heute sind nur wenige wieder zurückgekehrt. Wenn sie sich dennoch hat über Wasser halten lassen, so halfen dazu eben bloß Mittel, die aus andren Quellen flossen. Noch einmal aber soll der Versuch gemacht werden. Ob es jedoch auch noch weiterhin möglich sein wird, unsere alte Monatschrift fortzuführen, das wird ganz davon abhängen, wie weit sich das Interesse unsrer deutschen Gesellschaft, die vor der Revolutionszeit zu ihrem Leserkreise gehörte, sich ihrer wieder erinnert und sich ihr aufs neue zuwendet. Es wäre doch schade, wenn unsre einzige alte Zeitschrift so sang- und klanglos eingehen müßte.

Daher hält der Herausgeber nochmals, wie schon im vorigen Jahre, es für seine Pflicht, sich mit der schlichten Bitte an die Leser unsrer Monatschrift zu wenden, nach Möglichkeit auch ihrerseits dazu mitzuhelfen, ihr die alten Freunde wieder zuzuführen, ihr neue zu gewinnen.

Der Herausgeber der „B. M.“